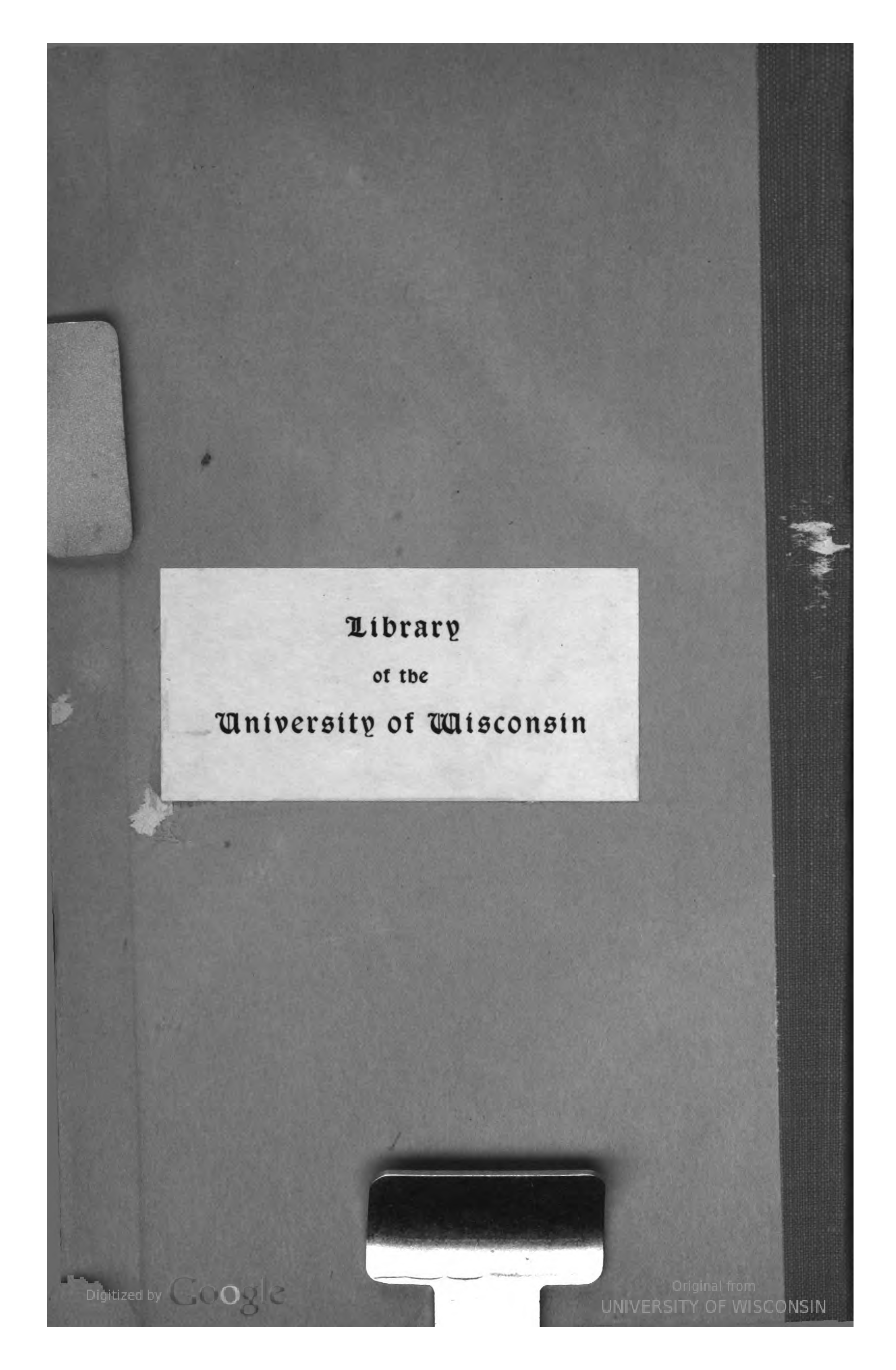
Johannes Calvin

Ein Lebens- und Zeitbild aus dem Reformationsjahrhundert

Von Dr. P. Paulsen.

Stuttgart
Chr. Belser'sche
Verlagsbuchhandlung


Library
of the
University of Wisconsin





Johannes Calvin.



Johannes Calvin.

Ein Lebens- und Zeitbild aus dem Reformationsjahrhundert.

Zum 400jährigen Geburtstag des Reformators am 10. Juli 1909.

Von

Dr. Peter Paulsen.

Mit dem Bild Calvins.



Stuttgart.
Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung.
1909.



Monotypesatz und Druck der Chr. Belserschen Buchdruckerei, Stuttgart.



Motto: Ὁ ζῆλος τοῦ οἴκου σου καταφάγεταί με, Joh. 2, 17, d. h.: Der Eifer um dein Haus hat mich gefressen.

Cor meum velut mactatum Domino in sacrificium offero, d. h.: Mein blutendes Herz bringe ich dem Herrn zum Opfer dar. (Calvins Siegel.)

Inhalt.





Einleitung.

Mit Luther ist es uns und wohl auch andern umgekehrt ergangen wie mit Calvin. In der Jugend erschien uns der deutsche Reformator — vielleicht infolge etwas zu einseitiger Beleuchtung in der Schule — nicht bloß als Prophet, als Nationalheld, als der größte deutsche Mann, sondern fast als ein Heiliger. Als wir dann später auch seine Schwächen kennen lernten und auch gegnerische Darstellungen lasen, trat eine Art Reaktion ein, die geneigt machte, den großen Mann zu **unter**schätzen. Allmählich aber klärt sich das Urteil ab. Man lernt einsehen, daß Luther trotz all seiner Größe kein Heiliger war, sondern ein voller, ganzer Mensch mit vielen herrlichen, aber auch mit menschlichen, allzu menschlichen, ja sündlichen Eigenschaften. Aber dadurch wird er uns im Grunde kaum kleiner, sondern er kommt einem nur menschlich näher; man lernt den Bewunderten nun auch verstehen, mit ihm fühlen, ja ihn lieben. Und manche ärgerliche Aussprüche wie „pecca forte, sed crede fortius" d. h. sündige tapfer, aber glaube noch tapferer", „Will Fraue nicht, so komme Magd" usw.; sowie sein sehr bedauerliches Verhalten in der Affäre der Doppelehe Philipps von Hessen und ähnliches können einem sein Bild nicht mehr verdunkeln, sondern sind eben die Schatten, die überall vorhanden sind, wo so starkes Licht ist. Man muß den deutschen Reformator aus dem Ganzen und Vollen heraus verstehen. Den Katholiken und Ultramontanen aber, die uns des großen Mannes Bild verunglimpfen, kann man am besten heimleuchten mit dem Bild jenes Münchener Malers: Ein Reiter auf edlem Renner dahinstürmend, dahinter steht ein Mönch und zeigt triumphierend auf einer großen Schaufel der Menge, was das edle Tier hinten hat fallen lassen. Diese plastische Szene veranschaulicht treffend, wenn auch sehr drastisch, wie ein Janssen, Denifle und auch Döllinger in seiner ersten Periode Luther dargestellt haben. Der letztere hat freilich später seine Meinung gründlich geändert und in Worten hoher Anerkennung von ihm gesprochen.

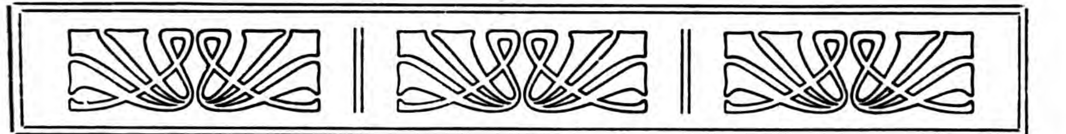
Ganz anders Calvin! Es machte auf das weiche, kindliche Gemüt einen abschreckenden, ja abstoßenden Eindruck, als es im Religionsunterricht von seiner Prädestinationslehre hörte, der zufolge der liebe Gott, unser aller Vater, von Ewigkeit her einen großen, ja den größten Teil der Menschheit zur ewigen Verdammnis und unaufhörlichen Höllenqualen vorherbestimmt hat, denen sie nun unter keinen Umständen entrinnen können. Schon das genügte, um dem religiösen Kinde den Genfer Reformator als einen harten, finsteren Mann erscheinen zu lassen, auch wenn nicht noch andere Einzelzüge seines Lebens, vor allem die Verbrennung Servets wegen der Leugnung der Dreieinigkeit, diesen Eindruck bestätigt und vertieft hätten. Bei vielen religiösen Gemütern in nichtreformierten Landen — von religiös indifferenten Menschen ist hier nicht die Rede — bleibt dieser Eindruck in der Hauptsache vielleicht für immer haften. Verhältnismäßig wenige werden sich später in das Leben des großen reformierten Kirchenerneuerers und Theologen vertiefen und dann allerdings entdecken, daß ihre Auffassung einseitig und ihre Jugendeindrücke nicht zutreffend waren. Calvin ist nicht der Tyrann, als der er nach seiner Prädestinationslehre und einzelnen harten, fast grausamen Handlungen seines Lebens erscheinen könnte. Auch er ist ein Mann mit vielen hervorragenden und liebenswerten, großen und edlen Eigenschaften und Anlagen. Freilich ganz anders als Luther. Man kommt ihm, auch wenn man sich ernstlich und verständnisvoll in seine Lebensgeschichte vertieft, wohl meist menschlich nicht so nahe wie dem deutschen Reformator. Aber er steht trotzdem an menschlicher und christlicher Größe wie an kirchlicher und weltgeschichtlicher Bedeutung kaum hinter ihm zurück, wenn er auch ganz anders geartet ist, und seine Tugenden wie seine Schwächen anderswo liegen. Auch hier gilt das Wort des großen Apostels: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist e i n Geist. Und es sind mancherlei Ämter, aber es ist e i n Herr. Und es sind mancherlei Kräfte; aber es ist e i n Gott, der da wirket alles in allen. In einem jeglichen erzeigen sich die Gaben des Geistes zum g e m e i n e n Nutzen“, 1. Kor. 12, 4—7. Ja, zum allgemeinen Nutzen der ganzen evangelischen Christenheit haben sich die Gaben der beiden größten Reformatoren des Reformationsjahrhunderts erzeigt; sie haben sich in ihrer geistigen Eigenart ergänzt, tun es in den Wirkungen ihres gigantischen Lebenswerkes noch heute und sollen es auch in Zukunft tun zum Segen für die ganze evangelische Kirche und den gesamten Protestantismus.

Am 10. Juli 1909 sind 400 Jahre seit der Geburt Calvins verflossen. In weitesten Kreisen rüstet man sich, den Geburtstag des großen Reformators feierlich und würdig zu begehen. Genf führt in diesem Jahre zwar die schon länger beschlossene Trennung der von Calvin begründeten engen Verbindung von Staat und Kirche, die ihre Zeit gedauert und ihre Dienste geleistet hat, durch; nichtsdestoweniger denkt die Stadt mit Dankbarkeit

ihres großen Reformators, dessen Gepräge sie noch in manchen Zügen trägt, und plant mit Hilfe der reformierten Kirchen aller Länder für ihn und seine nächsten Mitarbeiter ein würdiges Denkmal. Aber nicht nur Genf, nicht bloß die reformierte Christenheit, nein, der ganze Protestantismus wird diesen Tag mitfeiern; viele, die es sonst nicht täten, werden Gelegenheit nehmen, sich mit Calvin und seinem Werk näher zu beschäftigen, und reicher Tribut in Wort und Schrift wird ihm gezollt werden.

Auch die folgenden Blätter möchten an ihrem Teil dazu beitragen, daß Calvins Persönlichkeit und Bedeutung immer mehr verstanden und gewürdigt werde. Sie wollen das Leben des großen Reformators gerecht und unparteiisch schildern, ihn in seiner Eigenart und seinem Wirken verstehen lernen und ihn dadurch den Lesern menschlich näher bringen. Wir haben unserem Lebensbilde die besten Quellen über Calvin zugrunde gelegt und neben einer relativen Gründlichkeit und Vollständigkeit gedrängte Kürze und anschauliche Allgemeinverständlichkeit angestrebt.





1. Kapitel.

Jugend und Jünglingsalter.

(1509—1534.)

Johannes Calvin (eigentlich Cauvin oder Caulvin, latinisiert Calvinus) wurde geboren am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie (im nördlichen Frankreich). Er entstammt dem besseren Bürgerstande. Sein Vater hatte sich aus dem Handwerkerstande zur Stellung eines geachteten Beamten heraufgearbeitet. Seine Mutter, eine geborene Johanna Frank aus Cambrai, hatte wahrscheinlich deutsches Blut in den Adern. Sie zeichnete sich nicht durch besondere Gaben des Geistes aus, war jedoch eine sehr eifrige und fromme Katholikin und erzog auch ihre Kinder — außer Johannes noch zwei Söhne und zwei Töchter — zu derselben Frömmigkeit. Ging sie z. B. mit ihnen aus, so hielt sie ihre Kinder an, unter freiem Himmel Gebete herzusagen. Vielleicht hängt es mit dieser Frömmigkeit der Mutter zusammen, daß Johannes schon in seinen Kinderjahren für das geistliche Amt bestimmt wurde.

Der Knabe schien seiner ganzen Natur nach zum Gelehrten geschaffen. Bei schwächlichem Körper zeigte er von früh an ganz hervorragende Geistesgaben und eine stetige, ernste Willensrichtung, so daß er schon als Knabe das Böse an seinen Kameraden rügte und es bei sich selbst ernstlich bekämpfte.

Der Vater wollte seinem begabten Sohn eine gediegene wissenschaftliche Bildung vermitteln. Da er zu den Adelsfamilien der Gegend Beziehungen hatte, so setzte er es durch, daß die vornehme Familie von Mommor den Knaben in ihr Haus aufnahm und mit ihren Söhnen erziehen ließ. Die Kosten jedoch trug der Vater selbst. Der junge Calvin weilte gern in diesem Hause und hat ihm zeitlebens ein gutes Andenken bewahrt. Herr

von Mommor ernannte seinen Schützling, noch ehe dieser das 12. Lebensjahr erreichte, den kanonischen Regeln, um die sich damals niemand kümmerte, zum Trotz zum Kaplan an der Kapelle de la Gesine, über die er das Patronat ausübte, und wandte ihm auf diese Weise die bezüglichen kirchlichen Einkünfte zu.

Nach der privaten Vorbereitung durch Hauslehrer bezog Calvin mit den Söhnen des Herrn von Mommor die berühmten Schulen zu Paris. Er war damals erst 14 Jahre alt. Bei einem Oheim wohnend, besuchte er zuerst das College de la Marche, eine Art Obergymnasium, das unter der Leitung des ebenso rechtschaffenen als gelehrten Maturinus Cordier stand. Wie wenig ahnte der Lehrer damals, daß dieser blasse, schüchterne Knabe einst seinem Leben eine ganz neue Richtung geben und daß er selbst später ein Schüler und Gehilfe seines Schülers werden würde! Cordier erzog, wie Calvin ihm noch nach vielen Jahren nachrühmte, die Jugend nicht bloß zu Frömmigkeit und guten Sitten, sondern auch zum Eifer für die Wissenschaften und pflegte in ihr den Sinn für alles Schöne und Edle. Besonders lernte Calvin in dieser Schule tüchtig Latein und überflügelte in der Grammatik bald alle seine Mitschüler.

Bereits in einem Jahre hatte Calvin Cordiers Schule durchlaufen und trat nun in das College Montaigu ein, wo er sich namentlich im scharfen, begrifflichen Denken, der Mathematik und der scholastischen Philosophie ausbildete und durch seine glänzenden Geistesgaben seine Altersgenossen sämtlich überstrahlte.

Mit dem 18. Lebensjahr konnte er die eigentliche Hochschule, die berühmte Sorbonne in Paris, beziehen. Die Mittel zum Studium besaß er; denn sein Vater wirkte ihm um diese Zeit noch eine weitere Pfründe aus, die Pfarrei von St. Marteville, die dem achtzehnjährigen Jüngling nach einer kurzen, gelehrten Disputation am 27. September 1527 übertragen wurde, obgleich Calvin noch nicht die dazu nötigen Weihen empfangen hatte. Er hat sich übrigens nie persönlich unter seinen Pfarrkindern sehen lassen.

Kaum hatte jedoch Calvin seine theologischen Studien an der Pariser Hochschule begonnen, als der Vater, der stolz auf die glänzenden Gaben seines Sohnes war und etwas Großes aus ihm machen wollte, ihm die Weisung zukommen ließ, sich statt der Theologie dem Studium der Jurisprudenz zuzuwenden, da die Laufbahn eines Rechtsgelehrten einem so hervorragenden Talent noch höhere Ehren in Aussicht stelle. „Wer reich und mächtig werden will", meinte der ehrgeizige Mann, „der müsse jetzt offenbar diesen Stand ergreifen". — Von Jugend auf an strikten Gehorsam gegen die väterliche Autorität gewöhnt, kam der Jüngling dieser Weisung ohne weiteres nach. Das Studium der Rechte wird zudem seinem scharfsinnigen, strenger Ordnung zugewandten Geiste zugesagt haben.

Die berühmtesten Rechtsschulen Frankreichs waren damals in Orleans und Bourges. An beiden studierte Calvin mit demselben Eifer, Fleiß und Erfolg, den wir schon an ihm kennen. Wegen seiner erstaunlichen Fortschritte erschien der junge Mann allen bald als ein Wunder an geistiger Kraft und Scharfsinn. Selbst einer seiner erbittertsten Gegner muß ihm zugestehen, daß er über alle seine Mitschüler hinausgeragt habe durch die Fähigkeit des Begreifens und die Stärke des Gedächtnisses. Die Aufsätze, in denen er Tag für Tag die Vorträge seiner Lehrer zu Papier brachte, seien von wunderbarer Klarheit und einer seltenen Schönheit der Sprache gewesen. Die Professoren betrachteten den 19jährigen Studenten bald als ihresgleichen. Wenn sie am Lesen verhindert waren, baten sie ihn, statt ihrer die Vorlesung zu halten. Aus freiem Antrieb ernannte ihn die juristische Fakultät einstimmig zum Doktor der Rechte.

Diese außerordentlichen Erfolge verdankte der junge Calvin der Verbindung seiner eminenten geistigen Begabung mit einem außerordentlichen Fleiß und einer erstaunlichen Selbstzucht. Nach der Aussage seiner Studiengenossen aß er nur wenig und schlief kaum ein Drittel der Nacht. Wenn er früh morgens aufwachte, wiederholte er sich im Bett liegend alles, was er den Tag vorher gehört und gelesen hatte. Niemand durfte ihn in dieser Beschäftigung stören. Wahrscheinlich hat er sich, wie schon sein erster Biograph Beza bemerkt, durch diese Lebensweise die Magenschwäche und Kränklichkeit zugezogen, die seinen verhältnismäßig frühen Tod verursachte. Aber durch diese scharfe Selbstzucht brachte er auch den Leib unter die Herrschaft des Geistes und bereitete sich aufs beste für seinen weltgeschichtlichen Lebensberuf vor.

Neben seinem juristischen Fachstudium betrieb Calvin in dieser Zeit aufs eifrigste das Studium der Theologie, vor allem der hl. Schrift. Ein Verwandter von ihm, Olivetan, der den Anschauungen der deutschen Reformatoren zuneigte und die Bibel ins Französische übersetzte, veranlaßte ihn zum Bibelstudium. Dadurch mußte der junge Student Eindrücke empfangen, die mit seinen bisherigen römisch-katholischen nicht übereinstimmten. Doch deutet alles darauf hin, daß der entscheidende Wendepunkt seiner „Bekehrung“, von dem er selber einigemal redet, damals noch nicht eingetreten war.

Nach etwa einjährigem Studium siedelte Calvin von Orleans nach Bourges über, um hier seine Studien fortzusetzen. Bei dem gelehrten deutschen Professor Melchior Wolmar aus Rottweil bildete er sich im Griechischen weiter und lernte unter der Leitung dieses ernst gläubigen Mannes, zu dem er sich bald innig hingezogen fühlte, die Briefe Pauli in der Ursprache lesen und verstehen. Im Hause Wolmars sah er auch zuerst einen Knaben, der nach zwanzig Jahren sein bester Freund und Mithelfer und später sein Nachfolger werden sollte, nämlich Theodor von Beza.



Um diese Zeit starb Calvins Vater und damit wurde das stärkste Band, das den jungen Mann bei seinem juristischen Studium hätte festhalten und sein Streben nach weltlichen Ehrenstellen hätte beflügeln können, gelöst. Seine Seele war nun von aller Menschenknechtschaft frei, frei für Gott.

Im Jahre 1529 beendigte Calvin als 20 jähriger seine eigentliche Studienzeit und siedelte wieder nach Paris, als dem geistigen Mittelpunkte des Landes, über. Einen wirklichen Bruch mit den Anschauungen der römischen Kirche verraten seine Briefe aus dieser Zeit noch nicht. Doch leuchtet aus ihnen schon ein großer sittlich-religiöser Ernst hervor. So schreibt er einem Freunde, dessen Schwester als Nonne in ein Frauenkloster treten wollte und mit der er ernstlich über die Beweggründe dieses Vorsatzes gesprochen hatte: „... Als ob sie mit einer Puppe spielte, redete sie von dem Gelübde. Natürlich, daß ich sie nicht von ihrem Vorsatz abzubringen suchte, sondern mich darauf beschränkte, sie mit einigen Worten zu ermahnen, auf die eigenen Entschlüsse doch nicht allzuviel Vertrauen zu setzen, sondern vielmehr recht auf Gottes Kraft sich zu stützen, in der wir leben und sind".

Im übrigen hatte er in dieser Zeit, wie andere ideal gesinnte junge Männer seines Alters, Sinn und Verständnis für edle Freundschaft und schloß sich auch nicht ganz gegen die Erholungen und Freuden der Jugend ab, wenn er auch für seine jungen Jahre ungewöhnlich ernst war und zurückgezogen lebte.

Die erste Frucht seiner gelehrten Arbeiten war ein Kommentar zum Buche Senekas über die Gnade, der im Jahre 1532 erschien. Offenbar wollte der junge Gelehrte sich durch dies scharfsinnige und gelehrte Werk einen Namen in der wissenschaftlichen Welt machen und eine Stellung gewinnen. Aus den Briefen, die er um diese Zeit an seine Freunde schrieb, klingt die ganze Aufregung und Unruhe des jungen Autors hervor, der sich zum erstenmale gedruckt sieht. So heißt es in einem derselben: „Schreibe mir doch vor allem, ob meine Kommentare mit Beifall oder mit Kälte aufgenommen werden. Zugleich müssen wir nun von allen Seiten die Druckkosten wieder zusammenbringen, damit mein Kredit nicht leide".

Der Kommentar ist übrigens ein Zeugnis seiner ungewöhnlichen Gelehrsamkeit und gründlichen Kenntnis der klassischen Literatur. Er zeigt auch schon die schriftstellerischen Vorzüge der späteren Schriften Calvins: scharfsinnige Gedankenführung und Klarheit des Stils, hervorragendes Geschick der Auslegung und einen für alles Edle und Schöne glühenden Sinn. Von Seneka rühmt er besonders das Eine, daß er in der Behandlung der *sittlichen* Fragen alle übertreffe und wie ein König unter den andern Schriftstellern des Altertums dastehe. Man hat behauptet,

Calvin habe mit diesem seinem Erstlingswerk der Sache der Reformierten, **deren** blutige Verfolgungen gerade damals begannen, einen Dienst leisten **wollen.** Aber zu dieser Annahme gibt der Kommentar nicht den geringsten Anlaß. Er zeigt vielmehr, daß der junge Autor damals noch nicht zum vollen Verständnis des Evangeliums hindurchgedrungen war und daß in dieser Zeit ganz andere als religiös=reformatorische Gedanken im Mittelpunkt seines Interesses standen. Allerdings sollte es nicht lange mehr dauern, bis ihm die Augen für die Herrlichkeit Gottes und die Sache der Reformation geöffnet werden.

Schon seit zwei Jahrzehnten gab es in Frankreich nicht wenig ernste und innerlich gerichtete Seelen, die sich immer entschiedener von dem veräußerlichten und entstellten Christentum der Kirche Roms ab und dem Evangelium der Bibel zugewandt hatten. Unter ihnen ist namentlich der milde und fromme Lefevre zu nennen, der von seinem Lehrstuhl an der Pariser Universität aus auf einen größeren Kreis in diesem Sinne einwirkte und die Studierenden auf die heilige Schrift hinwies, anstatt auf die Legenden der Heiligen und die unfruchtbaren Lehrbücher der Scholastik. Seine Auslegung der paulinischen Briefe erregte (1512) großes Aufsehen, und in weiten Kreisen begann ein Zweifeln an der römischen Kirche, ein Suchen und Fragen und Forschen nach der Wahrheit. Entscheidend für diese hoffnungsvolle Bewegung in Frankreich war das Auftreten Luthers in Deutschland. Denn auf der einen Seite drang, wie es in einem Tagebuch jener Zeit heißt, die Nachricht hievon gleich einem Posaunenstoß in die Gemüter aller evangelisch Gesinnten und weckte die Geister auf durch ganz Frankreich hin. Auf der andern Seite erhielten nun die Feinde der religiösen Erneuerung den schon lange erwünschten Anlaß zum offenen Einschreiten, und die Folgen mußten eine Sichtung und Scheidung der Geister sein, wie sie bisher noch nicht zutage getreten war. In der nun beginnenden Verfolgungszeit wurde es offenbar, wie tiefe Wurzeln das Evangelium bereits in allen Ständen und Gegenden Frankreichs geschlagen hatte.

Ein auserwähltes Rüstzeug in dem schweren Kampfe, der der reformatorischen Sache in Frankreich bevorstand, sollte Calvin werden, dessen Bekehrung zu Gott und dem Heiland seiner Seele in das Jahr 1533 fällt. Es ist nicht eben viel, was wir von dieser inneren Entscheidung und Umwälzung wissen. Denn Calvin war eine zurückhaltende, geistlich keusche Natur, die nicht gern über sich selbst redete. In der schönen Vorrede zu seiner Psalmenauslegung erwähnt er, wie Gott ihn durch mancherlei innere Führungen dazu bereitet habe, daß er fähig geworden sei, die persönlichen Erfahrungen des Glaubens, die sich in den Psalmen so herrlich und ergreifend aussprechen, zu fassen und zu verstehen. Und in dem berühmten Schreiben an den Kardinal Sadolet, auf das wir später ausführ=

licher eingehen werden, setzt er mit kurzen Worten auseinander, wie seine Seele allmählich zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen und über alle die feindlichen Vorurteile, Zweifel und Fleischesbedenken Herr geworden sei, die sie in dem alten Wesen zurückhalten wollten.

Calvin sagt selber an einer Stelle, daß er in früheren Tagen dem päpstlichen Aberglauben so hartnäckig ergeben gewesen sei, wie nur einer, daß er sich vor der Autorität der Kirche gebeugt, die Neuerer, die dies Heiligtum anzutasten wagten, verabscheut, ihre Gründe nur ungeduldig angehört und leidenschaftlich widerlegt habe. Er beschreibt seinen inneren Zustand in dieser Zeit in dem Briefe an den Kardinal Sadolet mit folgenden Worten:

„Wohl war ich als ein Christ erzogen worden und hatte immer, o Herr, den Glauben an dich bekannt. Aber eben nur in **dem** Glauben war ich unterrichtet worden, der damals der allgemeine war. Dein Wort war unterdrückt; für gewöhnliche Menschen, lehrte man uns, bedürfe es nichts als des blinden Gehorsams gegen die Kirche. Das Wenige aber, das man mir mitgeteilt, war solcher Art, daß es mich weder zu einem rechten Dienste deiner Gottheit anleitete, noch eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens mir verschaffte, noch mich heiligte zu dem, was eines Christenmenschen Aufgabe ist. Ich wußte, daß du der einige Gott seist, aber da ich nicht wußte, wie dir dienen, so fiel ich gleich beim ersten Schritt wieder von dir ab. Ich glaubte, daß ich durch den Tod deines Sohnes errettet sei von der ewigen Verdammnis, aber ich dachte mir eine Erlösung, deren Kraft sich nie wirksam an mir erweisen müsse. Ich erwartete einen zukünftigen Tag der Auferstehung, aber wenn ich daran dachte, erschrak ich wie vor dem größten Unheil, das mir drohe. Mit meinen Werken meinte ich dich versöhnen zu müssen, mit Opfer und Fürbitte suchte ich deinen Zorn abzuwenden. Aber wenn ich dies alles getan hatte, so genoß ich doch höchstens einen kurzen Augenblick der innern Ruhe, und war im Grunde meines Gewissens so fern als je von einem dauernden Frieden. So oft ich in mein Inneres einkehrte, oder meine Gedanken zu dir emporheben wollte, durchdrang mich immer wieder eine unnennbare Angst, die keine Sühnung, kein genugtuendes Werk mehr stillen mochte. Und je klarer mir mein Zustand vor Augen trat, von um so schärferen Stacheln wurde mein Gewissen gepeinigt, so daß mir kein anderes Trostmittel mehr übrig blieb, als die unselige Täuschung des Selbstvergessens."

Über diese Periode seiner religiösen Entwicklung war er indes seit seinem Aufenthalt in Orleans und Bourges hinaus. Das Bibelstudium hatte ihn tiefer in die Wahrheit hineingeführt. Mit seinem klaren, ein-



dringenden Verstande *erkannte* er die Wahrheit der Schrift und die Verderbnis der römischen Kirche, und die tiefste Sehnsucht seiner aufrichtigen Seele kam der ewigen Wahrheit entgegen. Doch wie in jedes Menschen Herzen, so waren auch in dem seinigen Widerstände gegen eine völlige Übergabe an Gott vorhanden: Natürlicher Stolz, Selbstgerechtigkeit und Mißtrauen gegen die freie Gnade Gottes in Christo. Nach Reichtum, Wohlleben und hoher äußerer Stellung freilich stand Calvins Sinn nicht. „Ich hätte zu dem allen leicht kommen können", schrieb er später an Sadolet, „aber darauf war die Sehnsucht meines Herzens nie gerichtet". Doch hätte er dem natürlichen Menschen nach gern etwa als angesehener Hochschullehrer in aller Stille seinen Studien gelebt; denn er hatte eine Abneigung gegen die Unruhe des Weltlebens und eine Scheu vor dem Kampf in der öffentlichen Arena. Und er hat sich ohne Zweifel oft genug vorgehalten, welche Kämpfe eine entschiedene Hinwendung zur Sache des Evangeliums und der Reformation für ihn zur Folge haben würde; denn gerade damals hatte er in Paris zuerst die Schauspiele vor Augen, die mit erschütternder Stimme zu ihm reden mußten. Er sah, wie die Anhänger der neuen Lehre in Verfolgung und Banden, in den Flammen und Qualen des Scheiterhaufens ihren Glauben bekannten, Frieden im Gewissen hatten und an ihrem Gott und Erlöser festhielten.

Das muß auf Calvin, der mit rücksichtslosem Ernst die Wahrheit suchte, einen starken Eindruck gemacht haben. Was er war, das wollte er *ganz* sein, und was er als Wahrheit erkannt hatte, auch unbedingt in seiner ganzen Persönlichkeit Gestalt gewinnen lassen. Das halbe Wesen, mit dem so viele Christen sich je und je begnügt haben, war seiner Natur ganz und gar zuwider. Er sah sich vor die große innere Entscheidung, die für sein ganzes ferneres Leben bestimmend werden sollte, gestellt, und *mit einem Male*, wie er sagt, hat sich schließlich die längst vorbereitete, große innerliche Wandlung in ihm vollzogen. „Gott hat sie plötzlich gewirkt", sagt er in seiner Vorrede zu den Psalmen von seiner Damaskusstunde, „plötzlich mein Herz dem Gehorsam seines Willens unterworfen". Und es war in der Tat eine so völlige, einschneidende Umwandlung, wie wir ihrer in der Geschichte des Christentums und der Kirche nicht viele kennen. Calvin war von nun an ein unbedingtes Werkzeug in der Hand seines himmlischen Meisters, dem er mit allen Kräften Leibes und der Seele, des Willens und des Verstandes angehörte. Unerschütterlich fest stand ihm seine Erwählung und Versiegelung zum ewigen Leben. „Gleichsam durch eine Offenbarung", sagt einer seiner Biographen (Henry), „muß sich ihm damals die Überzeugung gebildet haben, daß er in Jesu ein von Ewigkeit zu Ewigkeit Erwählter sei. Nie in seinem Leben findet sich auch nur die leiseste Ahnung eines Zweifels über diesen Punkt. Seine ersten wie seine letzten theologischen Schriften atmen in dieser Beziehung die-



selbe felsenfeste Gewißheit, die auch in den Worten des Sterbenden noch einmal aufleuchtet, ehe er sein Haupt neigt und hinübergeht, um vor seinen Gott zu treten."

Hatte Calvin vorher hauptsächlich mit Gelehrten verkehrt und mit ihnen religiöse Fragen erörtert, so trieb es ihn um die Zeit seiner Bekehrung, auch mit den einfachen, gläubigen Laien, denen das Evangelium Kraft und Leben war, in Verkehr zu treten. Binnen wenigen Monaten war er mit ihnen allen bekannt. Besonders einem reichen Pariser Kaufmann, Etienne de la Forge, der wenige Jahre später für seinen evangelischen Glauben den Märtyrertod starb, trat er bald so nahe, daß dieser von nicht geringem Einfluß auf die entscheidende Wendung in Calvins Leben gewesen zu sein scheint. „Wie oft habe ich Calvin in späterer Zeit seiner erwähnen hören", berichtet Beza, „und nie ohne den Ausdruck der innigsten Bewunderung für sein frommes Wesen". Auch in einer seiner Schriften segnet Calvin das Andenken de la Forges, „dieses heiligen Märtyrers des Herrn".

Das kleine Häuflein der Gläubigen in Paris war um jene Zeit in sehr bedrängter Lage. König Franz I. von Frankreich, von dem man eine Zeitlang den Eindruck gehabt hatte, als stehe er der reformatorischen Bewegung, wenn nicht freundlich wie seine Schwester Margarete, die spätere Königin von Navarra, so doch neutral und objektiv gegenüber, hatte sich aus politischen Erwägungen heraus wieder dem Papst genähert und seinen Sohn mit der intriganten und bigott katholischen Katharina von Medici, die den Evangelischen Frankreichs so unheilvoll werden sollte, verlobt. Die Folge war seine Stellungnahme gegen die neue Lehre und die rücksichtslose Unterdrückung ihrer Anhänger. Auf dem Greveplatz in Paris wurden wieder die Scheiterhaufen angezündet, und um die ihrer Lehrer beraubte Gemeinde in Paris wäre es wohl geschehen gewesen, wenn nicht gerade in dieser Stunde schwerer Bedrängnis Calvin in ihre Mitte getreten wäre. Es ging ihm hier wie noch oft in seinem Leben: obgleich er von Natur eher schüchtern und zurückhaltend war, sah er sich infolge seiner ganz überragenden Geistes- und Charaktereigenschaften, auf die man bald aufmerksam wurde, als geistlichen Mittelpunkt der Pariser Gemeinde. Und dies kam insofern ja seinen innersten Neigungen entgegen, als er nach seiner Bekehrung keinen brennenderen Wunsch kannte als den, seine Brüder zu stärken und die Sache des Evangeliums mit allen Kräften, die ihm zu Gebote standen, zu fördern. „Ehe noch das Jahr zu Ende war", schreibt Calvin, „sah ich mit dem größten Erstaunen alle zu mir herankommen, denen es um die Erkenntnis des reinen Evangeliums zu tun war, um sich von mir darin unterrichten zu lassen, von m i r, der ich selber erst angefangen hatte, zu glauben und zu erfahren. Ich nun meinesteils, der ich von etwas schüchternem und ängstlichem Gemüte bin, und immer die Zurückgezogenheit und Ruhe liebte, begann irgend ein Mittel zu suchen, um mich dem allzu

großen Andrange zu entziehen. Aber umsonst; jede einsame Stelle wurde mir wieder zur öffentlichen Schule".

Die Gemeinde fand in seiner scharf ausgeprägten, lichtvoll dargelegten Lehre gerade das, was ihr fehlte und not tat. Dabei war seine Lehrweise einfach und ungesucht, vermittelte aber schon damals eine solche tiefe Erkenntnis und sittlichen Ernst, daß ihn niemand hören konnte, ohne innerlich ergriffen zu werden. Indes begnügte sich Calvin nicht mit dieser stillen Erbauung der Gläubigen im engen Kreise. Sein weitschauender und hochstrebender Geist wollte die Sache des Evangeliums in die breite Öffentlichkeit tragen. Zu diesem Zweck suchte er Verbindungen mit einflußreichen Männern der Wissenschaft und Kirche, die im Stillen den reformatorischen Ideen zuneigten. Besonders mit dem frommen Rektor der Pariser Universität Wilhelm Kop, einem Deutschen von Geburt und Mediziner von Beruf, war er befreundet, und da Kop durch seine Vorträge, die er als Rektor bei feierlichen Anlässen vor einem großen, gebildeten Publikum zu halten hatte, einen nicht geringen Einfluß ausübte, so arbeitete Calvin mit ihm zu Allerheiligen des Jahres 1533 eine Rede aus, die in etwas verhüllter, aber doch leicht erkennbarer Weise die Grundsätze der Reformation auseinandersetzte und als Höchstes empfahl. Die Sache erregte ungeheures Aufsehen und wurde von einigen Mönchen sofort dem Gerichtshof hinterbracht. Die beiden Freunde mußten, um ihr Leben zu retten, fliehen. Kop wandte sich nach seiner Vaterstadt Basel, und Calvin, auf den alsbald der Verdacht der Mitverfasserschaft gefallen war, verließ seine Wohnung in dem Augenblick, als die Häscher dieselbe gerade von der andern Seite her betraten. Im Volke hat sich die Legende erhalten, einige Freunde hätten ihn gleich Paulus — mit dem Calvin manche gemeinsame Züge aufweist — in einem Korbe zum Fenster hinabgelassen und der junge Reformator sei dann in den Kleidern eines Weinbauern aus Paris entflohen. Indes ist dieser Zug nicht geschichtlich beglaubigt, wenn ihn auch einige Historiker nacherzählen.

Calvin fand ein Asyl bei seinem Freunde, dem Kanonikus Louis du Tillet in Angouleme, bei dem er sich unter dem Namen Charles de Espeville fast ein Jahr aufhielt. Hier lebte er in aller Zurückgezogenheit seinen Studien, die seinem bald erschienenen berühmten Hauptwerk zu gute gekommen sind. „Was die Zukunft betrifft", schreibt Calvin in dieser Zeit an einen Freund, „so verlasse ich mich auf den Herrn, dessen Vorsehung alles zum Voraus bestimmt. Er wird es versehen. Ich habe schon lange gelernt, daß wir Menschen nicht eine Hand breit in die Zukunft blicken können." Auf seinen Freund du Tillet übte Calvin einen so großen Einfluß aus, daß der junge, vornehme Geistliche, als Calvin nach anderthalb Jahren Frankreich verlassen mußte, das Schicksal seines Freundes und Lehrers zu teilen sich entschloß. Allerdings haben sich später ihre Wege wieder getrennt.



Von Angouleme aus machte Calvin im Mai 1534 eine Reise nach seiner Vaterstadt Noyon, um hier in aller Form die geistliche Würde niederzulegen und auf die kirchliche Pfründe zu verzichten, die er bisher inne gehabt. Damit trennte er sich auch äußerlich von der römischen Kirche und gab zu verstehen, daß er jede Hoffnung auf eine allgemeine Reformation innerhalb der Kirche Frankreichs aufgegeben habe. Eine zweite Reise ging nach Nerä in Bearn, der kleinen Residenz der frommen Prinzessin Margarete, die jetzt Königin von Navarra war. Unter ihrem Schutz lebten die ersten Anhänger der evangelischen Bewegung in Frankreich, vor allem der ehrwürdige, achtzigjährige Lefevre. Es drängte Calvin, diesen noch zu begrüßen. Er war auch der Lehrer Wilhelm Farels, der später einer der nächsten Freunde und Mitarbeiter Calvins in Genf werden sollte. „Mein lieber Wilhelm", hatte Lefevre einst zu dem jungen Farel gesagt, „Gott wird eine neue Zeit heraufbringen und du wirst Zeuge davon sein". Als der Greis nun Calvin sah, da verkündete er mit prophetischem Geiste in hoher Freude, daß dieser junge Mann das Werkzeug sei, durch das der Herr binnen Kurzem sein Reich in Frankreich aufrichten werde.

Im Herbst des Jahres 1534 kehrte Calvin nach Paris zurück, in der Hoffnung, seine unterbrochene Tätigkeit in diesem Mittelpunkt Frankreichs wieder aufnehmen zu können. Da aber brachen gerade im Oktober infolge scharfer und teilweise taktloser öffentlicher Kundgebungen gegen die römische Messe wieder heftige Verfolgungen der Evangelischen aus. Männer und Frauen mußten die Scheiterhaufen besteigen. Und da Calvin sich nicht der Gefahr aussetzen zu müssen meinte, so beschloß er, sein Vaterland zu verlassen und in ein evangelisches Land zu gehen, wo er ungestört seinen theologischen Arbeiten obliegen und namentlich sein wichtiges Werk: „Unterricht in der christlichen Religion" (Institutio religionis christianae) schreiben könnte.

Vorher verfaßte er, noch in Frankreich, eine andere Schrift, seine theologische Erstlingsfrucht. Diese ist gegen eine anabaptistische Sekte gerichtet, die unter anderem auch die Behauptung aufstellte, die Seele des Menschen sterbe zunächst mit dem Körper und sinke in der Sterbestunde in einen todähnlichen, fühllosen Schlaf, aus dem sie erst am jüngsten Tage wieder erwache oder ins Leben gerufen werde. Calvin sucht nun nachzuweisen, daß die Seelen ununterbrochen und bewußt fortleben, wenn sie den Leib verlassen haben. Dies Büchlein zeigt schon fast alle die glänzenden, schriftstellerischen Eigenschaften, die seinen Verfasser zu einem der ersten theologischen Schriftsteller aller Zeiten gemacht haben. Allerdings fehlt auch hier bereits der oft herbe, bittere, wegwerfende Ton, der seine polemischen Schriften kennzeichnet, nicht ganz. Rücksichtslos zielt er darauf ab, seine Gegner gleichsam geistig und moralisch zu zerschmettern, wenn sie sich seiner Darlegung nicht beugen wollen. „Ihr werdet mich unbe-

zwinglich finden", ruft er ihnen gleich zu Anfang recht selbstbewußt zu; „ich bin entschlossen, so gegen euch zu streiten, daß die Wahrheit allen zum Trotze das Feld behält." Vor allem leuchtete schon aus dieser Erstlingsschrift das hervor, was das Geheimnis dieser gewaltigen Wirksamkeit seiner Person wie seiner Schriften gewesen ist und noch ist: die überströmende Fülle des felsenfesten Glaubens an Gottes Gnade, und das unerschütterliche Vertrauen in die Wahrheit des geoffenbarten Schriftwortes.





Zweites Kapitel.

Aufenthalt in Basel und Ferrara; erste Genfer Periode.

(1535—1539.)

Nicht ohne Schwierigkeiten und Abenteuer gelangte der flüchtige Calvin, begleitet von seinem Freunde du Tillet, dessen Diener sie unterwegs schmählich bestahl, an die deutsche Grenze bei Metz und von da nach Straßburg. Mit Hilfe des Straßburger Reformators Buzer, mit dem Calvin schon länger in Briefwechsel stand, kamen sie gegen Ende 1534 wohlbehalten nach der damals schon berühmten Universitäts- und Handelsstadt Basel, die sie zunächst als Reiseziel ins Auge gefaßt hatten. Von Kirche und Universität aufs freundlichste empfangen, fand Calvin ein angenehmes Unterkommen bei einer frommen und fürsorglichen Frau namens Katharina Klein, bei der er während seines ganzen Basler Aufenthalts blieb. „Die liebe Frau lebte auf — schreibt der Philosoph Petrus Ramus in seinen „Basler Erinnerungen" — wenn sie mir einen Abend lang alles bis ins Kleinste erzählen konnte, was ihr großer Gast bei ihr getrieben. . . ."

Hier inmitten eines wohlgeordneten, evangelischen Gemeindewesens, im Verkehr mit frommen und gelehrten Männern, die mit ihm eines Sinnes waren, und im Besitz der wissenschaftlichen Hilfsmittel für seine Studien, fühlte sich der Flüchtling wohl. Von dem gelehrten Capito ließ er sich weiter im Hebräischen fördern, lag seinen umfangreichen Studien fleißig ob und lebte ein stilles Gelehrtenleben, ohne sich an die Öffentlichkeit zu drängen.

In dieser Zeit schrieb er das Vorwort zu der französischen Bibelübersetzung Olivetans, worin er mit beredten Worten die Erhabenheit der göttlichen Offenbarung in der Bibel preist. Die Übersetzung wurde im Jahre 1534 mit Hilfe der armen, aber um so opferfreudigeren Waldenser, die sich 1532 auf der Synode zu Angrogna in aller Form der Reformation ange-

schlossen hatten und für jene Bibelübersetzung 500 Goldtaler hergaben, in Neuchâtel gedruckt. — Die Hauptfrucht der Arbeit Calvins in den Basler Jahren war indes die Institutio religionis christianae (Unterricht in der christlichen Religion), ein bahnbrechendes Geisteswerk, das die Zeitgenossen in staunende Bewunderung versetzte und Calvin zum berühmten Manne machte. Die bisherigen Versuche einer zusammenhängenden Darstellung und Begründung der christlichen Glaubenslehre genügte dem streng systematischen und logischen Geiste Calvins nicht, und schon länger hatte ihn der Gedanke beschäftigt, ein kurz gefaßtes, allgemeinverständliches Handbuch der reinen evangelischen Lehre für seine Landsleute zu schreiben. Zugleich sollte das Werk seinen Austritt aus der römischen Kirche vor aller Welt rechtfertigen. Die immer heftiger auftretende Verfolgung der Evangelischen in Frankreich beschleunigte die Abfassung des Werkes und veranlaßte Calvin, auf die apologetisch-polemische Seite einen besonderen Nachdruck zu legen. Im Jahre 1536 erschien das berühmte Buch im Druck.

In der Vorrede wendet sich Calvin an den König Franz I., um ihn womöglich von der Wahrheit der evangelischen Lehre zu überzeugen. Bitter beklagt er sich über das den Evangelischen in Frankreich angetane Unrecht. „Wohl weiß ich — schreibt er dem Monarchen — mit welch schwarzen Verleumdungen man dir Ohr und Herz erfüllt hat, um dir unsere Sache verhaßt zu machen, aber du wirst zu erwägen haben, daß niemand schuldlos bleiben würde, wenn die bloße Anklage als Beweis genügte." Nicht Mitleid, Nachsicht, Duldung und Gnade „für den Irrtum und die Unerfahrenheit einiger einfältigen Leute" verlangt Calvin, nein, er fordert eine ernste Prüfung ihrer Lehre und die unbedingte Anerkennung derselben durch die gesamte Nation. Die evangelische Bewegung des 16. Jahrhunderts ist selten mit solcher Kraft innerer Überzeugung, mit so gründlicher Kenntnis der kirchlichen Vergangenheit und mit solchem Feuer der Beredsamkeit verteidigt worden wie in dieser Vorrede an Franz I. „Es ist nicht der Geist christlicher Milde, der in ihr herrscht," sagt Calvins Biograph Kampschulte; „der Ton ist scharf, verletzend, tief leidenschaftlich; aber auch auf den Gegner verfehlt die Festigkeit der Überzeugung, die sich hier ausspricht, die Fülle der Gedanken und die oft schwungvolle Sprache nicht ihren Eindruck."

Fast sein ganzes Leben lang hat Calvin an der Vervollkommnung dieses Werkes, das vor allem seinen Ruhm begründen sollte, gearbeitet. Die erste Bearbeitung ist ein Oktavband von reichlich 500 Seiten, die letzten Auflagen haben wohl den fünffachen Umfang. Es sind nicht viele Sätze ganz unverändert geblieben; aber alle Veränderungen und Erweiterungen betreffen nur die Form, nicht den Inhalt des Buches. Die Grundgedanken und Überzeugungen sind in der ersten wie in der letzten Ausgabe ganz gleich. Der Sechsundzwanzigjährige dachte in allen wesentlichen Punkten wie der Fünfzigjährige kurz vor Beendigung seiner irdischen Laufbahn. Innere

Wandlungen und Entwicklungsstufen hat dieser starke, aber auch starre Charakter nach seiner Bekehrung nicht durchgemacht.

Luthers und Zwinglis Grundgedanken lieferten ihm in der Hauptsache sein Baumaterial, das er nun mit unerbittlicher Logik und eiserner Konsequenz zu einem in gewisser Beziehung bewundernswerten, systematischen Bau verarbeitete. Nirgends gestattet ihm die strenge Logik, auf halbem Wege stehen zu bleiben und Widersprüche stehen zu lassen, wie dies Zwingli und Luther hie und da noch getan hatten. So kommt es denn auch, daß er eine viel rücksichtslosere und radikalere Kritik an der römischen Kirche übt als Luther. Lediglich die Autorität des durch das Zeugnis des heiligen Geistes dem inneren Menschen beglaubigte Schriftwort hat für Calvin Bestand und Geltung. In der Bibel hat Gott als in einem großen Gesetzeskodex seinen absoluten Willen als feste und unwandelbare Norm ein für allemal für uns festgelegt und nicht bloß Glauben und Sittlichkeit, sondern auch die äußere Verfassung und Gestaltung des kirchlichen Lebens ordnet und regelt die Schrift. Die Erscheinungsform des christlichen und kirchlichen Lebens bleibt sich nach ihm in allen Jahrhunderten gleich, ein historisches Werden und Wachsen gibt es in der Kirche nicht. Das Christentum ist etwas ein für alle Mal Fertiges, durch den Buchstaben der Schrift Abgeschlossenes, über jeden Wechsel Erhabenes. Tradition, apostolische Succession usw. sind Calvin völlig gleichgültig. Auch bedarf es für das auf den Buchstaben der Schrift begründete Christentum weder der Hilfe der menschlichen Vernunft noch der Philosophie.

Im Mittelpunkt des Calvinischen Lehrsystems steht die absolute Unfähigkeit des Menschen, an seinem Heile mitzuwirken. Calvin führt hier die Gedanken Luthers mit logischer Konsequenz zu Ende. Ist der Mensch gänzlich unfähig, an seinem Heile mitzuwirken, ist seine Bekehrung ausschließlich ein Werk der göttlichen Gnade, so folgt daraus für Calvin mit Notwendigkeit die Tatsache, die er dann auch in der Bibel bezeugt findet, daß es in dem ewigen Willen und Ratschluß Gottes selbst seinen Grund haben muß, wenn nicht alle Menschen bekehrt und selig werden. In der letzten Ausgabe der Institutio (Buch 3, Kap. 21) führt Calvin zur Begründung der Prädestinationslehre etwa Folgendes aus: Das Evangelium wird nicht allen gepredigt und nicht von allen in gleicher Weise aufgenommen. In dieser Verschiedenheit zeigt sich ein wunderbares Geheimnis Gottes; denn es ist kein Zweifel, daß dies nach seinem Willen geschieht. Das Geheimnis besteht darin, daß Gott die Einen von Ewigkeit her zum ewigen Leben erwählt, die Andern dagegen dem ewigen Tode anheimzugeben beschlossen hat. Und das tut er nicht etwa nur, weil er vorher weiß, wie jeder einzelne Mensch sich verhalten wird, sondern er beschließt es nach eigener freier Wahl, die einzig und allein aus seinem majestätischen, heiligen Willen hervorgeht. Die Werke des Menschen kommen dabei in keiner Weise in Betracht; denn die guten

Werke folgen erst aus der Kraft, die durch die Erwählung den Menschen zufließt. Es ist nach Calvin die reine Barmherzigkeit Gottes, es ist die Erwählung aus Gnaden, auf der alles beruht. Wie wird — meint der Reformator — durch diese Erkenntnis unser Stolz gebrochen, wie wird unser Vertrauen befestigt, wie wird unser Heil auf einen so gewissen Grund gestellt! Und ebenso ist die göttliche Verwerfung der Nichterwählten nicht etwa durch ihre bösen Werke veranlaßt worden, sondern dieser Ratschluß geht ebenfalls aus dem freien Belieben und der Willkür Gottes hervor. Warum Gott das so tut, darauf haben wir keine andere Antwort als: weil er es will. Weiter fragen können wir nicht und dürfen wir nicht; denn der Wille Gottes ist der letzte Grund und das höchste Gesetz aller Dinge. Im übrigen ist Gott nach Calvins Ansicht niemandem etwas anderes schuldig als das Verderben.

Calvin ist überzeugt, mit dieser Lehre nichts als die in der Bibel offenbarte Wahrheit in ganzer Schärfe vorzutragen. Sie ist für ihn eine Herzensangelegenheit, eine Lieblingslehre, aus der er in Zeiten schwerer Prüfung und Trübsal Mut und Zuversicht schöpft. „Knabenhafte Schwätzer" nennt er diejenigen, die seine Lehre zu bestreiten wagen. Zuweilen freilich erfaßt ihn selbst ein Bangen und er nennt jenen ewigen Ratschluß selbst einmal einen schaudererregenden. Aber der kurzsichtige Mensch soll sich in Demut der Majestät der göttlichen Offenbarung von der Prädestination unterwerfen, den menschlichen Hochmut und Fürwitz unterdrücken und nicht über die Geheimnisse der göttlichen Allmacht nachgrübeln. Gott hat uns mitgeteilt, was uns zu wissen frommt, mehr wissen zu wollen, würde Vermessenheit sein.

Aber wie? Muß diese Lehre nicht auch auf ethischem Gebiet zum Fatalismus, zu sittlicher Gleichgültigkeit oder Laxheit führen? Streng logisch und psychologisch genommen, gewiß; aber hier läßt seltsamer Weise den sonst so konsequenten Denker seine Logik im Stich, hier ist sein praktisch-sittliches Bewußtsein stärker als seine Theorie, und er sucht nun — ein vergebliches Bemühen! — die menschliche Verantwortlichkeit und Willensfreiheit mit seiner Prädestinationslehre in Einklang zu bringen. „Nennt man Freiheit das, was dem Zwange entgegengesetzt ist, so verteidige ich auch den freien Willen. Frei nämlich heißt der, welcher nicht gezwungen noch von außen gewaltsam gezogen, sondern aus eigenem Antriebe handelt. . Frei und geknechtet ist ein ganz anderer Gegensatz als aus eigenem Willen und gezwungen. Gezwungenen Willen gibt es nicht; das wäre ein innerer Widerspruch. Der Wille an und für sich ist immer spontan, geht immer aus sich selber hervor, aber geknechtet kann er deshalb doch sein, wenn er wegen Verderbtheit in bösen Begierden gefangen ist. Er kann dann nicht anders als das Böse wählen, aber doch wählt er selber es und ist darum verantwortlich und strafbar . . . Notwendig und gewollt widersprechen sich nicht." — Sie widersprechen sich doch, sie wider-

sprechen sich bei Calvin kontradiktorisch. Wem das aus dem bisherigen noch nicht klar genug ist, der braucht nur einen Satz wie den folgenden ins Auge zu fassen: Der Mensch fällt, weil die Vorsehung es so anordnet, aber er sündigt dennoch durch eigene Schuld. Calvin nennt es eine frostige Einbildung, den Fall Adams von der Vorherbestimmung Gottes ausnehmen zu wollen; und doch soll Adam Schuld sein an seinem Fall. Daß ein Logiker wie Calvin einen derartig unheilbaren Widerspruch begehen konnte, zeigt eben, daß sein sittlich-praktisches Bewußtsein doch noch stärker war als seine Logik.

Der innere, unwiderstehliche Drang, nach dem — Calvin zufolge — die Prädestinierten handeln, hat je nachdem eine gute oder eine böse Grundrichtung. Nur die Erwählten können wahrhaft glauben, beten, Gott fürchten usw. Die Verworfenen dagegen können nichts wahrhaft Gutes tun, selbst ihre Tugenden und ihr Glaube sind nur Schein, den Gott zuweilen absichtlich in ihnen hervorruft. Auf der andern Seite kann auch der Erwählte noch fallen, straucheln und sündigen, aber er kehrt doch immer wieder um, und niemand kann ihn schließlich aus Gottes Hand reißen, weil Gottes Erwählung ja ewig, unwiderstehlich und unabänderlich ist. — Man sieht aber hieraus, daß für ein Menschenauge die Erwählten von den Verworfenen sehr schwer zu unterscheiden sind. Darum hat denn Calvin auch alle aufgefordert, die von Gott dargebotenen Gnadenmittel stets willkommen zu heißen und als Zeichen der göttlichen Berufung anzusehen. Der Mensch soll derartigen Zeichen und Zeugnissen jederzeit gläubig folgen, jeden Zweifel an der Wirklichkeit seiner Berufung als gefährliche Versuchung zurückweisen und vertrauensvoll den Weg wandeln, den der Herr ihm zeigt, wenn ihm auch Ende und Ausgang verborgen bleiben. — Das ist allerdings sehr schwer und nicht Jedermanns Sache. Aber nur so konnte Calvin die Möglichkeit einer äußern Kirche gewinnen.

Calvins ganzes System steht unter dem Einfluß und Schatten seiner Prädestinationslehre. Das wird sich im Lauf dieses Lebensbildes noch öfter zeigen und dabei werden wir auch die andern Grundgedanken des großen Reformators und Kirchenmannes, namentlich seine Anschauungen über Kirche und Staat, über Kirchenzucht usw. kennen lernen.

Die Institutio ist wohl das geistig hervorragendste Werk der Dogmatik im Reformationsjahrhundert. Und nicht mit Unrecht hat man den Verfasser als den Aristoteles der Reformation bezeichnet. Das Buch enthält Abschnitte, die dem schönsten, was je aus menschlicher Feder geflossen ist, an die Seite gestellt werden können. Selbst die katholischen Gegner Calvins haben diese Vorzüge anerkannt und einzelne Abschnitte seines Werkes — natürlich ohne Namensnennung — sogar benützt und verbreitet. Den Leser der Gegenwart stören freilich vielfach die polemischen Ausfälle. „Unreine Hunde", „zischende Schlangen", „wilde Bestien", „Schweine", „Possenreißer" nennt

er seine Gegner. Allerdings darf man solche Kraftausdrücke auch nicht zu schlimm anrechnen. Luther ist im Ton seiner Polemik noch über Calvin hinausgegangen. Die Sprache des Reformationszeitalters war eben eine derbere, kräftigere als die der Gegenwart. Gerade diese Entschiedenheit wurde Calvin als Verdienst angerechnet. Ergriff das Buch auch nicht die Massen mit der zündenden Kraft der Lutherschen Flugschriften, so wirkte es um so nachhaltiger auf die gebildeten und gelehrten Kreise. „Es ist klar — schrieb Buzer schon im Herbst 1536 an Calvin — daß der Herr dich zu seinem Werkzeuge ausersehen hat und durch dich seiner Kirche des Segens reichste Fülle zuwenden will." In dieses Urteil stimmten immer weitere Kreise ein. Nachdem der Verfasser das ursprünglich lateinisch geschriebene Werk ins Französische übersetzt hatte, erlebte es eine Auflage nach der andern, wurde sozusagen das kanonische Buch des französischen Protestantismus und erlangte für die französische Literatur eine ähnliche Bedeutung, wie Luthers Bibelübersetzung für die deutsche. Nach und nach wurde es in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und in Prosa und Poesie als ein Werk verherrlicht, dem kein anderes seit der Apostel Zeiten gleichkomme.

Eine so bahnbrechende Bedeutung hätte das Buch indes schwerlich erlangt, wenn sein Verfasser nicht kurz darauf an einen Platz geführt worden wäre, wo er zum Reformator werden sollte. Als er sein Werk schrieb, kannte er nur den einen Ehrgeiz seines Lebens, der Sache des Evangeliums mit seiner Feder in aller Zurückgezogenheit und Stille zu dienen. Aus seinem eigenen Munde wissen wir, daß er sich in Basel mit solcher Ängstlichkeit von der Öffentlichkeit fern hielt, daß abgesehen von den nächsten Freunden und Bekannten, niemand in dem stillen französischen Flüchtling, der sich Martianus Lukanius nannte, den Verfasser des bahnbrechenden Werkes vermutete.

Gleich nach Abfassung der Institutio, noch im Frühjahr 1536, reiste Calvin mit seinem treuen Freunde Louis du Tillet, wohl einer Einladung Folge leistend, an den Hof der evangelisch gesinnten Herzogin Renate von Ferrara, der Tochter Ludwigs XII. von Frankreich. Viele reformierte Christen, die vor der Verfolgung aus Frankreich geflohen waren, hatten hier Schutz gesucht. Eine Zeitlang durfte Calvin nun in jenen schönen Gärten im Schatten derselben Bäume wandeln, unter welchen später Tasso seinen Dichtertraum von der Befreiung Jerusalems träumte. Die Herzogin Renata hatte sich ganz seiner Leitung hingegeben und machte aus ihrer evangelischen Gesinnung kein Hehl. Sie ist mit dem Reformator bis an sein Ende in seelsorgerlichem Briefwechsel geblieben.

Nicht lange durfte Calvin indes in der Nähe der Fürstin verweilen. Ihr katholischer Gemahl, der Herzog von Ferrara, schloß mit Papst und Kaiser ein Bündnis, in dem er versprechen mußte, alle Franzosen und Reformierten von seinem Hofe zu entfernen. „Ich sollte Italien nur sehen, um es zu verlassen," sagt Calvin mit einem Seufzer. Er reiste unter dem Namen

d'Espeville, um der Inquisition, die längst ein Auge auf ihn geworfen hatte, nicht in die Hände zu fallen. Immer predigend und reformierend setzte er seine Reise fort. In der wilden, romantischen Gegend von Aosta, in der Nähe des großen St. Bernhard, wo der Einfluß der Waldenser schon gut vorgearbeitet hatte, predigte er das Evangelium mit solchem Beifall und Erfolg, daß die Gläubigen ihm im Jahre 1541 eine Säule errichteten, die 200 Jahre später erneuert wurde. Während Calvins Reisegefährte und Freund du Tillet nach Genf abzweigte, wandte er selbst sich im Juli noch einmal nach seiner Vaterstadt Noyon, um seine Angelegenheiten hier endgültig zu ordnen. Nach kurzem Aufenthalt brach er mit seinem Bruder Anton, seiner Schwester Maria und einigen anderen evangelisch Gesinnten seiner Heimatstadt wieder auf, um in Straßburg oder Basel ein gesichertes Asyl zu suchen. Da der Krieg die Wege durch Lothringen sperrte, so mußte Calvin einen Umweg über Savoyen und Genf machen, ohne zu wissen, daß eine höhere Hand ihn diesen Weg führte. Es wurde ihm nicht leicht, sein Vaterland zu verlassen. „Jeder Fußbreit nach der Grenze," schreibt er, „kostet mich Tränen. Darf aber die Wahrheit nicht in Frankreich wohnen, so will ich es auch nicht." Der schöne Genfer See mit seinen herrlichen Ufern dehnte sich unter einer heiter strahlenden Augustsonne vor Calvins Blicken aus. Er ahnte damals freilich nicht, daß das schöngelegene Genf seine zweite Vaterstadt werden und auf immer mit seinem Namen sich verbinden sollte.

Schon vor der Zeit der römischen Cäsaren existierte die Stadt an dem herrlichen Lemansee und stieg schon früh zu hoher Blüte empor. Von der fränkischen Monarchie Karls des Großen ging sie an die burgundische über, und von dieser an das deutsche Reich. Die Bürger Genfs hatten eine gewisse Selbstregierung neben den Ansprüchen des Bischofs und der Grafen von Genf, die in der Nähe der Stadt ihre Burgen hatten. Gegen die Übergriffe der Grafen rief der Bischof die Herzöge des benachbarten Savoyen zu Hilfe, und seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts galt Genf im Grunde als eine savoyische Stadt. Doch hatten sich die Genfer ihre vier obersten Syndike, den kleinen Rat und den allgemeinen Rat der Bürger nicht nehmen lassen. Um dieser republikanischen Vorrechte willen kam es 1526 zwischen Genf und dem Herzog von Savoyen, der die Stadt vollständig seinem Gebiet einverleiben wollte, zum offenen Kampf. Mit Hilfe des mächtigen Bern siegten die Genfer. Der Herzog mußte weichen, und dem mit ihm verwandten Bischofe Pierre de la Baume blieben nur noch geistliche Rechte und Würden. Doch auch damit hatte es bald ein Ende; denn die Reformation drang von dem benachbarten Bern, das mit Genf in ein militärisch-politisches Bündnis trat, nun auch allmählich nach Genf und Umgegend. Über fünf Jahre lang wehrte sich die zahlreiche katholische Geistlichkeit gegen das Eindringen der neuen Lehre. Dabei folgte ein Tumult dem andern; denn der Kampf wurde nicht nur mit geistigen, sondern auch mit sehr materiellen, handfesten Waffen

ausgefochten. Erst als der Franzose Wilhelm Farel, ein Schüler Lefèvres und der unermüdliche Apostel der Reformation in der französischen Schweiz, im Jahre 1532 nach Genf kam, änderte sich die Sache. Waren die Hauptmerkmale der „Reformation“ bisher die gewesen, daß man die vielfach faulen, unwissenden und verderbten Priester haßte und an Fasttagen Fleisch aß, so predigte Farel das Evangelium und suchte die bisher mehr niederreißende Bewegung zu vertiefen. Freilich gelang es der katholischen Geistlichkeit, ihn noch einmal aus Genf zu vertreiben, doch setzte sein Gehilfe Froment in aller Stille sein Werk fort, und bereits noch einem halben Jahre konnte Farel mit seinem Freunde Viret wieder zurückkehren. Bald erklärte der Rat, nachdem er die Bürger um ihre Meinung befragt hatte, durch ein feierliches Dekret vom 15. Juli 1535 die päpstliche Religion für abgeschafft und die reformierte Religion, die auf das Evangelium sich gründet, für eingeführt. Aber der hitzige Kampf der Parteien dauerte nach wie vor fort, und die Geister waren großenteils jeder sittlichen Zucht und Ordnung entwöhnt. Die Freiheit war für sie vielfach gleichbedeutend mit schrankenloser Ungebundenheit und Freiheit des Fleisches. Der alte Freiheitskämpfer Bonivard, „der Gefangene von Chillon“, dem Lord Byron eins seiner schönsten Gedichte gewidmet hat, ruft um diese Zeit (er war inzwischen aus seinem unheimlichen Kerker in dem schönen Schloß im Genfer See, in den ihn der Herzog von Savoyen hatte werfen lassen, befreit worden) seinen Mitbürgern zu: „O wie viel Spreu kommt bei euch auf ein einziges gutes Körnlein, auf e i n e n Bürger, der sich ernstlich reformieren will, wie viele, die nur die Freiheit wollen, alles tun zu dürfen! Was wollt ihr eigentlich mit der Reformation, ihr grundverdorbenen Leute? Ihr klagt die Priester und Mönche an, weil sie Spieler, Wüstlinge, Trunkenbolde sind; aber seid ihr es nicht gerade so wie sie? Ihr wollet die Diener des Papstes fortjagen und Diener des Evangeliums an ihre Stelle setzen. Wohl, das wird an und für sich ein großer Gewinn sein, aber nicht ein Gewinn für euch, die ihr euer Glück in die schamlosen Genüsse des Fleisches setzt! Eure gegenwärtigen Priester erlauben euch solche; wenn ihr dagegen Prediger des Evangeliums hättet, so würden sie euch zwar erlauben, was der Papst verbietet, aber dafür auch die Beobachtung der Gebote Gottes von euch fordern, die wahrlich schwerer zu halten sind als die päpstlichen Satzungen.“ Leider müssen wir hinzufügen, daß der Gefangene von Chillon trotz dieser ernsten Moralpredigt, die er seinen Mitbürgern hielt, es in sittlicher Beziehung sehr wenig genau nahm. Er mußte sich deswegen vom Rat und Konsistorium später ernstliche Rügen gefallen lassen.

Zu diesen sittlichen Schwierigkeiten kam für Farel und seine Kollegen noch ein anderes. Die Priester waren zwar vertrieben, die Messe abgeschafft und die Gotteshäuser von Bildern und Reliquien gründlich gereinigt; aber Farel wußte nicht recht, was er nun im einzelnen an die Stelle setzen sollte,

welche Art des Gottesdienstes, welche neue Kirchenordnung. Er war mit seiner Donnerstimme wohl ein gewaltiger Volks- und Bußprediger, aber kein Lehrer und Organisator. Er tat zwar sein Möglichstes, um das unerläßlich Notwendige zustande zu bringen; aber damit war wenig geholfen. Das von ihm verfaßte Glaubensbekenntnis wurde von sehr vielen ebenso verworfen wie die Messe. Man ließ die Geistlichen predigen, so viel sie wollten, und fast noch lauter als früher ertönten nachts die unzüchtigen Gesänge der liederlichen Banden, welche die Stadt durchzogen. Farel sah deshalb sehr trüb und bang in die Zukunft und meinte unter der Last, die ihm aufgelegt war, erliegen zu müssen. Sollte das letzte am Ende noch ärger werden als das erste? Sollte die Sache des Evangeliums Schmach leiden vor aller Welt? Von ganzem Herzen sehnte sich der rauhe, aber treue „Eroberer Genfs" nach einem stärkeren und geeigneteren Gehilfen, dem er das Werk anvertrauen könne, für das er sich selbst zu schwach fühlte. Was Wunder, daß ihm Calvin, als er in dieser Zeit nach Genf kam, als der von Gott gesandte Prophet erschien!

Calvin wollte ursprünglich nur eine Nacht in Genf verweilen und jede öffentliche Aufmerksamkeit vermeiden. Indes beging sein Freund du Tillet, der die letzten Wochen in Genf gewohnt hatte, in der Wiedersehensfreude die Unvorsichtigkeit, den Namen des Durchreisenden einigen Bekannten mitzuteilen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich infolgedessen die Kunde von der Ankunft des berühmten Gelehrten in der damals nur etwa 20 000 Einwohner zählenden Stadt und drang auch zu Farels Ohren. Sofort faßte dieser den Entschluß, den berühmten Fremdling in Genf festzuhalten. Er sah in ihm den vom Himmel gesandten Helfer und Retter aus Not und Bedrängnis der kirchlichen Zustände.

Der junge zurückhaltende Calvin mag nicht wenig erstaunt gewesen sein, als Farel so unerwartet bei ihm eintrat und alsbald mit dringlichen Worten sein Anliegen vorbrachte. Er bat und beschwor ihn, in Genf zu bleiben und seine Kräfte vorläufig der Ordnung und Einrichtung der Kirche Genfs zu widmen. Calvin war von diesem Ansinnen völlig überrascht und wies es energisch von sich mit der Begründung, daß er zu jung und unerfahren, auch zu schüchtern für eine solche Aufgabe sei und sich viel mehr zum Gelehrten und Schriftsteller berufen fühle. Aber Farel ließ sich nicht beirren. Immer ungestümer drang er in Calvin, und als alle Bitten fruchtlos blieben, donnerte er im Propheteneifer mit seiner gewaltigen Stimme Calvin an: „Du schützest deine Studien vor; aber im Namen des allmächtigen Gottes verkündige ich dir: Gottes Fluch wird dich treffen, wenn du uns in dem Werke des Herrn deine Hilfe versagst und dich mehr suchest als Christum!"

Nie in seinem Leben vergaß Calvin diesen Moment. Noch einundzwanzig Jahre später ruft er aus: „Durch die erschreckende Drohung Wilhelm Farels wurde ich zurückgehalten, gerade so, als ob Gott vom Himmel mit



seiner furchtbaren Hand mich ergriffen hätte. Durch diese Furcht erschreckt, habe ich meine Reise aufgegeben, obgleich meiner Schwachheit wohl bewußt." Und noch an seinem Lebensende hörte der Reformator diese Worte wie fernen Donner in seiner Seele wiederhallen.

Dieser berühmte Moment in Calvins Leben hat etwas Wunderbares und Erschütterndes an sich. Er war ja an geistiger Begabung und Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit dem vor ihm stehenden Farel weit überlegen, und keiner war davon so überzeugt wie Farel selbst, der sich ihm schon einige Wochen später in allem unterordnete. Wer an Calvins Stelle und von seiner eminenten Begabung hätte dem eindringlichen und unbequemen Bittsteller nicht mit leicht ironischer, lächelnder Überlegenheit auf die Schulter geklopft und achselzuckend gesagt: Es tut mir sehr leid, mein Lieber, aber ich habe andere und größere Aufgaben zu erfüllen, die du nicht verstehst und überschaust; ich kann beim besten Willen deiner Bitte nicht willfahren!?

Wie anders Calvin! Und das ist das Große und Wunderbare an diesem Mann, daß sein Wille, seine Selbstzucht und seine Gewissenhaftigkeit seinen hervorragenden Verstandesgaben ebenbürtig sind. Er läßt sich die Wahrheit sagen und, was unendlich mehr ist, er folgt ihr, so schwer ihm das auch wird und so sehr es ihm gegen seine Natur, seine Lieblingswünsche und Lebenspläne geht. Der damals erst Siebenundzwanzigjährige erbat sich von Farel nur die Erlaubnis, zuvor kurz nach Basel reisen und dort seine Angelegenheiten noch in Ordnung bringen zu dürfen. Schon Ende August war er wieder zurück, um fortan seine Kräfte und Gaben der Genfer Kirche zu widmen.

Der Magistrat zu Genf legte anfangs auf die Anwesenheit des „Franzosen", wie Calvin in den Ratsprotokollen genannt wird, wenig Gewicht. Der junge Gelehrte trat zunächst auch sehr bescheiden auf und hielt nur einige exegetische Vorlesungen in der Kirche zu St. Peter. Niemand ahnte noch etwas von der künftigen Bedeutung dieses schüchternen, kränklichen Mannes für die Stadt. Auch auf der Disputation zu Lausanne, die im September oder Oktober 1536 gegen die Römisch-Katholischen stattfand, spielte Farel noch die erste Rolle. Doch griff Calvin im Laufe der Disputation mit seinen klaren Auseinandersetzungen über das Abendmahl so wirksam ein, daß die Gegner, die eben noch trotzige Gesichter gemacht hatten, wie zu Boden geworfen waren von der Kraft seiner Beweisführung und ohne Erwiderung verstummten. Auf einen Barfüßermönch, Johann Tandy, machten die klaren, scharfen Darlegungen aus den Kirchenvätern wie aus der Bibel solchen Eindruck, daß er sich plötzlich erhob und wie verzückt vor der ganzen Versammlung ausrief, er habe jetzt die Wahrheit gesehen und wisse, was das Evangelium lehre. Würde er sich nicht dazu bekennen, so würde er die Sünde wider den heiligen Geist begehen. Er bat dann das

Volk um Verzeihung, daß er es solange irre geführt habe, warf sein Ordenskleid ab und betete mit lauter Stimme, daß Gott auch seine Brüder erleuchte. — Die Folge dieser Disputation war, daß die Berner Regierung die Reformation im Waadtlande einführte.

Schon im Laufe des Herbstes machte sich auch in Genf die bedeutende Wirksamkeit Calvins bemerklich. Seine Vorträge über die paulinischen Briefe fanden großen Zulauf und bald wurde er zum Prediger gewählt. Farel stand überall in größter Treue zu ihm. Die Eigenschaften und Vorzüge Calvins imponierten ihm um so mehr, als sie ihm selbst abgingen. Er hing mit einer solchen Hingebung an dem jungen Freunde, daß er leichter einen ihm selbst angetanen Schimpf verzieh, als eine Beleidigung Calvins. Es ist rührend, wie der äußerlich rauhe, um 20 Jahre ältere Mann sich ohne jeden Ehrgeiz und Eifersucht der geistigen Überlegenheit des jüngeren Mannes beugt. Überhaupt ist die Freundschaft zwischen Calvin, Farel und Viret einer der schönsten Züge im Leben des Reformators. Und wenn seine Feinde ihm vorgeworfen haben, er habe nur hassen können und sei keines wärmeren Gefühls fähig gewesen, so straft dieser Freundschaftsbund, der das Leben Calvins überdauert hat, sie Lügen. In der Zueignung des Kommentars zu dem Briefe an Titus (1549), mit dem er sich seinen älteren Freunden gegenüber vergleicht, sagt er unter anderem: „Es soll diese Arbeit auch den zukünftigen Zeiten ein Zeugnis unserer innigen und heiligen Verbindung sein. Ich glaube nicht, daß Freunde in dieser Welt in der Ausübung ihres Amtes je so verbunden waren wie wir. Ich war hier Prediger mit Euch, und weit entfernt, daß auch nur eine Spur von Eifersucht unter uns war, schien es, als ob Ihr und ich nur e i n e Seele gewesen wären."

Diese drei Männer, die man später das Triumvirat nannte, ergänzten sich gegenseitig in ihren Anlagen und Fähigkeiten. Calvin ein Denker, der innerlich lebt und alles genau überlegt, ehe er äußerlich eingreift und mit beharrlichster Energie seine Gedanken in die Tat umsetzt. Farel dagegen, der keine Gefahr sieht oder sie verachtet, ist rasch und vorschnell mit Wort und Tat; mit seiner gewaltigen Stimme verstand dieser Volksprediger auf die Massen des Volkes immer wieder einzuwirken. Zwischen beiden steht der edle, feingebildete und sanft beredte Viret. Zu ihnen kam in der Folge noch Calvins Landsmann und Universitätsgenosse Theodor von Beza, der mit dem Reformator ein Herz und eine Seele war und bis an sein Lebensende mit ungewöhnlicher Begeisterung für seinen Freund und Meister wirkte.

Sobald Calvin in Genf festen Fuß zu fassen begann, war er darauf bedacht, in jeder Beziehung kirchliche Ordnung zu schaffen. Ein bloßes Schelten auf die Greuel des Papsttums genügte ihm ebenso wenig als einige unzusammenhängende disziplinarische Kirchenordnungen. Mit Farel setzte er eine Bekenntnisschrift in 21 Artikeln auf, die die Hauptpunkte der Lehre enthielten. Nichts war dem bestimmten, logischen Geiste Calvins so verhaßt

als jener „Enthusiasmus, welcher glaubt, der Lehre entbehren zu können." Die Reformatoren setzten es durch, daß Rat und Bürgerschaft dies Bekenntnis schon im November desselben Jahres annahmen. Weiter verfaßte Calvin einen Katechismus in französischer und lateinischer Sprache, der in der Hauptsache ein Auszug aus seiner „Institutio" ist. Zugleich mit dem Bekenntnis reichten die beiden Freunde dem Rat eine Denkschrift ein, worin sie auseinandersetzten, durch welche Maßregeln und Einrichtungen die evangelische Lehre in Leben und Wirklichkeit übersetzt werden müsse. Sie forderten in der Hauptsache Jugendunterricht, Abschaffung der römischen Ehegesetze, Psalmengesang, strenge Handhabung der Kirchenzucht und Exkommunikation, endlich häufige und würdige Feier des heiligen Abendmahls. Mindestens einmal monatlich sollte nach ihrem Vorschlag das Abendmahl abwechselnd in den drei Hauptkirchen gefeiert werden. Auch hiermit erklärte sich die weltliche Behörde Genfs einverstanden und verschaffte den kirchlichen Disziplinarverordnungen durch bürgerliche Strafen den gehörigen Nachdruck. Einem Spieler hängte man z. B. seine Karten um den Hals und stellte ihn so öffentlich an den Pranger; eine Putzmacherin wurde zwei Tage bei Wasser und Brot eingesteckt, weil sie eine junge Frau zu sehr ausstaffiert hatte. Die Mutter nebst zwei Freundinnen, die mitgeholfen hatten, mußten ihr Gesellschaft leisten. Ein Ehebrecher wurde aus der Stadt gewiesen, nachdem der Henker ihn mit seiner Buhlerin durch die Hauptstraßen geführt hatte, eine Strafe, die gewiß auch noch heutzutage in manchen Fällen empfehlenswert und wirksam wäre. Ähnliche Fälle ließen sich noch mehr anführen. Es galt kein Ansehen der Person, und diese strenge Unparteilichkeit verschaffte dem neuen System beim Volk eine gewisse Popularität.

Es war ein verheißungsvoller Anfang, an den Calvin nach vielen Jahren noch immer gern zurückdachte. Schon wurde man in der Ferne auf den neuen Stern, der in Genf aufgegangen war, aufmerksam, und bereits Ende des Jahres 1537 pilgerten junge englische Protestanten nach Genf, um Calvin und Farel zu sehen. Doch schon im gleichen Jahr drohte dem Werk der beiden Reformatoren eine Gefahr von seiten der damals weit verbreiteten Sekte der Wiedertäufer, die auch in Genf auftauchten und bald Anhang gewannen. In einer mehrtägigen Disputation machten die Führer der Wiedertäufer auf viele Zuhörer Eindruck, sodaß der Rat es für besser hielt, das Kolloquium abzubrechen und die Täufer unter Androhung der Todesstrafe für ewige Zeiten aus der Stadt zu verweisen. Aus den Briefen Farels und Calvins aus dieser Zeit sieht man, daß sie beide den Vorgang sehr zu Herzen nahmen. Hatten die Wiedertäufer doch sogar unter den Geistlichen Sympathien geweckt. Nicht minder gefährlich für die Autorität der Reformatoren war ein Angriff, den um diese Zeit Pierre Caroli auf ihre Rechtgläubigkeit bezüglich der Trinitätslehre machte. Später, bei den



Servetschen Händeln, werden wir noch näher auf diese Angelegenheit eingehen.

Es wäre wunderbar gewesen, wenn Calvins strenge Kirchenzucht unter der freiheits- und genußliebenden Bevölkerung Genfs nicht Widerspruch hervorgerufen hätte. Die erste Begeisterung war bald verflogen und je schärfer die Reformatoren die Zügel der kirchlichen Disziplin anzogen, desto offener trat eine Mißstimmung und ein Rückschlag zutage. Hinzu kam, daß Calvin ein Franzose, also ein Ausländer war und bald einen Kreis von Landsleuten um sich scharte. Zum offenen Ausbruch kam die Unzufriedenheit schon im Juli 1537, als sämtliche Bewohner Genfs die neue Glaubensformel feierlich beschwören sollten. Diesen Glaubenseid hielten zahlreiche Bürger für einen Rückfall in die Tyrannei des Papsttums und viele, darunter sehr angesehene Männer, entzogen sich der Eidesleistung. Der Rat drohte mit Ausweisung und Verbannung. Trotzdem erklärten sämtliche Bewohner der „rue des Allemands" (also wohl hauptsächlich Deutsche), weder schwören noch die Stadt verlassen zu wollen. Und als der Rat im November seine Drohung wahr machen wollte, verschlimmerte er nur die Sache und verstärkte die Opposition; denn er hatte nicht die Macht und versuchte auch nicht einmal ernstlich, den Ausweisungsbefehl zur Ausführung zu bringen. Und nun brach bald der Kampf gegen die neue Ordnung los. Auch von den Vereidigten waren viele unzufrieden und stimmten in die Klagen ein. In der allgemeinen Bürgerversammlung vom 25. November machte sich die Erbitterung in scharfen Ausdrücken Luft, und nur mit Mühe gelang es der geistlichen und weltlichen Behörde, den aufziehenden Sturm zu beschwören. Doch wurde der Rat von nun an der Menge gegenüber unsicher und erhöhte dadurch nur den Mut der Opposition, die in der Behörde selbst schon ihre Anhänger hatte.

Vielleicht wäre alles gut gegangen, hätten Calvin und Farel die Härten ihres Systems etwas gemildert. Aber das lag diesen schroffen und charakterfesten Männern völlig fern, so fern, daß sie vielmehr das Gegenteil taten. Bezeichnend war, daß in dieser Zeit Calvins langjähriger Freund und Wohltäter, Louis du Tillet, Genf verließ, ohne sich von ihm zu verabschieden. Ihre Wege trennten sich von da an und haben sich nie wieder zusammengefunden. Indes blieben Calvin und Farel trotz allem auf ihren Forderungen bestehen und verlangten namentlich die Ausschließung unwürdiger Glieder vom heiligen Abendmahl. Zum ersten Mal widersetzten sich in diesem Punkt der Rat und die Zweihundert. Der Riß zwischen Gemeinde und Seelsorger wurde immer tiefer und die Opposition erhob immer kecker ihr Haupt. Sie war ihres Sieges bereits so gewiß, daß sie bei Abschließung von Verträgen „die Vertreibung der Prediger" schon als Zahlungstermin ansetzte. Das mächtige Bern, die glaubensverwandte Nachbarstadt, kam der Oppositionspartei zu Hilfe. Die Berner waren eifersüchtig, daß Genf, welches



ihnen die politische Selbständigkeit und die Reformation mit verdankte, sich in kirchlicher Hinsicht einige Abweichungen gestattete und gegen die katholische Tradition noch radikaler vorging. Sie forderten deshalb, daß man die „Berner Gebräuche" (Feier einiger katholischer Festtage, Gebrauch des ungesäuerten Brotes beim Abendmahl, Haarschmuck der Bräute) wiederherstelle.

Alles hing nun von dem Ausfalle der in Genf bevorstehenden allgemeinen Wahlen ab, die am 3. Februar 1538 stattfanden. Trotz der Bemühungen der Reformatoren fielen diese zu ihren Ungunsten aus. Die Gegner errangen in den neuen Kollegien die Majorität. Freilich waren es gemäßigte Gegner, die ans Ruder kamen. In der ersten Zeit bewiesen sie den Reformatoren noch ein gewisses Entgegenkommen, indem sie unter Trompetenschall ausrufen ließen, daß es bei dreitägiger Gefängnisstrafe verboten sei, unanständige Lieder zu singen und abends nach neun Uhr auszugehen, um zu randalieren. Doch betonte man überall das höhere Recht der weltlichen Obrigkeit, wenn die Geistlichen Übergriffe zu machen schienen.

Calvin und Farel dachten weniger als je daran, nachzugeben, so sehr befreundete Theologen von auswärts ihnen auch Milde und Nachsicht, Mäßigung und Behutsamkeit empfahlen. Das wäre ihnen als Verrat an der heiligen Sache Gottes erschienen. So erweiterte sich die Kluft zwischen Geistlichkeit und Volk immer mehr. Man überhäufte die Reformatoren mit Hohn und Spott. Lärmende Szenen und drohende Kundgebungen wurden abends vor ihren Wohnungen veranstaltet. Schläge gegen seine Tür und Rufe: „In die Rhone mit den Verrätern!" schreckten Calvin noch in später Stunde von seinem stillen Arbeitstische auf.

Um eine Entscheidung herbeizuführen, beriefen die Berner im März 1538 eine Synode nach Lausanne. Nur ungern beteiligte sich Calvin mit Farel auf Befehl des Rats an dieser Versammlung, die sich fast einmütig für die Annahme der „Berner Gebräuche" aussprach. Die Genfer Theologen indes weigerten sich entschieden, dies Resultat anzuerkennen. Auch dem Genfer Rat gegenüber blieben sie bei ihrer Weigerung. Ja Courault, ein früherer Augustinermönch und eifriger Anhänger Calvins, verglich von der Kanzel herab Genf mit dem Staat der Frösche und nannte die Bürger „Ratten, die im Stroh leben, eine ausgelassene, wilde Horde." Als er trotz Ratsverbots die Kanzel wieder bestieg, ließ der Rat ihn verhaften. Dagegen legten Calvin, Farel und ihre Freunde leidenschaftlichen Protest ein, allerdings ohne Erfolg. „Annahme des Berner Missives" lautete die unerbittliche Bedingung des Rates. Doch befand sich dieser ebenfalls in übler Lage, denn er wußte nicht, woher er am bevorstehenden Osterfest die Geistlichen nehmen sollte, um das Abendmahl zum ersten Mal nach Berner Ritus auszuteilen. In seiner Verlegenheit bequemte er sich noch einmal dazu, Calvin und Farel um Nachgiebigkeit zu ersuchen. Als Calvin jede Antwort ver-



weigerte, verbot der Magistrat den beiden Predigern in aller Form die Kanzel. Die erregte Menge sammelte sich vor ihren Häusern und stieß wilde Drohungen aus. Ja es flogen sogar Flintenkugeln durchs Fenster. Doch die beiden mutigen und gewissenhaften Freunde ließen sich dadurch nicht beirren, sondern erschienen, von entschlossenen Freunden umgeben, am Ostertage in gewohnter Weise in ihren Kirchen und teilten der dichtgedrängten Menge den festen Entschluß mit, das Abendmahl in Genf nicht mehr austeilen zu wollen, um das heilige Sakrament nicht zu entweihen. In heftigen Worten straften sie die Gottlosigkeit der Stadt. Es entstand ein bedrohlicher Lärm und Schwerter wurden gezückt. Doch gelangten die beiden Prediger, von Freunden geleitet, unversehrt in ihre Wohnung. Am folgenden Tage sprach die Versammlung der Zweihundert in aller Form die Strafe der Amtsentsetzung und Ausweisung über die zwei Reformatoren aus. Innerhalb dreier Tage sollten sie die Stadt verlassen. Die beiden Freunde nahmen das Urteil mit Ruhe und Fassung auf. „Wohlan — sagte Calvin — hätten wir Menschen gedient, so wären wir schlecht belohnt. Aber wir dienen einem höheren Herrn, der uns unsern Lohn nicht vorenthalten wird."

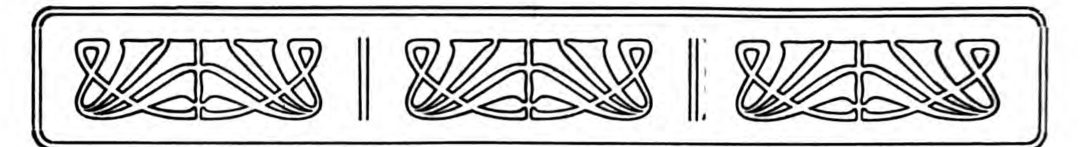
Die beiden Vertriebenen wandten sich unverzüglich nach Bern, um die Vermittlung der mächtigen Nachbarstadt anzurufen. Dort war man zuerst über den unerwarteten Sieg der eigenen Sache mehr überrascht als erfreut. Man hatte die Genfer Geistlichkeit nicht stürzen, sondern sie nur das Übergewicht Berns fühlen lassen wollen, und beeilte sich deshalb, die Genfer in einem eindringlichen Schreiben zur Wiederaufnahme der Vertriebenen zu ermahnen. Ein vergebliches Beginnen! Die Genfer lehnten dies Ansinnen ab und blieben bei ihrem Entschluß. Nun wandten sich Calvin und Farel an die allgemeine Schweizer Synode, die eben in Zürich tagte. Sie gestanden zu, daß sie wohl hie und da zu strenge gewesen seien, und erklärten, „sich gern weisen lassen zu wollen." Die Synode erkannte den Eifer der beiden Reformatoren und „ihr zur Förderung christlich ehrbarer Sachen geneigtes Gemüt" gern an, empfahl ihnen jedoch dem noch nicht hinreichend erleuchteten Volke gegenüber „christliche Sanftmütigkeit." Sie richtete auch zu ihren Gunsten ein freundliches Schreiben an die Gemeinde zu Genf. Weiter aber wollten die deutschen Theologen sich nicht mit diesen „wälschen Händeln" einlassen.

Enttäuscht kehrten die beiden Freunde nach Bern zurück, wo man inzwischen infolge der Berichte aus Genf noch viel mehr gegen sie eingenommen worden war. Der lutherische Prediger Kunz, der damals sehr großen Einfluß in Bern hatte, empfing sie nach stundenlangem Warten mit so leidenschaftlichen Vorwürfen und Drohungen, daß selbst Farel die Fassung verlor. Nie haben die zwei Freunde diese Demütigung vergessen können. Mitleidiger zeigte sich schließlich noch die weltliche Behörde, die

im Mai eine Gesandtschaft mit den beiden Reformatoren nach Genf schickte. Doch die Verbannten wurden hier nicht einmal vorgelassen, trotzdem die Berner Gesandten für sie um Verzeihung baten. Fast einstimmig erklärte sich der Große Rat für die Aufrechterhaltung des Ausweisungsbeschlusses. In bitterer Stimmung wandten die Geächteten nun Genf den Rücken, um sich nach Basel zu begeben und hier abzuwarten, was Gott über sie verfügen werde. Unterwegs überfiel sie ein furchtbares Unwetter. Die Bergströme traten über ihre Ufer und die Reisenden gerieten in Lebensgefahr. Doch entkamen sie glücklich der Wut des Hochwassers, das nach ihrem Ausspruch „barmherziger war als die Menschen." In Basel wurden sie freundlich aufgenommen und konnten endlich wieder aufatmen. Calvin tröstete sich bald der göttlichen Vorsehung, die alles so geordnet habe. „Demütigen wir uns — schreibt er um diese Zeit — und widerstreben wir nicht, wenn Gott uns erniedrigt! Inzwischen aber wollen wir Seinen Tag abwarten." Und dieser Tag kam schon wenige Jahre später. Vorerst folgte Farel einem Ruf als Prediger nach Neuenburg, und Calvin ging auf eine freundliche Einladung Buzers nach Straßburg.

Durch die in Genf erlittene Niederlage tief gebeugt, wollte er sich von der öffentlichen Wirksamkeit zurückziehen und kein neues Amt annehmen. Er wünschte, wie es von jeher sein Ideal gewesen war, ein stilles Gelehrtenleben zu führen. Das aber litt Buzer nicht, sondern beschwor ihn im Namen Gottes (wie vor wenigen Jahren Farel in Genf), eine neue Stellung anzunehmen. „Er führte das Beispiel des Jonas an — erzählt Calvin — der vergebens den Ruf des Herrn fliehen will. Und das erschreckte mich so, daß ich von neuem das Lehramt übernahm. Aber obschon ich mir immer selbst noch gleich blieb, die Öffentlichkeit fliehend, wo ich konnte, wurde ich bis zu den kaiserlichen Reichstagen hingeführt, wo ich gern oder ungern vor dem Angesicht vieler erscheinen mußte." Doch auch ohne Buzer hätte Calvin nicht lange in Verborgenheit leben können. Ein Mann von diesen Geistes- und Charaktereigenschaften wird überall, so oder so, eine führende Stellung einnehmen.





Drittes Kapitel.

Die Straßburger Zeit; Rückkehr nach Genf.

(1539—1541.)

Man kann sich kaum einen Ort denken, der sich besser zur weiteren Bildungsschule für den beginnenden Reformator geeignet hätte, als Straßburg. Vor allen Dingen lernte der Franzose hier die germanische Welt kennen und trat zu vielen maßgebenden deutschen Theologen in ein näheres Verhältnis. In Straßburg erreichte Calvin seine volle Geisteshöhe und reifte zum Reformator heran.

Schon seit längerer Zeit hatte sich hier während der Verfolgung eine kleine Gemeinde von Franzosen und Belgiern gebildet. Buzer hatte ihnen eine Kirche angewiesen. Es dauerte nicht lange, so wurde Calvin vom Rat zum Pfarrer dieser Gemeinde, die sich durch Flüchtlinge und französische Studenten beständig vermehrte, ernannt. Willig und freudig, erzählt Calvin, unterschrieb er das Augsburgische Glaubensbekenntnis im Sinne seines Verfassers Melanchthon. Mit seinem Beruf als Seelsorger nahm er es auch hier sehr ernst und gewissenhaft. Er fühlte sich verantwortlich für das Heil aller ihm anvertrauten Seelen. „Es ist gerade so", sagt er an einer Stelle, „als ob Gott der Treue der Prediger die Seelen übergebe unter der Bedingung, daß sie für jede einzelne Rechenschaft ablegen. Es ist daher nicht hinreichend, daß sie den einen oder andern ermahnen, sondern wenn sie nicht alle vom Verderben zum Leben zu bringen streben, so hören wir, welche Drohung Gott ausspricht. Sie steht Ezech. 3, 18: „Wenn der Gottlose in seiner Sünde stirbt, so werde ich sein Blut von deiner Hand fordern". Eine seiner ersten und größten Sorgen war, auch hier die Zucht und Ordnung einzuführen, die Genf verworfen hatte. Alle Grundgedanken der Kirchenzucht, die Einrichtung der Konsistorien mit Laien,



die Ausschließung Unwürdiger vom Abendmahl hat er hier zuerst wirksam ins Leben gerufen. Die Kirchenzucht handhabte er mit Ernst und Strenge. Er kannte dabei kein Ansehen der Person. Einen Menschen, der ein Spiel- und Lusthaus eröffnet hatte, entfernte er gänzlich aus seiner Gemeinde. Und einen Magistratsherrn bezeichnete er von der Kanzel aus so scharf als Feind Gottes, als ob er auf ihn mit dem Finger gezeigt hätte.

Bald wurde Calvin auch aufgefordert, Vorlesungen an der theologischen Schule zu halten. Und sein Ruf als gelehrter Theologe zog bald viele Studenten aus Frankreich an. Seine ersten Vorlesungen behandelten das Evangelium Johannis und den Römerbrief. Fast die ganze heilige Schrift hat er hier und später in Genf nach und nach ausgelegt, das Neue Testament vollständig, mit Ausnahme der Offenbarung Johannis, deren dunkle Bildersprache seinen klaren Geist ebenso wenig anzog wie Luthers. Unter seinen Kommentaren zeichnen sich neben der Auslegung der paulinischen Briefe besonders die Erklärung der Psalmen und die Homilien über das Buch Hiob aus. Die letzteren schätzte Admiral Coligny so hoch, daß er jeden Morgen und jeden Abend eine zu lesen pflegte. Mit dem tiefen und scharfsinnigen Geiste Pauli hat Calvin in seiner Auslegung wohl die meiste Verwandtschaft. Ohne Zweifel gehören seine Kommentare zu den bedeutendsten Bibelauslegungen aller Jahrhunderte und können wegen ihrer Kürze und Klarheit, wegen ihrer Gelehrsamkeit und Tiefgründigkeit als Musterschriften gelten.

Was die Grundsätze seiner Auslegung anbetrifft, so hielt Calvin Kürze und Klarheit für eine Haupteigenschaft des Auslegers. Die schwere Rüstung wissenschaftlicher Gelehrsamkeit, mit der viele Ausleger ihre Leser ermüden und vom Texte abziehen, hat Calvin abgelegt. Dabei ist alles wie aus einem Guß gearbeitet. Calvin brach mit der bedenklichen Methode der allegorischen Auslegung, die auf die grammatische Genauigkeit und den geschichtlichen Hintergrund wenig oder keine Rücksicht nimmt. Er befolgt die sogenannte grammatisch-historische Methode und war weit davon entfernt, das Neue Testament schon überall im Alten zu suchen. Man müsse sich ja vor den Juden schämen, meint er, wenn man durch offenbar unrichtige Auslegung ihrer Schriften schon das Christentum aus demselben herauszulesen behaupte. So wollte er das dreimalige Heilig in Jesaja 6 nicht als Beweisstelle für das Dogma der Dreieinigkeit gelten lassen. Weiter war er, was für jene Zeit etwas besagen will, so unbefangen, die Stelle 1. Mos. 3, 15 (derselbe soll dir den Kopf zertreten usw.) nicht als direkte Weissagung auf Christi Erscheinung und Sühnetod zu fassen, sondern nur als allgemeine Verheißung, daß in dem Kampf zwischen Satan und der Menschheit der endgültige Sieg doch der letzteren verbleiben werde. Auch die Frage nach den Verfassern einzelner biblischen Schriften behandelt er in freimütiger Weise. So kann er sich auf Grund der Verschiedenheit des Stiles der Meinung



nicht entziehen, daß die beiden Briefe Petri nicht von demselben Verfasser sind. Er meint, daß der zweite Brief von einem seiner Schüler stamme. Ebenso bemerkt er mit Recht, daß die ganze Schreibart des Hebräerbriefs ihn hindere, Paulus als dessen Verfasser anzunehmen. Er bringt dafür auch bedeutsame Gründe bei. Zu Joh. 10, 30 („Ich und der Vater sind eins") bemerkt er, daß die alten Ausleger, die hieraus die Wesensgleichheit Christi mit dem Vater folgern wollten, sich getäuscht hätten, denn offenbar rede Christus in diesem Zusammenhang lediglich von seiner inneren und Willenseinheit mit Gott. — Dabei herrscht in seinen Kommentaren ein lebendiger, religiöser Geist, der in der Offenbarung Gottes lebt und webt, und Calvin betont aufs entschiedenste, daß niemand das Wort Gottes recht auslegen könne, der seine Kraft nicht selbst an sich erfahren habe. Er widmete seine exegetischen Bücher gern hohen Persönlichkeiten, Fürsten und Königen, die er dadurch wohl fürs Evangelium zu gewinnen hoffte.

Daneben leitete Calvin, der eine ganz erstaunliche Arbeitsfülle bewältigen konnte, noch öffentliche Disputationen und verteidigte Thesen. So führte er den katholischen Dekan von Passau, der damals als großer Disputator und Redefechter vor dem Herrn galt, in der Frage über das Verdienst der guten Werke gründlich ab, und die Straßburger Theologen und Behörden hatten hier eine öffentliche Gelegenheit, Calvins scharfe und tiefgehende Dialektik zu bewundern.

Außer einer neuen Bearbeitung seiner Institutio schrieb Calvin in Straßburg auch eine treffliche und volkstümliche Schrift „über das Abendmahl". Der Zweck des Buches war, die Seelen vieler Gläubigen, die wegen der verschiedenen sich widerstrebenden Anschauungen über diese Frage nicht ein und aus wußten, zu beruhigen. Das Religionsgespräch in Marburg zwischen Luther und Zwingli 1529 hatte die Kluft nur erweitert und die Geister erbittert. Viele einfältige Gläubige wußten nicht, was sie von diesem Streit ihrer hochverehrten Theologen und Reformatoren denken sollten. Diese Zerrissenheit war das größte Unheil der Evangelischen. Das sah keiner so klar, wie Calvin, und darum brannte es ihm auf der Seele, für die Versöhnung und Einigung der evangelischen Parteien zu wirken. Über diesen Streit äußert sich Calvin in seiner Schrift so:

> „Als Luther zu lehren anfing, behandelte er die Lehre vom Abendmahl so, daß er die Ansicht der körperlichen Gegenwart stehen ließ, so wie es damals alle verstanden. Indem er die Transsubstantiation verwarf, nahm er das Brot als den Leib Christi an, weil es mit ihm verbunden, und gebrauchte harte Vergleiche. Darauf standen Zwingli und Oekolampadius auf, und da sie die fleischliche Gegenwart für einen Betrug des Teufels anerkannten, erklärten sie diese Lüge, da Christus wie im Brote verborgen angebetet wurde,

für eine schändliche Abgötterei. Wir wissen es, worin Beide fehlten, Luther hätte von Anbeginn erklären sollen, daß er die lokale Gegenwart, von welcher die Papisten träumen, nicht annehmen könne, noch daß das Sakrament an Gottes Statt angebetet würde, ferner hätte er die anderen durch die große Bitterkeit seiner Ausdrücke nicht schmähen müssen. Die Gegner irrten darin, daß sie mit solcher Hartnäckigkeit die fanatische Meinung der Papisten bekämpften, und dabei vergaßen, die Wahrheit festzustellen. Wenn sie sie auch nicht leugneten, lehrten sie sie doch nicht so deutlich als sie sollten. Auf beiden Seiten war der Fehler. Wir aber müssen darum nicht weniger unsere Pflicht gegen sie erfüllen, und nicht vergessen, welche Gnaden Gott uns durch sie mitgeteilt. — Unterdes wird es genügen, daß eine brüderliche Freundschaft und Verbindung die Kirchen vereinige, so viel es der christlichen Einheit not tut. Laßt uns also alle, die wir nach der Einrichtung des Herrn im Glauben das Sakrament genießen, mit einem Munde bekennen, daß wir in Wahrheit der Substanz des Leibes und Blutes Christi darin teilhaftig werden."

Mit seinen Schriften über das Abendmahl hat Calvin der evangelischen Kirche einen unberechenbaren Dienst erwiesen und Millionen von Christen der reformierten Kirche auf die Kraft des Abendmahls hingewiesen, das Zwingli mit seiner Auffassung als eines Gedächtnismahles teilweise entleert hatte. Auch Luther nahm von den Straßburger Schriften Calvins mit Wohlgefallen Kenntnis und übersandte dem Verfasser durch Buzer einen respektvollen Gruß. Gleichzeitig meldete ihm Melanchthon, daß er — Calvin — bei dem Wittenberger Reformator „hoch in Gnaden stehe". Und durch den Boten ließ er noch mündlich hinzufügen, einige hätten, um Luther aufzureizen, ihn darauf hingewiesen, daß Calvin von ihm und seinen Anhängern gehässig spreche. Luther habe daraufhin die Stelle durchgelesen und ohne Zweifel gefühlt, daß er hier angegriffen werde. Endlich habe er geantwortet: Ich hoffe, Calvin wird einst besser von uns denken; aber es ist billig, daß wir von einem so trefflichen Geiste etwas ertragen. — In dem Briefe, worin Calvin dies an Farel schreibt, bemerkt er bei dieser Stelle in Parenthese: „Wenn wir durch eine so große Mäßigung nicht gebrochen werden, so sind wir Felsen. Ich bin gebrochen. Demnach habe ich eine Entschuldigungsschrift aufgesetzt, welche in die Vorrede zum Römerbrief mit eingerückt werden soll."

Calvins Aufenthalt in Straßburg fiel in die Jahre, wo der deutsche Protestantismus auf der Höhe stand. Er schien bei der Schwäche und Zerfahrenheit des Katholizismus einem vollständigen Siege nahe zu sein. Es war die Zeit der großen deutschen Religionsgespräche. Calvin verfolgte von seiner Warte in Straßburg aus alle diese Bewegungen mit regem Interesse und scharfem Blick. Schon zu Anfang des Jahres 1539 war er auf der

Frankfurter Reichsversammlung anwesend, vor allen Dingen, um die Aufmerksamkeit der deutschen Fürsten auf die Lage seiner bedrängten Glaubensgenossen in Frankreich zu lenken, und auch, um Melanchthons persönliche Bekanntschaft zu machen, für den er schon lange tiefe Ehrerbietung und Zuneigung empfand. Da Melanchthon nicht französisch und Calvin nicht deutsch sprach, so bedienten sich die Beiden der lateinischen Sprache, die damals alle Gelehrten beherrschten. Gleich bei der ersten Unterhaltung kam die Abendmahlsfrage zur Sprache und Calvin freute sich lebhaft, als der verehrte Melanchthon sich mit seiner Auffassung einverstanden erklärte. „Er hat ohne Widerspruch zugestimmt", erzählt Calvin. „Doch gesteht er, daß einige in dieser Sache etwas Gröberes, Materielleres (das ist im Brote) wollen und dies mit solcher Hartnäckigkeit, um nicht Tyrannei zu sagen, daß er lange Zeit in Verdacht schwebte, weil sie ihn von ihrem Sinne sehr abweichen sahen." Auch auf die Kirchenordnung und Disziplin kamen sie zu sprechen und Melanchthon seufzte, daß sich der Zustand der evangelischen Kirche in Deutschland eher beweinen als bessern lasse. Die Kirche sei in der Hand des Staates, auch verstehen viele noch nichts von dem Joche Christi und meinen, daß durch die Disziplin eine päpstliche Tyrannei eingeführt werde. Mit den Kirchengütern gehe es nicht besser. — Weiter sagte Calvin offen, daß die große Anzahl gottesdienstlicher Zeremonien, die Luther noch beibehalten habe, ihm sehr ans Judentum zu streifen schienen und deshalb mißfielen. Melanchthon gestand zu, daß die Lutherischen viel zu viel von diesen äußern Handlungen hätten. Doch habe man dies der Hartnäckigkeit der Kanonisten, die am Gesetzlichen klebten, einräumen müssen. Luther selbst billige diese beibehaltenen Zeremonien nicht mehr als die reformierte Nüchternheit. Er stehe beiden neutral gegenüber. — Buzer nahm eine ähnliche Stellung ein. Er mißbilligte aber entschieden, daß Reformierte und Lutherische sich wegen dieser äußerlichen Gebräuche trennten.

Die Berichte, die Calvin seinem Freunde Farel über die Frankfurter Reichsversammlung und die deutschen Zustände schrieb, sind ein Beweis seiner feinen Beobachtungsgabe und seines scharfsinnigen Urteils. „Ein Einheimischer — sagt Kampschulte — hätte die Lage nicht treffender beurteilen können, als es durch diesen der deutschen Sprache Unkundigen geschah." Was nach Calvins Ansicht den evangelischen Ständen allein not tut, ist Entschlossenheit und Einigkeit, und in diesem Sinn hat er schon in Frankfurt im persönlichen Verkehr mit Theologen und Staatsmännern zu wirken gesucht. Die protestantische Partei, meint er, müsse alle ihre Kräfte zusammenfassen, von kleineren Differenzen und Zwistigkeiten im eigenen Heerlager absehen und den Reformierten die Hand reichen. Geschehe dies, so sei den Evangelischen der Sieg gewiß. Er faßt dabei die Möglichkeit eines Religionskrieges fest ins Auge. Wo es sich um den Sieg der ganzen evan-

gelischen Sache handelt, wird der sonst so rigorose Calvin sogar in seinem sittlichen Urteil unsicher. So spricht er auffallend milde von der Doppelehe des Landgrafen von Hessen, die gerade damals der ganzen christlichen Welt ein schweres Ärgernis gab. Er setzte auf den mächtigen Landgrafen Philipp, der Calvin mehrfach zu Tische zog, die größte Hoffnung für die evangelische Sache. Und im Hinblick auf die Eintracht der Evangelischen nahm er es den lutherischen Theologen fast übel, daß sie sich über diese Angelegenheit so sehr aufregten.

Die Frankfurter Reichsversammlung verabredete eine Friedenskonferenz für das Jahr 1540 in Hagenau, in der Nähe Straßburgs. Auch Calvin war hier anwesend. Doch berührte diesen Feuergeist das spärliche und langsame Erscheinen der Fürsten und Theologen unangenehm. Melanchthon war nicht anwesend. Er war unterwegs in Weimar vor Aufregung und Gram über den Schandfleck der Doppelehe Philipps von Hessen, die damals überall ruchbar wurde, schwer erkrankt. An seiner Stelle war Caspar Cruciger erschienen, auf den Calvin wegen seines Eifers und seines Wissens einen bedeutenden Eindruck machte. Indes kam die Hagenauer Versammlung nicht über die Vorbereitungen hinaus und erst im Spätherbst desselben Jahres kam das Religionsgespräch, und zwar in Worms, zustande. Calvin hatte sich bereits ein solches Ansehen in den evangelischen Kreisen Deutschlands erworben, daß er als Vertreter der Stadt Straßburg und des Herzogs von Lüneburg in Worms erscheinen konnte. Melanchthon war hier wieder der Wortführer der protestantischen Sache. Die größere Entschiedenheit, die der Freund Luthers hier an den Tag legte, ist ohne Zweifel zum guten Teil auf den energischen Calvin zurückzuführen. Der feine theologische Geist des Genfer Reformators gefiel dem milden Melanchthon so sehr, daß er ihm öffentlich den Ehrennamen des „Theologen" vor allen andern gab. Aber so innig Calvin den praeceptor Germaniae auch verehrte, so fand er ihn doch zu langsam und mattherzig, zu rücksichtsvoll und nachgiebig. Auch dies Religionsgespräch ging so ziemlich aus wie das Hornberger Schießen. Es wurde 1541 in Gegenwart des Kaisers in Regensburg fortgesetzt. Auf den ausdrücklichen Wunsch Melanchthons kam Calvin auch diesmal als Vertreter Straßburgs. So verschieden beide auch waren, so mochte Melanchthon den strengen und scharfblickenden Mahner, der ihn vor allzu großer Nachgiebigkeit bewahrte, nicht gerne missen. Calvin war zwar nach Regensburg gereist, doch fehlte ihm nach den in Hagenau und Worms gemachten Erfahrungen die rechte Freudigkeit. Er versprach sich nicht viel von diesen ewigen Verhandlungen und Vorverhandlungen, Verzögerungen und Formfragen. Unerträglich war es diesem ernsten feurigen Geist, mitansehen zu müssen, wie „allmählich der eine nach dem andern, endlich auch einige der Fürsten erschienen." Es stimmte diesen charakterfesten Katholikenfeind nicht milder, daß der päpstliche Abgesandte, Kardinal

Contarini, ein versöhnlicher und edler Mann, den Protestanten mit einem gewissen Wohlwollen entgegenkam. Wenn es nach Calvin gegangen wäre, hätte man die Vertreter der römischen Kirche überhaupt nicht zugelassen. Er findet, daß die protestantischen Geistlichen den päpstlichen Abgesandten nicht mit der nötigen Energie entgegentreten. Melanchthon und Buzer gehen ihm, trotzdem er von ihrer guten Absicht überzeugt ist, in der Friedensliebe viel zu weit. „Sie haben wohl ihre Gründe", schreibt er an Farel, „ich aber kann das Verfahren nicht billigen." Obgleich er die Nachgiebigkeit der römischen Partei, namentlich ihre Zugeständnisse in der Rechtfertigungslehre, mit einem gewissen Erstaunen erwähnt, ändert er seine Ansicht nicht, und es erfüllt ihn mit einer Art Genugtuung, als man endlich bei der Abendmahlslehre auf eine Frage stieß, die durch vermittelnde Formeln nicht zu lösen war. Trotz aller Vorstellungen, die ihm von katholischer Seite gemacht wurden, war er nicht zu bewegen, sich mit Contarini auch nur in ein Gespräch einzulassen. Und als Eck während der Verhandlungen schwer erkrankte, kann er seine Freude darüber kaum verbergen und vernimmt mit Bedauern das Gerücht von seiner Besserung. „Die Welt verdient noch nicht", schreibt er an Freund Farel, „von jener Bestie befreit zu werden". Immer unbehaglicher fühlte er sich in Regensburg und begann sich wegzusehnen. „Wie ein Gefangener werde ich hier festgehalten", klagt er, „und fast vergehe ich vor Überdruß". Es begann ihm klar zu werden, daß er sich geirrt, als er auf Deutschland glänzende Hoffnungen für die evangelische Sache gesetzt. Er sah nun auch noch deutlicher als bisher die Mängel der deutschen evangelischen Kirchen, vor allem die fehlende Kirchenzucht. Es empörte ihn, daß gelehrte, würdige Seelsorger, „weil sie mit den Lastern keine Nachsicht üben wollten", von den städtischen Magistraten ohne viel Umstände ihres Amtes beraubt würden, wie das in Ulm und Augsburg geschehen sei. Auch die Abhängigkeit, welche die deutschen Theologen von den Fürstenhöfen geduldig und fügsam ertrugen, war in seinen Augen eine Herabwürdigung des geistlichen Amtes, eine Umkehr der von Gott gewollten Ordnung. Dennoch hätte er hiezu vielleicht geschwiegen, wenn er die evangelischen Fürsten nicht so träge, nachlässig, ohne rechten Eifer für die Sache Gottes, mehr auf ihre materiellen Vorteile und Vergnügungen als auf die Förderung des Evangeliums bedacht gefunden hätte. Mit lebhaftem Unwillen erzählt er z. B. Farel, daß der evangelische Herzog von Württemberg eine Jagdbelustigung für wichtiger gehalten habe, als den Besuch des Reichstags, auf dem vielleicht die schwerwiegendsten Dinge beschlossen würden.

Calvin war daher heilfroh, als er endlich die Gelegenheit fand, aus Regensburg zu entschlüpfen und nach Straßburg zurückzukehren. Der unerschütterliche Glaube an den Sieg des Evangeliums brachte ihn bald über die Enttäuschungen, die er auf diesen Religionsgesprächen erlebt hatte,

hinweg. „Denn das ist unser vornehmster Trost", schreibt er in dieser Zeit, „daß unsere Sache Gottes Sache ist und daß, wenn Menschen sie verlassen, Gott selbst sie in seine Hand nehmen und zu einem glücklichen Ende führen wird". Sicherlich haben die in Worms und Regensburg gemachten Erfahrungen dazu beigetragen, Calvin den Abschied von Deutschland und seine Rückkehr nach Genf zu erleichtern.

Ehe wir indessen darauf näher eingehen, werfen wir noch einen Blick auf die persönlichen Verhältnisse und das Privatleben Calvins während seiner Straßburger Zeit. Er lebte in Straßburg in Dürftigkeit. Um sein Einkommen etwas zu heben, nahm er französische Studenten als Kostgänger in sein Haus auf. Von seinen Freunden wollte er nichts annehmen, ein Stolz und ein Zartgefühl, die ihn während seines ganzen Lebens begleiteten. Seine Bücher brachten ihm sehr wenig ein, dagegen kostete der ausgebreitete Briefwechsel in damaliger Zeit recht viel. Seine Besoldung war sehr gering, und eine Gehaltserhöhung lehnte er ab. Um seinen Wirt in Genf zu bezahlen, läßt er lieber seine geliebte Bibliothek verkaufen. Für acht bis neun Batzen soll jedes Buch weggehen; wenn ein Käufer eine ganze Anzahl nimmt, soll er sie billiger haben. Calvin hat immer sehr einfach, fast ärmlich gelebt, selbst in späterer Zeit zu Genf, wo er sich ein bequemes Leben hätte schaffen können.

Calvin war, als er nach Straßburg kam, noch unverheiratet. Neben der Sache Gottes füllte Freundschaft seine ganze Seele aus. Sie war ihm mehr als Frauenliebe, für die im Herzen des Reformators nie so recht Raum gewesen ist. Er glich auch in dieser Beziehung dem großen Apostel und hätte sehr wohl ohne Frau leben können. Luther aber hatte die Ehe durch sein Beispiel den protestantischen Geistlichen sozusagen zur Pflicht gemacht. Die Papisten spotteten darüber, und Erasmus von Rotterdam meinte in seiner Art scherzend, daß jede Bekehrung zur evangelischen Kirche mit einer Heirat endige, ja daß die Evangelischen einen trojanischen Krieg um der Weiber willen führen. Er konnte und mochte nicht recht einsehen, daß die Evangelischen auf diese Weise einen fundamentalen Irrtum der römischen Kirche bekämpften, ein gewaltiges Bollwerk des Papsttums einrissen und eine unversiegliche Quelle der Unsittlichkeit und Unzucht zu verstopfen suchten.

In Straßburg waren alle evangelischen Geistlichen verheiratet und der Reformator Buzer wünschte, daß auch Calvin diesem Beispiel folge. Und trotz der unendlich vielen Arbeiten, die auf ihm lagen, fand dieser tatsächlich noch Zeit, sich ernstlich mit Ehegedanken zu befassen. „Mitten unter all diesen großen Bewegungen — schreibt er — genieße ich eine so große Ruhe, daß ich es wage, ans Heiraten zu denken." Und seinem Freunde Farel schildert er, was er von einer Lebensgefährtin erwartet. „Nicht gehöre ich zu dem Haufen verliebter Toren, die, wenn sie von der schönen Gestalt

einmal verblendet sind, ihre Liebkosungen selbst an das Laster verschwenden. Willst du wissen, welche Schönheit allein meine Seele gewinnen kann? Wenn Holdseligkeit und Sittsamkeit sich mit Einfachheit, Genügsamkeit und Sanftmut verbindet, und Hoffnung vorhanden ist, daß sie auch für mein äußeres Wohlbefinden Sorge tragen wird."

Doch war Calvin nicht etwa von einer besonderen Neigung für ein bestimmtes Mädchen erfüllt. Obgleich ihm von guten Freunden verschiedene passende Frauen empfohlen wurden, war es mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, bis er die Rechte fand und glücklich im Hafen der Ehe landete. Zuerst schlug man ihm ein junges, sehr vermögliches Mädchen aus einer angesehenen deutschen Adelsfamilie in Straßburg vor. Ihr Bruder, der auf Calvin große Stücke hielt und ihn innig verehrte, wollte diese Verbindung durchaus zustande bringen und auch seine Frau half nach besten Kräften mit. Calvin aber hatte seine Bedenken. Erstens fürchtete er, daß das Mädchen zu reich und vornehm sei und „zu sehr ihres Standes und ihrer Erziehung gedenken würde". Zweitens schien ihm der Unterschied der Sprache ein Hindernis zu sein. Und auf die Bedingung Calvins, die französische Sprache zu erlernen, scheint die junge Dame nicht recht haben eingehen zu wollen, so wenig wie er selbst geneigt war, deutsch zu lernen. Man kann es bedauern, daß diese Verbindung mit einem deutschen Mädchen aus so guter Familie nicht zustande kam; denn sie hätte Calvin ohne Zweifel dem deutschen Wesen näher gebracht. Er sah es jedoch immer als seine erste Pflicht an, für Frankreich zu wirken.

Bald wendete er seinen Sinn einer andern zu. Als Freiwerber schickte er seinen Bruder. „Wenn sie ihrem Rufe entspricht — schreibt Calvin unterm 6. Februar 1540 an seinen Farel — „so bringt sie mir eine große Mitgift ohne alles Geld; denn sie erhält ein ganz wunderbares Lob von denen, die sie kennen. Wenn sie kommt, wie wirs gewiß glauben, so werden wir die Verbindung nicht über den 10. März hinausschieben. Ach, wenn du dann doch zugegen sein könntest, unsere Ehe einzusegnen!" Er fügt noch hinzu, daß er sich lächerlich mache, wenn er sich in seiner Hoffnung täuschen sollte. Aber da er glaube, der Herr werde ihm beistehen, so spreche er davon als von einer gewissen Sache. Doch fiel auch diese Brautwerbung Calvins ins Wasser, und es entbehrt nicht eines tragikomischen Beigeschmacks, wenn wir aus einem Brief vom Juni 1540 erfahren, daß der Termin der Hochzeit bestimmt, Farel zur Trauung bestellt, aber noch immer keine Braut da ist. „Die Frau ist noch nicht gefunden und ich zweifle, ob ich noch weiter suchen soll", schreibt Calvin im Juli resigniert.

Endlich sollte es ihm doch glücken, eine gute, passende Frau zu finden. Wie in Genf, so hatte er auch in Straßburg eifrig unter den Wiedertäufern gearbeitet. Unter den von ihm Bekehrten war auch einer namens Stoerter aus Lüttich. Dieser starb bald darauf. Nicht lange danach vermählte sich

Calvin, wie es scheint auf Buzers Anraten, mit Stoerters Witwe Idelette **van** Buren, die aus einer holländischen Adelsfamilie stammte. Im September 1540 fand die Hochzeit mit einem gewissen Gepränge statt. Calvin fühlte sich offenbar als junger Ehemann recht zufrieden und glücklich, so daß er über ein Unwohlsein, das ihn bald darauf befiel, halb scherzend bemerkt, es sei wohl gesendet, damit die Honigwochen nicht allzu fröhlich würden und ihre Freuden nicht die Schranke überschreite. Gott habe sie ohne Zweifel durch solche Widerwärtigkeit auf das richtige Maß zurückbringen müssen.

Diese Ehe, die sehr glücklich war, dauerte leider nur 9 Jahre. Idelette van Buren wird als eine edle, auserlesene, würdige Frau geschildert. Calvin selbst, der mit dem Lobe so sparsam ist, nennt sie ein „seltenes Weib und ein Muster der Tugend". Sie hatte mehrere Kinder aus erster Ehe. Ein Söhnchen, das der Verbindung mit Calvin entsproß, verstarb bald nach der Geburt. „Der Herr hat uns eine große Wunde geschlagen durch den Tod unseres kleinen Sohnes, den wir bitter fühlen; aber er ist unser Vater und weiß, was seinen Kindern nottut," schreibt er. Als ein Gegner später seine Kinderlosigkeit als eine Schmach hinzustellen suchte, antwortete der Reformator mit ruhiger Würde und berechtigtem Selbstgefühl: „Es ist wahr, Gott hatte mir ein Söhnlein gegeben und hat es wieder genommen. Aber dafür sind mir Myriaden von Kindern in der ganzen Christenheit zu teil geworden." Frau Idelette kränkelte seit der Geburt des Kindes fast ständig. Sie starb bereits im Jahre 1549, und Calvin stellt ihr das Zeugnis aus, daß sie nicht nur in Verbannung und Not, sondern gegebenenfalls selbst in den Tod ihm freiwillig gefolgt wäre.

Schon wenige Wochen nach ihrer Verheiratung begann für die Eheleute eine schwere Zeit. Während Calvin auf dem Reichstag zu Worms weilte, brach in Straßburg eine pestartige Seuche aus, die viele dahinraffte. Calvins Frau flüchtete mit ihren Kindern aus Straßburg, und er schreibt, es schwebe ihm Tag und Nacht vor Augen, daß sie ratlos und verlassen sei, weil sie ihres Hauptes entbehre. Jener Pest erlagen unter anderen zwei Freunde Calvins, ein junger Student, der in Calvins Hause wohnte, namens Louis Richebourg, den er fast väterlich liebte, sowie dessen Erzieher Claude. Dem Vater des jungen Mannes schreibt Calvin einen so tiefen und warmherzig empfundenen Trostbrief, daß er allen Eltern in gleicher Lage zum Nachlesen empfohlen werden kann. Er ist zugleich ein Beweis dafür, wie inniger Gemütsbewegungen der oft hart und fühllos erscheinende Mann fähig war, und wie er als Seelsorger aus der Tiefe seiner Erfahrung und dem Worte Gottes zu trösten verstand. Wir teilen diesen Brief, anstatt vieler ähnlicher, seinem ganzen Umfang nach mit:

> „Als ich von dem Tode des Claudius und Deines Sohnes Ludwig die erste Nachricht erhielt, bin ich so tief betrübt worden, daß ich mehrere Tage weiter nichts tun konnte, als seufzen. Und obgleich ich



vor Gott mich noch so halten konnte durch jene Hilfsmittel, mit welchen er uns in traurigen Tagen ausrüstet, so war ich doch vor Menschen wie gar nicht da. Für alle verschiedenen Pflichten erschien ich so untüchtig als ein halbtoter Mensch. Auf der einen Seite beweinte ich einen sehr treuen und guten Freund, der mir entrissen ist, in einer Zeit, wo ich seiner am meisten bedarf, mit dem ich so verbunden war, daß man keine engere Freundschaft denken kann. Dann wieder der andere Schmerz, Deinen Sohn, der so schöne Hoffnungen gab, in der ersten Blüte der Jahre dahingerafft zu sehen, ihn, den ich wie einen Sohn liebte, wie er mich nicht anders als einen zweiten Vater liebte. Dieser härteste Schmerz wurde vermehrt durch die peinliche, schwere Sorge für die, welche Gott uns gelassen. Ich hörte, daß die Familie nach allen Seiten hin zerstreut war. Ich dachte daran, wie niedergeschlagen meine Frau sein müßte. Dein Carl schwebte mir immer vor Augen. Denn mit seinem guten Herzen, und wie er seinen Lehrer und seinen Bruder nicht nur liebte, sondern ihnen kindlich anhing, mußte er in die tiefste Traurigkeit versunken sein. Eins gab mir Linderung, nämlich, daß er meinen Bruder dort hatte, der ihm Trost sein konnte in dieser Trauer. Aber hieran konnte ich auch nicht denken, ohne zu fühlen, daß Beide noch in Gefahr sind. Bis die Briefe ankamen, die versichern, daß Carl, mein Bruder und meine Frau gerettet seien, würde ich vom Schmerz überwältigt worden sein, wenn ich mich nicht vor Gott niedergeworfen und durch Gebete und heilige Gedanken aufrecht erhalten hätte. Ich erzähle Dir dies, damit Du bei dem Trost, den ich Dir bringe, nicht glaubst, es sei wohl leicht, sich in dem Schmerz anderer stark zu beweisen. Ich will nicht in einen mir fremden Schmerz einige kräftige Worte hineinwerfen, sondern zeigen, durch welche Mittel ich Erleichterung gefunden. Nicht die gewöhnlichen Tröstungen will ich vorbringen, die unter Menschen im Gange sind, nämlich, daß Du nicht den Toten beweinen mögest, der sterblich geboren war; daß Du in diesem Trauerfalle jene Seelengröße zeigen müssest, welche Dein Geist, Deine ausgezeichneten Gaben, Deine hohe Bildung, Dein Alter, Deine Erfahrung, Dein Ruf verlangen, und Dich durch die Erinnerung Deines früheren Lebens trösten. Dies alles lasse ich. Es gibt nur *eine* kräftige und sichere Quelle des Trostes, woran Männer, wie Du, sich halten können, die aus dem innern frommen Sinn fließt, der bei Dir so kräftig ist. —

Gott hat den Sohn zurückgenommen, den er Dir als ein Pfand nur geliehen. Hier kann nicht die Rede sein von den eitlen, verwerflichen Klagen der Unverständigen: o blinder Tod! trauriges, unerbittliches Schicksal! — *Gott* hat ihn zurückgenommen, der

ihn für eine bestimmte Zeit hier hingestellt hatte. Was Gott getan, ist nicht durch Zufall, ohne Ursache, sondern durch jenen Rat geschehn, der nicht anders als gut und recht sein kann, und der nichts will, was uns nicht nützlich und heilbringend. Wo Gerechtigkeit und Güte sind, da muß man nicht widerreden; wo aber mit dieser Gerechtigkeit auch unser Nutzen verbunden ist, wäre es da nicht großer Undank, nicht mit ruhigem, sanftem Sinn dasjenige anzunehmen, was unserm Vater gefällt? Nichts ängstigt mehr, als wenn man sich mit den Fragen quält: „Warum haben wir nicht anders gehandelt, warum sind wir nicht dorthin gegangen?" Dies wäre richtig, wenn wir etwas Strafwürdiges getan hätten. Sind wir aber ohne Schuld, so sind diese Klagen unzeitig. Es ist also Gott selbst, der Deinen Sohn von Dir genommen, den er Dir doch nur unter der Bedingung, daß er immer ihm angehöre, zur Erziehung gegeben. Er hat ihn darum aus der Welt genommen, weil es ihm nützlich war, auszuwandern, und um Dich durch diesen Verlust zu läutern oder Deine Geduld zu prüfen. Wenn Du diesen Nutzen nicht einsiehst, so mußt Du vor allem Gott bitten, ihn Dir zu zeigen. Wenn er Dich noch mehr prüfen will, indem er ihn Dir verbirgt, so laß seine Weisheit höher stehen, als die Schwachheit Deines Geistes.

Was Deinen Sohn anbetrifft, so wirst Du, wenn Du in Deiner Seele erwägst, wie schwer es ist, in dieser höchst traurigen Zeit den rechten Weg zu gehen, ihn selig schätzen, daß er frühzeitig erlöst worden, bevor er so vielen Gefahren, die ihm schon drohten, unterworfen wurde. Er ist so wie einer, der auf dem unruhigen, stürmischen Ozean, noch ehe er das hohe Meer erreichte, sich schnell wieder in den Hafen zurückgezogen. Insofern ist nämlich ein langes Leben nicht eine Wohltat Gottes, daß uns etwas verloren ginge, wenn wir, getrennt durch eine kleine Reihe von Jahren, ins bessere Leben eingehen. Gott selbst, unser aller Vater, hatte ja schon gewollt, daß Ludwig zu seinen auserwählten Kindern gehören sollte. Nach seiner unendlichen Barmherzigkeit hat er Dich der Gnade teilhaftig gemacht, daß Du eine herrliche Frucht Deiner Erziehung vor seinem Tode an Deinem Sohne sahest, wodurch Du erfuhrst, daß jener Segen: „Ich werde Dein Gott sein und der Gott Deiner Nachkommen", sich auch auf Dich bezöge. Er war von der ersten Kindheit an, so weit es die Jahre erlaubten, so gut unterrichtet wie möglich, und hatte schon solche Fortschritte gemacht, daß er in uns für die Zukunft die schönsten Hoffnungen erweckte. Sein Leben und seine Sitten hatten das Lob aller Guten verdient; beging er einen Fehler, so hörte er auf die Zurechtweisungen und Vorwürfe und zeigte sich folgsam. Äußerte er auch zuweilen ein heftiges Gemüt, so ging es

doch nicht bis zur Hartnäckigkeit, und die zu heftigen Regungen wurden bald gebrochen. Was uns aber am meisten erfreuen muß, ist, daß er die Grundlage der Frömmigkeit so in sich aufgenommen, daß er einen richtigen Begriff von der Religion hatte und von wahrer Gottesfurcht durchdrungen war. Diese großen Wohltaten Gottes gegen Deinen Sohn müssen mehr dazu beitragen, Dir das Herbe Deines Verlustes zu versüßen, als Dir seinen Tod schmerzlicher zu machen. —

Diese heiligen Seelen (Claudius und Ludwig) sind mitten unter frommen Ermahnungen und im Gebet zu Gott zur Gemeinschaft mit Christo eingegangen. Ich möchte nicht von meinem Schmerz befreit sein unter der Bedingung, sie nicht gekannt zu haben. Beide werden mir bis zu meinem Ende eine heilige Erinnerung sein, und auch, glaube ich, eine sanfte. — Aber, wirst Du sagen, was hilft es, daß der Sohn, der mir so schöne Hoffnungen gab, da war, nun er mir in der ersten Blüte genommen worden ist? — Als ob nicht Christus das durch seinen Tod errungen hätte, daß er der Herr sei der Lebendigen und der Toten! Wenn wir ihm angehören, wie es ja sein muß, wie sollte er nicht die Macht des Lebens und des Todes über uns haben! Obgleich nun Dein Sohn nach Deiner und meiner Meinung ein kurzes Leben gehabt hat, so muß es uns genug sein, daß er den Lauf, den der Herr ihm gegeben, vollendet. Deswegen denken wir nicht, er sei in der Blüte gestorben, er, der vor dem Angesichte des Herrn reif war. Ich meine, daß alle diejenigen ihre Reife hier erlangt haben, die von dem Herrn abgerufen werden, — oder willst Du mit ihm hadern, als ob er jemand vor der Zeit von hier fortrisse? Dies gilt für alle, aber hauptsächlich für Ludwig. Er war schon in den Jahren, wo er durch untrügliche Zeichen beweisen konnte, er sei ein Glied Christi. Sobald er diese Frucht gezeigt, ist er gestorben und unsern Augen entrückt worden. Aus den verschwindenden, entfliehenden Schatten des Lebens ist er aufgenommen worden in die wahrhaftige Unsterblichkeit, und den darfst Du nicht glauben verloren zu haben, den Du in der seligen Auferstehung in Gottes Reich wieder erhalten wirst; denn sie haben beide so gelebt und sind so gestorben, daß ich gewiß bin, sie sind bei Gott. Laß uns also nach dem Ziele eilen, welches sie erreicht. Es ist kein Zweifel, daß Christus sie und uns alsdann verbinden werde in einer unzertrennbaren Gemeinschaft, in der unvergleichlichen Teilnahme an seiner Herrlichkeit. Auch wird Dir nicht geringer Trost daher kommen, wenn Du bedenkst, was Dir bleibt. Dein Carl ist Dir geblieben, von dem wir alle so urteilen, daß keiner von uns sich nicht einen solchen Sohn wünschte. — Aber, wirst Du sagen, es ist

schwer, die väterliche Liebe so zu unterdrücken, daß man keinen Schmerz über den Tod eines Sohnes empfände. Das will ich aber auch nicht, daß Du nicht trauern solltest. Diese Philosophie erlernen wir nicht in der Schule Christi, daß wir die menschlichen Gefühle unterdrücken, die uns Gott eingegeben, und aus Menschen Steine werden. Alles Gesagte soll nur dazu dienen, Deinem Schmerze eine Grenze zu setzen und ihn zu erleichtern, damit, wenn Du Dich ausgeweint, wie es die Natur und das Vaterherz verlangen, Du Dich Deiner Traurigkeit nicht hingebest. Freilich aber komme ich nicht in der Meinung, als ob ich Deinem Verstande, Deiner Kraft und Seelengröße nicht traute, aber ich habe hier meine Pflicht gegen Dich nicht versäumen wollen. Wenn dieser Brief überflüssig ist, wie ich es glaube, so wirst Du mit Deiner großen Freundlichkeit diese vielleicht zu ängstliche Liebe aufnehmen. Ich habe auch Philipp (Melanchthon) und Buzer gebeten, Dir zu schreiben, hoffend, daß dies Zeugnis ihrer Liebe Dir nicht unangenehm sein werde."

— — Inzwischen hatten sich in Genf merkwürdige Dinge zugetragen, und man erwartete den vertriebenen Reformator schon seit einiger Zeit mit Sehnsucht zurück. Calvin hatte bei der Verbannung ganz richtig geurteilt, als er seinen Gegnern nur eine kurze Herrschaft prophezeite. Trotzdem die beiden Reformatoren mit großer Majorität abgesetzt waren, gab es in Genf doch eine nicht unbedeutende Minderheit, welche auf Seiten der Verbannten stand. Sie hatte während der leidenschaftlichen Stürme im Frühjahr 1538 nur geschwiegen, trat aber, als die Aufregung sich etwas gelegt hatte, alsbald wieder hervor. Mancherlei Mißgriffe der herrschenden Partei ließen die Sympathien für die Vertriebenen nur zunehmen. Man konnte es bald wagen, offen als Partei aufzutreten, um so mehr, als unter den Machthabern eine bedeutende Persönlichkeit fehlte. Sie befehdeten sich in kleinlichen Eifersüchteleien und unterschätzten die Partei der Unzufriedenen, die sie verächtlich „Guillermins" (nach Meister Guillaume, wie Wilhelm Farel beim Volke hieß) nannten. Strafen, die der Rat verhängte, machten die Sache nur schlimmer.

Noch schwieriger wurde die Lage der herrschenden Partei durch die Verlegenheiten, die ihr von katholischer Seite bereitet wurden. Es gab in Genf noch viele, die heimlich katholische Sympathien hegten und die wohl auch bei der Vertreibung der Reformatoren mitgewirkt hatten. Es regte sich der Verdacht — der freilich nicht bewiesen ist — daß das neue Regiment insgeheim zum Katholizismus neige, und die Guillermins verbreiteten dies Gerücht absichtlich, so daß es auch in den benachbarten katholischen Kreisen Glauben fand und einen Plan zeitigte, den freilich die Guillermins nicht beabsichtigt hatten. Der im Jahre 1523 aus Genf vertriebene Bischof

Pierre de la Baume, der noch lebte, schöpfte Hoffnung, den Bischofsstuhl in Genf wieder aufrichten zu können. Zu diesem Zweck wurde in Lyon, wo sich viele der bei Einführung der Reformation geflüchteten Genfer Katholiken aufhielten, unter Billigung des Papstes eine Konferenz zusammenberufen, die den Beschluß faßte, den Bürgern von Genf in einem offenen Schreiben die Aussöhnung mit der katholischen Kirche dringend ans Herz zu legen. Einer der Anwesenden, der Kardinal Sadolet, ein Mann von Geist und wohlmeinendem Charakter, wurde mit der Abfassung dieses Schriftstücks beauftragt und rechtfertigte durch die Art, wie er sich seines Auftrags entledigte, durchaus die auf ihn gefallene Wahl.

In wohlwollender, herzlicher Weise wendet er sich „an seine teuren Brüder", die Syndike, um sie — die Irregeleiteten — zur Rückkehr zu der um sie trauernden Mutter Kirche aufzufordern. Dabei läßt er sich nicht auf dogmatische Untersuchungen oder Widerlegung der neuen Glaubenssätze ein, sondern wendet sich direkt an Herz und Gemüt. Er betont namentlich die Einheit, das Alter und die Ehrwürdigkeit der katholischen Kirche und weist hin auf die Meinungsverschiedenheit der Reformierten als das vornehmste Kennzeichen des Irrtums ihrer Lehre. Er klagt die Protestanten an, daß sie das Kleid Christi zerrissen hätten, was selbst die Heiden nicht getan, und daß sie ganz gegen die Liebe handelten, welche die Einheit will. Der Mensch, der sie zerreiße, sei ewig verloren, wenn er nicht Buße tue. Die Reformation aber sei ein großer Abfall von dieser Einheit. Wirkungsvoll ist namentlich die Stelle, wo Sadolet zwei Vertreter des alten und neuen Glaubens am Tage des Gerichts vor dem höchsten Richter selbst ihre Verteidigung führen läßt: Der Eine weist dabei hin auf seine Übereinstimmung mit allen heiligen Vätern und Lehrern der Kirche, der er sich demütig unterworfen habe und von der er sich auch durch die Fehler mancher ihrer Diener nicht habe abwendig machen lassen, wohl wissend, daß das Urteil über sie Gottes Richterspruch vorbehalten bleibe; der Andere dagegen bricht wegen vorübergehender Ärgernisse in der Kirche oder gar aus verletztem Ehrgeiz über das ganze kirchliche Altertum, über Kirchenväter und Konzilien den Stab und verurteilt mit anmaßenden Worten, was auf Grund kirchlicher Entscheidung jahrhundertelang als heilig galt.

Dies Schreiben, das Sadolet durch einen besonderen Boten dem Rat zu Genf überreichen ließ, blieb nicht ohne Eindruck. Die heimlichen Katholiken, unter denen es die Runde machte, schöpften wieder Hoffnung, und mehrere stellten sogar den Antrag, jetzt endlich den von Calvin und Farel eingeführten Glaubenseid in aller Form zurückzunehmen. Schon wagten einige katholische Verbannte, in ihre Vaterstadt zurückzukehren.

Mit tiefster Entrüstung vernahmen Farel und seine Anhänger diese Vorgänge. Sie warfen dem Rat sträfliche Nachsicht, ja Verrat am Evangelium vor. Farel sah bereits das Papsttum in Genf wieder aufgerichtet

und schrieb leidenschaftliche Briefe an seinen Freund in Straßburg, um ihn zu einer Erwiderung des Sendschreibens zu veranlassen. Diese ließ denn auch nicht lange auf sich warten, und anfangs September war Calvins „Antwort auf Sadolets Brief" bereits in den Händen der Genfer. In sechs Tagen hat Calvin, wie er sagt, das kleine Werk geschrieben, das eine der glänzendsten Streitschriften ist, die je aus seiner Feder geflossen sind. Er zeigt sich hier als ein seinem katholischen Gegner weit überlegener Geisteskämpfer. Hatte Sadolet das Hauptgewicht auf die christliche Liebe, auf die Einheit, das Alter und die Ehrwürdigkeit der Kirche gelegt, so antwortet Calvin mit der Schilderung der Verderbtheit dieser einen und alten Kirche und zerstört unbarmherzig das schöne Idealbild, das der Gegner gezeichnet; hatte Sadolet die dogmatischen Differenzen kaum oberflächlich berührt, so stellte Calvin diese in den Vordergrund und entwickelte in der Verteidigung des neuen Glaubenssystems eine Kraft der Rede, eine Gewandtheit der Beweisführung und eine Fülle der Gedanken, welche die Darlegungen Sadolets in ihrer Schwäche und Unhaltbarkeit zeigten.

Nur einige Stellen seien aus diesem Werk Calvins angeführt. Sadolet hatte betont, daß die katholische Kirche, die von Anbeginn und in allen Ländern dieselbe gewesen sei, von Christi Geist immer und allenthalben geleitet werde. — „Aber wo bleibt das Wort Gottes?" fragt Calvin. Die Kirche soll sich nach ihm allein auf Gottes Wort gründen und nicht im allgemeinen auf den heiligen Geist. Das ist das große Prinzip der Reformation, das auch Luther mit solcher Kraft und Energie gegen die Schwarmgeister verteidigt hat. „Und wir erkennen heute durch die Erfahrung", fährt Calvin fort, „wie notwendig diese Warnung war, da wir durch zwei Sekten bekämpft werden, welche von einander sehr verschieden zu sein scheinen: Was hat der Papst gemein mit den Anabaptisten? Doch beide verfolgen uns mit denselben Waffen; denn wenn sie sich des Geistes prahlerisch rühmen, so haben sie dabei keinen andern Zweck, als das Wort Gottes zu unterdrücken und zu begraben, um ihren eigenen Lügen Raum zu geben."

„Du weißt, Sadolet, daß wir nicht nur mit der Urkirche weit genauer harmonieren als ihr, sondern auch, daß wir kein anderes Bestreben haben, als daß einst dieser Zustand der Kirche wiederhergestellt werde."

Vom Glauben sprechend, meint Calvin, daß die Autorität, welche die katholische Kirche sich anmaßt, nicht notwendig sei, weil der Christ an einen Gott glaubt, der uns durch seinen Geist erleuchtet und unser Gewissen durch sein sicheres Zeugnis beruhigt. „Dies ist die Zuversicht, welche uns Paulus rühmt. Mögen die Meinungen in der Welt auch noch so verschieden sein, so wird doch der treue Christ immer seinen Weg finden. Nicht träume ich von jener Genauigkeit in der Erkenntnis der Wahrheit, die sich nie irren und alles um sich her stolz verachten könnte; vielmehr können die Gläubigen

nicht alle Geheimnisse fassen und selbst in den kleinsten Dingen oft blind sein. Nur behaupte ich, daß, wenn sie sich in Gottes Wort demütig und bußfertig versenken, sie nie so irren können, daß sie verderben. Die Wahrheit, die ihnen das Wort gibt, ist so gewiß und so deutlich, daß sie weder von Menschen noch von Engeln erschüttert werden kann."

Hierauf folgt die Rechtfertigung Calvins wegen seines „Abfalls" von der römischen Kirche. Diese Stelle ist höchst interessant, weil sie zeigt, wie der Reformator von Genf sich vor sich selbst und seinem Gewissen wegen seines Ausscheidens rechtfertigt, und zugleich einen tiefen Blick in seine innere, religiöse Entwicklung tun läßt. Sadolet hatte ihn vor Gottes Richterstuhl gefordert, Calvin zitiert ihn nun seinerseits auch dorthin:

„Laßt unsere Ohren aufmerksam werden auf den Klang der Trompete, welche die Asche in den Gräbern erwecken wird. Laßt die Seelen und Geister auf jenen Richter hören, der durch das Licht seines Angesichts aufdecken wird alles, was im Dunkel verborgen ruht, der alle Geheimnisse des menschlichen Herzens offenbar machen, und alle Bösen durch den bloßen Atem seines Mundes vernichten wird. Du aber siehe ernstlich zu, was Du für Dich und die Deinigen wirst zu antworten haben. Unserer Sache, da sie auf Gottes Wahrheit gegründet ist, wird die gerechte Verteidigung wahrlich nicht fehlen. Was unsere Personen anbetrifft, so werden wir nicht rechten, sondern unser Heil in einem demütigen Bekenntnis und Gebet suchen. Was aber unser Amt anbetrifft, so wird Keiner sein, der nicht also wird sprechen können:

„Schwer ist es mir geworden, o Herr, dem Hasse der Anklagen auf Erden zu entgehen, aber ich nahe mich Deinem Richterstuhle mit Vertrauen wie immer; denn bei Dir ist Wahrheit. Und auf diesen Grund allein gestützt, habe ich auf Erden wirken können. Zweier Frevel klagen sie mich an: daß ich ein Ketzer bin, und daß ich die Einheit der Kirche zerrissen habe. Ketzerei heißt in ihren Augen, daß ich mich den Lehrsätzen, die sie annehmen, nicht gefügt habe. Was aber sollte ich tun? Ich hörte aus Deinem Munde, daß kein anderes Weisheitslicht da sei, uns zu leiten auf dem Wege des Lebens, als das uns Dein Wort angezündet. Ich hörte, daß alles, was der menschliche Geist durch seine eigene Kraft von Deiner Majestät, der Verehrung Deines Namens und den Geheimnissen des Glaubens je erfunden, nur eitel sei. Wenn ich auf die Menschen sah, so fand ich bei ihnen alles ganz verschieden von Deinem Worte. Die, welche den Glauben leiten sollten, verstanden Dein Wort nicht oder kümmerten sich wenig darum; fremde Lehrsätze stellten sie auf und betrogen das arme Volk. Sie nannten Dich zwar den einzigen Gott, aber sie bildeten so viele Götter, als sie nur Heilige ausfindig machen konnten. ... Daß ich dies wahrnahm, dazu hast Du, o Herr, mich durch die Klarheit Deines Geistes unterstützt. Du hast mir, wie eine Fackel, Dein Wort vorgehalten;

damit ich dies alles verabscheute, hast Du meine Seele tief ergriffen. Wenn es darauf ankommt, Rechenschaft von meiner Lehre zu geben, so weißt Du, wie mein Gewissen mich gemahnt, daß ich nie die Grenzen verließe, die Du allen Deinen Dienern vorgeschrieben. Was ich demnach aus Deinem Munde erhalten zu haben nicht zweifelte, habe ich treu der Kirche wiedergeben wollen. Dahin ging all mein Streben und all mein Wirken, daß Dein Ruhm und Deine Gerechtigkeit und die Wohltaten Christi klar würden. . . .

„Was nun den Vorwurf anbelangt, den ich so öft hören muß, daß ich von der Kirche abgefallen, so wirft mir mein Gewissen nichts vor, wenn man nicht den einen Überläufer nennen will, der, sobald er die Kämpfer sich zerstreuen und ihre Reihen verlassen sieht, die Fahne hoch aufhebt, und sie in den Kampf zurückruft. Denn also waren die Deinigen, o Herr, alle zerstreut, und ich habe nicht etwa ein fremdes Panier erhoben, sondern Deine herrliche Fahne. Hier haben sie aber angefangen, sich gewaltig zu empören, so daß der Kampf in Zwiespalt ausgeartet ist. Aber auf welcher Seite die Sünde sei, das entscheide Du nun, o Herr! Ich habe oft durch Wort und Tat bezeugt, wie gern ich die Einheit erhalten haben würde. Aber jene war mir die rechte Einheit, die in Dir ihren Anfang und ihr Ende hat. So oft Du uns ja Frieden und Einheit anbefohlen hast, so hast Du uns auch gezeigt, daß Du das einzige Band zur Erhaltung dieser Einheit wärest. Um aber Frieden zu haben mit denen, die sich rühmten, die Vorsteher der Kirche und die Säulen des Glaubens zu sein, hätte ich ihn erkaufen müssen durch die Verleugnung Deiner Wahrheit. Doch alle Gefahren waren mir lieber, als mich zu dieser frevelhaften Bedingung herabzuwürdigen; denn Christus hat uns gesagt: Wenn auch Himmel und Erde vergehen, so soll doch Dein Wort in Ewigkeit bestehen. Und ich glaube darum nicht von Deiner Kirche abgefallen zu sein, weil ich Krieg gegen diese Oberherrn führte; denn durch Deinen Sohn hattest Du uns auch vorher gewarnt, daß einst solche Leiter der Kirche kommen würden, mit denen wir durchaus nicht eines Sinnes sein dürften. Nicht von Fremden etwa, sondern von den Hirten selbst war gesagt worden, daß sie reißende Wölfe sein würden, vor denen ich mich hüten sollte. Wie hätte ich solchen denn die Hand bieten können? Immer sah ich vor Augen die Beispiele Deiner Propheten, die so viele Kämpfe zu bestehen hatten mit den Priestern ihres Jahrhunderts und den falschen Propheten, von denen wir gewiß wissen, daß sie die Leiter und Regierer im Volke Israel waren. Und doch werden Deine heiligen Propheten nicht für Schismatiker gehalten, darum weil sie die gesunkene Religion wiederherstellen wollten und den ihnen mit aller Gewalt Widerstrebenden nicht nachgegeben haben. Sie blieben also in der wahren Einheit der Kirche, obgleich sie von frevelhaften Priestern mit allen erdenklichen Flüchen belegt

und als unwürdig befunden wurden, eine Stelle unter Menschen, geschweige denn unter den Heiligen einzunehmen. Durch diese Beispiele fest gemacht, bin ich so unbekümmert fortgeschritten, daß mich weder Drohungen noch Anklagen wegen des Abfalls von der Kirche abschrecken konnten, ihnen beharrlich und kühn entgegen zu treten. Denn mein Gewissen gab mir ein gutes Zeugnis, daß ich mit Eifer habe Deine Kirche zur Einheit fördern wollen, wenn nur Deine Wahrheit das Band der Einheit gewesen wäre. Die Bewegungen, die daraus gefolgt, können, da sie nicht von mir erregt worden sind, mir auch nicht zur Last gelegt werden. Du weißt, o Herr, und es ist auch unter den Menschen bekannt, daß ich nichts so sehr gesucht habe, als allen Streit durch dein Wort zu unterdrücken. Ja mein Leben selbst hätte ich daran gesetzt, um in der Kirche den Frieden wiederherzustellen. Was taten aber unsere Widersacher? Eilten sie nicht augenblicklich, Scheiterhaufen anzuzünden, Kreuze aufzupflanzen, die Schwerter mit Wut zu ziehen; haben sie nicht alle Mittel, Frieden zu stiften, verworfen? Daher ist's gekommen, daß eine Angelegenheit, die freundschaftlich hätte beigelegt werden können, zu einem solchen Kampf aufgeflammt ist; und obgleich in dieser gewaltigen Umwälzung die Menschen uns sehr verschieden gerichtet haben, so bin ich doch jetzt von aller Furcht befreit, da wir hier vor Deinem Richterstuhl stehen, wo die Billigkeit mit der Wahrheit verbunden nur nach der Unschuld und der Gerechtigkeit richten kann. . . . Bei Dir, Sadolet, hängt das ganze Heil der Menschen an dem einen Faden, daß sie diejenige Religion beibehalten, die sie von den Vätern übernommen; aber nach diesem Raisonnement sind auch alle Juden und Sarazenen, die in ihrem Glauben sterben, selig."

Der Schluß lautet: „So gebe denn Gott, Sadolet, daß Du und alle anderen einst einsehen: es gäbe kein anderes Band der kirchlichen Einheit, als daß Christus, der Herr, der uns Gott dem Vater versöhnt hat, uns sammle aus unserer Zerstreuung zur Einheit seines Leibes, damit wir durch sein Wort und seinen Geist zusammenwachsen in ein Herz und eine Seele."

Diese scharfsinnige, herzenswarme und gewissensernste Schrift war es in erster Linie, die auch Luthers Herz für den französischen Reformator, der in vieler Hinsicht so ganz anders war als er, und den er nie von Angesicht gesehen hatte, erwärmte. Cruciger las sie dem deutschen Reformator vor, als sie nach Weimar zu dem todkranken Melanchthon fuhren, den Luther durch seine drastischen, himmelstürmenden Gebete, mit denen er „Gott die Ohren rieb" und ihm den „Sack vor die Türe warf", gesund betete. Als Cruciger die Lesung beendet hatte, brach Luther in die Worte aus: „Diese Schrift hat Hand und Fuß, und ich freue mich, daß Gott solche Leute erweckt, die, ob Gott will, dem Papsttum vollends den Stoß geben, und was ich wider den Antichrist angefangen, mit Gottes Hilfe hinausführen werden."

Natürlich las auch Sadolet Calvins Gegenschrift, und daß sie einen starken Eindruck auf ihn gemacht hat, dürfen wir wohl daraus schließen, daß der Kardinal später auf einer Durchreise durch Genf seinen alten Gegner aufsuchte. Er glaubte ihn in einem Palaste zu finden und war deshalb sehr erstaunt, als man ihn vor das bescheidene Haus Calvins führte und dieser ihm in seiner schlichten Gewandung entgegentrat. Als der reiche Kardinal seine Verwunderung darüber nicht zurückhalten konnte, entgegnete der Genfer Reformator, daß er in seinem Leben nie Fleisch und Blut zu Rate gezogen und nicht Reichtum und Größe der Welt gesucht habe, sondern die Wahrheit und die Verherrlichung Gottes.

In Genf selbst übte die glänzende Streit- und Verteidigungsschrift eine entscheidende Wirkung aus. Einen besonderen Eindruck machte es noch, daß Calvin in starken Ausdrücken seine Liebe zu seiner alten Gemeinde, an die er sich durch Gottes Fügung gebunden fühle, beteuerte. Siegesjubel herrschte unter den Guillermins. Der Rat nahm schleunigst eine streng evangelische Haltung an und die Katholiken verkrochen sich ängstlich. Die Schrift gegen Sadolet hatte Calvin auch die Herzen mancher alten Gegner gewonnen. Seine Nachfolger im Amt hielten es für ratsam, mit ihm ihren Frieden zu machen, ja sich vor ihm zu rechtfertigen. Der Umstand, daß die Machthaber in Genf gerade damals einige Rechte der Stadt an Bern preisgaben, brach ihnen vollends den Hals. Der Nationalstolz der Genfer war verletzt und ein großer Teil des Volkes stellte sich auf die Seite der Anhänger Calvins. Seine Hauptgegner wurden verbannt; einer derselben, der Generalkapitän Jean Philippe, der sich zu Gewalttat und Aufruhr hinreißen ließ, fiel im Juli 1540 sogar unter dem Beil des Henkers. Seit seinem Sturze war der Sieg Calvins in Genf entschieden und stand seine Rückberufung fest.

Nach den Wirren und Parteikämpfen der letzten Zeit war die Majorität zu der Einsicht gekommen, daß man seiner dringend als neuen Ordners und Reformators bedürfe. Triumphierend luden ihn seine Freunde und Verehrer ein, wieder nach Genf zu kommen. Indes stießen sie bei dem Reformator anfangs auf energischen Widerstand. Obgleich er in seinen Briefen des öfteren der Überzeugung Ausdruck gegeben hatte, daß die Kirche zu Genf ihm besonders von Gott aufgetragen und er verpflichtet sei, für ihr Heil zu sorgen, so bat er nun Farel doch angelegentlich, dem Plane, ihn zurückzurufen, nach Kräften entgegenzuarbeiten. Hundertmal lieber wolle er in den Tod gehen, als noch einmal das frühere qualvolle Dasein beginnen. „Warum nicht lieber gleich ans Kreuz?“ antwortete er Viret, der ihn ebenfalls zur Rückkehr ermunterte, „denn besser würde es sein, einmal zu sterben, als in jener Marterwerkstatt sich immer wieder von neuem peinigen zu lassen.“ Was ihm über Genfs Reue mitgeteilt wurde, schien ihm nicht genügend, er forderte gründlichere Beweise der

Sinnesänderung. „So oft ich daran zurückdenke — schreibt er im Mai 1540 an Farel — welches Leben ich in Genf geführt habe, geht ein Schauder durch meine Seele. Du bist nächst Gott mein Zeuge, daß ich mich nur deshalb so lange dort habe zurückhalten lassen, weil ich nicht wagte, mich den Pflichten meines Amtes zu entziehen, welches mir, wie ich wußte, Gott selbst angewiesen hatte. Darum habe ich lieber alles erdulden als den Ort verlassen wollen, wie oft mir auch dieser Gedanke kam. Nun aber durch die Gnade Gottes frei geworden, sollte ich mich freiwillig wieder in jenen unheilvollen Strudel hinabstürzen? Und wenn mich auch die eigene Gefahr nicht abschreckt, darf ich im Ernste hoffen, dort nützlich wirken zu können? Wessen Geistes Kinder sind die, welche in Genf die große Mehrzahl bilden? Sie sind mir und ich bin ihnen unerträglich. Was vermag die Tätigkeit eines einzelnen Mannes, der überall von Hindernissen umgeben ist? Und dazu kommt noch, daß ich offen gestanden hier in Straßburg bei meiner friedlichen und ruhigen Tätigkeit die Kunst, Massen zu regieren, verlernt habe."

Allein die Genfer ließen nicht locker. Nicht nur seine Freunde, sondern auch die Behörden Genfs baten ihn dringend, zu ihnen zurückzukehren. Sie schickten einen Boten nach dem andern und ein Schreiben nach dem andern an „Meister Calvin" mit der dringenden Bitte, der Stadt „zu helfen". Die Ratsprotokolle aus jener Zeit sprechen fast nur von Meister Calvin. Die Städte Bern, Basel und Straßburg werden um ihre Vermittlung bei ihm angegangen, und Rat und Bürgerschaft scheuen weder Mühe noch Kosten, um Calvin, „ihren guten Bruder und einzigen Freund", wieder in ihren Mauern zu sehen. Immer demütiger bitten sie ihn durch Gesandte und Briefe, zur Vermehrung der göttlichen Ehre sein früheres Amt wieder zu übernehmen und versprechen ernstlich, „sich so gegen ihn aufzuführen, daß er Grund habe, zufrieden zu sein."

Um dem zögernden Reformator Beweise ihrer Sinnesänderung zu geben, riefen sie seinen vertriebenen Lehrer und Freund Cordier aus Neuenburg zurück (er folgte diesem Ruf zwar nicht), ja sie machten sogar den Versuch, Calvins Lieblingsidee, die Einrichtung einer besondern Behörde zur Handhabung strenger Sittenzucht, zur Ausführung zu bringen. Selbst ehemalige Gegner drangen in ihn, sich der armen verwaisten Kirche wieder anzunehmen. „O komm doch, ehrwürdiger Vater in Christo", schreibt ihm Jaques Bernard, der 1538 so gewaltig gegen „die Fremdlinge" geeifert; „Du bist wahrhaftig der Unsrige. Alles seufzt nach Dir. An mir wirst Du einen lautern und treuen Freund — doch, was sage ich? — einen gehorsamen und willigen Diener haben. Komm doch bald; Du wirst ein neues Volk finden, erneut durch die göttliche Gnade und die Arbeit von Viret. Ja, würdige unsre Kirche Deiner Hilfe, sonst wird Gott unser Blut aus Deinen Händen fordern. Denn Du sollst der Wächter des Hauses Israel

sein, welches sich der Herr bei uns aufgerichtet hat.“ Wahrlich, eine glänzendere Genugtuung ist selten einem Manne zu teil geworden!

Diese inständigen und rührenden Bitten, diese Beweise einer tiefgehenden Sinnesänderung konnten auf Calvin unmöglich ohne Eindruck bleiben, zumal er sich im Innersten seines Herzens doch immer wieder nach Genf hingezogen fühlte und überzeugt war, von Gott in diese Stadt geführt worden zu sein. So dringenden Vorstellungen und Bitten von allen Seiten so vielen Beweisen von Eifer, Reue und Sehnsucht gegenüber geriet er allmählich ins Schwanken und in „eine wunderbare Verlegenheit“. Alles bestürmt ihn, die Blitze und Donner seines Freundes Farel setzen ihn wieder in Schrecken. Sein Herz wird von Zweifel zerrissen, sein Gewissen in unsicherem Schwanken hin und her gezerrt. Dieser sonst so selbstsichere, klare, willensstarke Mann gerät, als er sich den Deputierten Genfs gegenüber endlich entscheiden muß, in solche Erschütterung und innere Ergriffenheit, daß er vor Tränen fast kein Wort sprechen kann und sich zweimal zurückziehen muß, um sich auszuweinen. In jenen Stunden kämpfte er einen gewaltigen Kampf in seiner Seele durch. Gerade weil er seiner Natur nach vor dem Schritt zurückbebte, tat er ihn, weil er ihn nach Gottes Willen tun zu müssen glaubte. In diesen Tagen schrieb er an Viret die bezeichnenden Worte: „Stünde mir die Wahl frei nach meinem eigenen Belieben, so würde ich nichts weiter von mir weisen, als was ich nun zu tun im Begriffe bin. Aber weil ich weiß, daß ich nicht mir selber angehöre, so opfere ich mein Herz und bringe es ganz und gar dem Herrn dar! „Cor meum velut mactatum Domino in sacrificium offero.“ Das wurde von nun an der Leitsatz seines Lebens, den er auch durch sein Siegel (eine Hand, die ein flammendes Herz darreicht) ausdrückte. Was ihn der Entschluß jener Stunde gekostet hat, geht aus dem folgenden Geständnis späterer Jahre hervor. „Obgleich das Heil jener Stadt mir so sehr am Herzen lag, flüsterte mir meine Schüchternheit eine Menge Ausreden zu, doch endlich siegte das Pflichtgefühl und das Gewissen; aber ich kehrte zurück mit Traurigkeit, Tränen und großer Sorge, wie der Herr mein Zeuge ist und einige gute Menschen, die mich wohl aus diesen Leiden hätten retten mögen.“

Nicht ohne Grund freilich sträubte sich Calvin so furchtbar gegen eine Rückkehr nach Genf, nicht ohne Grund schreibt er, daß er lieber über Meere ziehen würde, als nach Genf, daß er keinen Ort mehr fürchtet, als gerade diesen. Man versetze sich nur in seine Seele und in seine Lage hinein, und man wird seinen inneren Kampf verstehen. Die Schmerzen, Bitternisse, Gehässigkeit, Gottlosigkeit, die er dort erlebt, die Kämpfe, Widerstände, Halsstarrigkeit, Parteihaß, die er durchgemacht, standen ihm noch in furchtbarer Erinnerung. Und die schmachvolle Verbannung hat er sein Leben lang nie vergessen können. In Straßburg dagegen hatte er sich eben erst



einen friedlichen, gesegneten und angesehenen Wirkungskreis geschaffen. Die größten Hoffnungen knüpften sich an seine Person und seine Tätigkeit. Nicht bloß die Straßburger Theologen begegneten ihm als einem auserwählten Rüstzeug Gottes, das für die evangelische Kirche Deutschlands unentbehrlich sei, nein, überall stand er bald, ohne sich vorzudrängen, mit an erster Stelle. Welche Bürgschaft aber bot ihm Genf? Würde die Sinnesänderung allgemein sein? Würde sie vor allem von Dauer sein? Würden die Parteikämpfe nicht wieder ausbrechen, würden Widerstand, Haß und Empörung nicht wieder ihr Haupt erheben, wenn er seine Gedanken, nein, Gottes Gedanken und Gottes Willen, in der Stadt durchsetzen und eine strenge Kirchen- und Sittenzucht würde einführen wollen?

Calvin hatte die unerschütterliche Absicht, kein Titelchen von dem abzulassen, was er für recht und gut hielt und vor allem als biblisch und dem Willen Gottes gemäß erkannt hatte. Als Menschenkenner aber sagte er sich, daß er da wieder ähnliche Erfahrungen machen würde wie das erstemal und einen ungeheuer ernsten und schweren Kampf würde kämpfen müssen, dessen Ausgang noch fraglich war. Und doch war er im Grunde nicht der Mann, der am Kampf Freude hatte, sondern er scheute ihn eher und ging nur auf ihn ein, wo er es für seine gottgegebene Gewissenspflicht hielt.

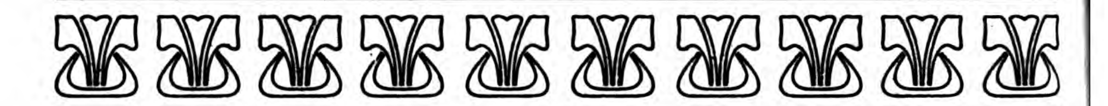
Aber er erkannte es schließlich als seine Gewissenspflicht und als Gottes Willen, nach Genf zurückzukehren, und rang sich in schweren inneren Kämpfen diesen Entschluß ab. Zu dem Umstande, daß er sich durch Gottes Fügung an die Stadt gebunden erachtete, kam in zweiter Linie wohl das hinzu, daß es ihn reizte, in Genf sein christliches und kirchliches Ideal zu verwirklichen. Auch erkannte er damals schon mit scharfem Blick die weltgeschichtliche Aufgabe, die seiner dort harrte. Genf lag fast an der Grenze Deutschlands, Frankreichs und Italiens, bildete gleichsam den Schlüssel zur romanischen Welt und konnte durch diese seine natürliche Lage eine große Bedeutung für die reformatorische Sache gewinnen. Das erkannten damals schon viele, und daher ist die erstaunlich allgemeine Teilnahme, die man nah und fern für die Rückkehr Calvins nach Genf an den Tag legte, mit zu erklären. „Wie mächtig", schrieben unter anderen die Züricher Geistlichen, „wie mächtig Du von dieser Stadt aus das Reich Gottes sowohl durch das lebendige Wort als durch schriftstellerische Tätigkeit fördern kannst, ist dir selbst hinlänglich bekannt. Darum bitten, flehen und beschwören wir Dich: Widerstrebe nicht länger dem Ruf, den Gott selbst an Dich richtet! Folge rasch und ohne Zaudern!" Denn obgleich der große Entschluß gefaßt und das Versprechen gegeben war, schob Calvin die Abreise von Straßburg doch noch hinaus, so daß Farel ihm noch am 25. August 1541 vorwurfsvoll schrieb: „Wartest Du vielleicht darauf, daß auch die Steine rufen? Kein Gläubiger, keine Kirche findet Dein Zaudern und dies fort-

währende Verschieben der Abreise nicht tadelnswert und rätselhaft." Da endlich, nach seiner Rückkehr von Regensburg, bricht Calvin von Straßburg auf.

Freude und Jubel herrschte ob dieser Kunde in Genf, wo man sich schon seit dem Frühjahr auf den Empfang des Heißersehnten würdig vorbereitet hatte. Den ganzen Sommer über bemühte sich Rat und Bürgerschaft in wahrhaft rührender Weise, der Stadt ein dem geistlichen Ernst ihres künftigen, damals erst 32 jährigen Gebieters entsprechendes Aussehen zu geben. Mit großem Eifer verhandelte der Rat in mehreren Sitzungen über eine passende Wohnung „nebst Garten" für den Reformator. Unter diesen Vorbereitungen kommt endlich, endlich die ersehnte Stunde heran. Noch ehe Calvin von Straßburg aufbricht, ist ihm bereits ein Herold zur Begrüßung entgegengeschickt. Farel wird expreß von Neuenburg eingeladen, um durch seine Anwesenheit den Einzug des Freundes verherrlichen zu helfen. „Für den Empfang eines Fürsten hätte nicht mehr Teilnahme und Aufmerksamkeit bewiesen werden können" (Kampschulte).

Anfang September brach Calvin von Straßburg auf, mit außerordentlich ehrenvollen Geleitsschreiben des dortigen Magistrats und der Geistlichkeit versehen. „Nun kommt er endlich zu euch", heißt es darin, „Calvin, jenes auserwählte und unvergleichliche Rüstzeug Gottes, dem unsere Zeit kaum einen Zweiten an die Seite zu stellen hat, wenn überhaupt von einem Zweiten die Rede sein kann." Ausdrücklich wird hinzugefügt daß Genf diesen so hochbegnadigten Mann nur unter der Bedingung späterer Rückkehr nach Straßburg geliehen erhalte. Auch Basel, durch das er auf seiner Reise kam, gab ihm noch ein ehrenvolles Geleitschreiben auf den Weg. Wie ein Triumphator fuhr er jetzt durch dieselben Gegenden, die er vor drei Jahren als Vertriebener und Hilfesuchender durchirrt hatte. Am 13. September hielt er unter dem Jubel der Bevölkerung seinen feierlichen Einzug in Genf, wo er so furchtbare Kämpfe bestehen, aber auch einen so vollständigen Sieg feiern sollte. Er hat die Stadt bis an sein Lebensende nicht wieder verlassen. Calvin gehörte fortan Genf, und Genf ihm.





Viertes Kapitel.

Beginn des Reformationswerkes in Genf; die kirchlichen Ordonnanzen.

(1541—1545.)

Calvin sah seine Rückkehr als eine unmittelbare Fügung des allmächtigen Gottes an, und der fatalistische Zug, der durch sein ganzes Wesen und seine Lehre geht, gewann dadurch noch an Stärke. Er fühlte sich als unmittelbares Werkzeug, ja als auserwähltes Rüstzeug in der Hand Gottes, um der Stadt Genf den Willen der himmlischen Majestät zu lehren und, wenn nötig, aufzuzwingen.

Die Schwierigkeit seiner Aufgabe war ihm durchaus bekannt und er widmete sich ihr vom ersten Tage an mit Aufbietung aller seiner Kräfte. Die ersten Wochen in Genf waren ganz besonders aufreibend und arbeitsreich, und manchmal meinte er unter der Last der mannigfachen Arbeiten, Aufgaben und Pflichten, die von allen Seiten auf ihn einstürmten, zu unterliegen. Mußte doch alles neu geordnet und eingerichtet werden. Der Gottesdienst, die Jugendunterweisung, die Kirchenzucht und sogar die Einteilung der Stadt in Pfarrbezirke. Außerdem verlangte man in allen möglichen weltlichen Dingen seinen Rat und seine Hilfe. Dafür fand er aber auch in Genf das willigste Entgegenkommen. Sein Wille galt als Befehl, und der Reformator selbst, der so hohe Anforderungen stellte und so selten ein Lob aussprach, erkennt den willigen Sinn und den Eifer seiner Genfer in dieser Anfangszeit unverhohlen an.

Er war so klug und besonnen, nicht sofort die schroffe Seite seines Wesens hervorzukehren, trotzdem die Gillermins ihn gleich zu scharfen Maßregeln veranlassen wollten. Er fühlte sich nicht als Parteihaupt, sondern als der

von Gott gesetzte Prophet und Seelenhirt aller. Das Vergangene berührte er mit keinem Worte, gegen aller Erwartung, wie er selbst betont. Die alten Geistlichen ließ er, „in Anbetracht der Umstände", vorläufig ruhig im Amt. Diese versöhnliche Haltung ist ein Ruhmesblatt in seiner Geschichte. Freilich ist sich der Reformator seiner Friedfertigkeit und Mäßigung auch bewußt. „Meine Milde und Geduld", schreibt er an Mykonius in Basel, „bewahrt die Kirche vor jedem Schaden. Kaum solltest Du es glauben, und dennoch ist es wahr: so viel liegt mir an der Erhaltung des öffentlichen Friedens und der Eintracht, daß ich mir selbst Gewalt antue; nicht einmal mit einem Worte stelle ich meinen Widersachern nach. Möge Gott mich bei dieser Gesinnung erhalten!" Man merkt ordentlich, daß er sich in dieser für ihn ungewöhnlichen Mäßigung selbst fast fremd vorkommt. War er doch gleichzeitig schon damit beschäftigt, der Genfer Kirche eine Verfassung von unerbittlicher Strenge zu geben.

Calvin wollte das ganze Leben, das kirchliche wie das bürgerliche, mit dem Geist der Bibel durchdringen. Dazu bedurfte er vor allem einer Kirchenordnung, die das ganze Leben bis ins Einzelne umspannte und regelte. Alsbald machte er sich mit einem Ausschuß von sechs Ratsherrn und seinen geistlichen Kollegen an die Ausarbeitung einer Verfassung, „damit — wie es in dem Ratsprotokoll heißt — jedermann wisse, wie er dem Willen Gottes und der Gerechtigkeit gemäß sein Leben einzurichten habe." Schon im Oktober wurden diese „Ordonnanzen" im Kleinen Rat der 25 und im November vom Großen Rat der 200, sowie von der allgemeinen Bürgerversammlung angenommen. Der Widerspruch war kaum der Rede wert.

Ein großer Teil der kirchlichen Ordonnanzen beschäftigt sich mit den Aufgaben, Pflichten und Rechten des geistlichen Amtes, das Calvin für das erhabenste und wichtigste auf Erden hielt. Auch hier atmet alles den Geist ernster Zucht und strenger Ordnung. Die Genfer Geistlichkeit führt nach den Ordonnanzen den Titel „Ehrwürdige Genossenschaft" (Vénérable Compagnie), und Calvin stellt den Grundsatz auf, daß man von dem Diener des göttlichen Worts auch scharfe und verletzende Worte geduldig hinzunehmen, sie als Gottes Stimme zu betrachten habe und keine Klage dawider erheben dürfe. Im wesentlichen nimmt er für den geistlichen Stand dieselben Rechte in Anspruch, die er der katholischen Geistlichkeit abspricht. Die Gläubigen haben dem Geistlichen als dem Stellvertreter Gottes Gehorsam zu leisten. Zwar soll bei wichtigen Anlässen auch das Volk mitwirken, aber nur unter Leitung und Aufsicht ihres Predigers, der die Leidenschaften des Volkes mit Strenge bändigt. Der wahre Diener Gottes kann nach ihm nicht anders als streng sein; denn er ist nicht nur Verkündiger der Wahrheit, sondern zugleich ihr Beschützer und Verteidiger und von Gott zu seinem Rächer bestellt.

Natürlich stehen diesen Rechten der Geistlichen ebensogroße Pflichten gegenüber. Je erhabener ihr Beruf, um so reiner, untadeliger und erbaulicher soll ihr Lebenswandel sein. Calvin ist der Ansicht, daß die evangelische Geistlichkeit im allgemeinen durch ihren Wandel keineswegs ihrem hohen Beruf entspreche, sondern zu oft Anstoß und Ärgernis gebe und dadurch das geistliche Amt in Mißkredit bringe. Er bewundert die Langmut des Volkes, daß es solche oft unwürdigen Diener des göttlichen Wortes nicht „mit Kot und Unrat bedecke." Auch erkennt er die Vorteile an, die der ehelose Stand dem Geistlichen vielfach gewähre. Er hat diese Frage mehrfach erörtert und Kampschulte meint, er würde das Zölibat der Geistlichen vielleicht sogar in seiner Kirche eingeführt haben, wenn es nicht eben papistisch gewesen wäre. W i r sind der Ansicht, daß Calvin hierin dachte wie Paulus (vgl. 1. Kor. 7), den er von allen Aposteln am höchsten schätzt.

Den Mittelpunkt der kirchlichen Ordnung bildete die Kongregation, d. h. die regelmäßige Versammlung sämtlicher Geistlichen. Ihr Zweck war die Erhaltung, Reinheit und Einigkeit der Lehre, auf die der Reformator den allergrößten Nachdruck legte. Jeder Geistliche war verpflichtet, zu diesen Sitzungen zu erscheinen, die Freitags stattfanden. Calvin war natürlich der spiritus rector der Sitzungen, in denen über alle wichtigen Fragen in Staat und Kirche verhandelt wurde.

Die Geistlichen Genfs hatten bei ihrem Amtsantritt vor dem Kleinen Rat ihren Amtseid abzulegen und u. a. auch zu geloben, den Ordnungen und Satzungen der Stadt unterwürfig zu sein, „ohne Beeinträchtigung der uns gebührenden Freiheit, das zu lehren, was Gott betrifft, und das zu tun, was unseres Amtes ist". Durch diesen dehnbaren Vorbehalt reservierte Calvin der Geistlichkeit ihre Selbständigkeit der weltlichen Behörde gegenüber.

Bei der Einrichtung des Gottesdienstes strebte Calvin neben möglichster Übereinstimmung mit der Bibel scharfen Gegensatz gegen den Katholizismus an. Auch hierin geht er weiter und ist er radikaler als Luther. Predigt, Gebet und Psalmengesang bilden die Hauptbestandteile des würdigen und ernsten, aber auch nüchternen und kahlen Gottesdienstes Calvins. Am Sonntag löst ein Gottesdienst fast den andern ab, und auch an den meisten Wochentagen finden Predigten, Erbauungsstunden und Katechesen in den Kirchen statt. Auf die letzteren legte Calvin mit Recht einen besonderen Nachdruck. „Ohne Katechismus kann die Kirche Gottes sich nicht halten; er gleicht dem Samen, der verhindert, daß die Saat untergehe." Die Abendmahlsfeier, die feierlichste aller gottesdienstlichen Handlungen, fand viermal im Jahre statt. Eine monatliche Kommunion einzuführen, gelang dem Reformator auch diesmal nicht. Die Austeilung des Abendmahls geschah in einfacher, würdiger Weise, möglichst im Anschluß an das Neue Testament. Streng wurde darauf gehalten, daß kein notorisch Unwürdiger oder gänzlich Unwissender zum Tische des Herrn zugelassen werde. — Auch

die übrigen Kultushandlungen suchte der Reformator wieder in ursprünglicher Reinheit herzustellen. Den Volkssitten, der Musik und den bildenden Künsten gegenüber verhielt er sich dabei streng ablehnend. Bildliche Darstellungen religiöser und biblischer Gegenstände waren ihm ein Greuel. — Daß Calvin in seinen Ordonnanzen auch das Schulwesen, das Armenwesen und die Verhältnisse der Landgemeinden in demselben Geist regelte und auch hier im einzelnen viele treffliche Ordnungen erließ, sei nur noch kurz erwähnt.

Eine äußerst wichtige Einrichtung Calvins war das Konsistorium oder das „Gericht der Ältesten“. Es bestand aus Geistlichen und Laien und bildete das Mittelding zwischen der geistlichen und der weltlichen Obrigkeit. Es war zugleich ein geistliches und weltliches Institut, zugleich Aufsichtsbehörde und Gerichtshof, dessen Hauptaufgabe darin bestand, „die Gemeinde des Herrn zu überwachen, damit Gott rein verehrt werde“. Eine höchst bedeutsame Aufgabe; denn die Durchführung der kirchlichen Disziplin bildet Calvin zufolge „den Nerv, ja die Substanz“ der Kirche.

Ständige Mitglieder des Konsistoriums waren die angestellten Geistlichen Genfs, gewöhnlich 6, zeitweise auch mehr. Ihnen traten als Vertreter der Gemeinde 12 „Laienälteste“ zur Seite, „Männer von gutem, ehrbarem Wandel“, wie die „Ordonnanzen“ vorschreiben, „tadellos und frei von jedem Verdacht, beseelt von Gottesfurcht und ausgestattet mit geistlicher Klugheit“. Die Zwölfe wurden von dem Kleinen Rat der 25 ernannt, und zwar so, daß zwei aus seinen eigenen Mitgliedern, vier aus dem Rat der 60 und sechs aus dem der 200 genommen wurden. Prinzipiell wurden sie auf ein Jahr gewählt, doch blieben sie meist länger im Amt. So besaß das Konsistorium jene zugleich geistliche und weltliche Doppelstellung, die charakteristisch ist für die ganze Art und Weise, wie Calvin das Verhältnis zwischen Kirche und Staat geordnet wissen wollte.

Diese „Ältesten“ nun hatten die Gemeinde zu überwachen und streng darauf zu achten, ob die kirchlichen Gebote gewissenhaft befolgt wurden, ob die Predigten besucht, das Abendmahl regelmäßig und mit Andacht genossen, die Kinder christlich erzogen und die sittlichen Vorschriften der „Ordonnanzen“ eifrig befolgt würden. Das Haus jedes Bürgers stand den Ältesten zur Visitation offen. Bei Pflichtversäumnissen und Übertretungen wurden zuerst freundliche und ernste Ermahnungen angewandt. Halfen diese nichts, so wurde dem Kollegium Bericht erstattet und die Schuldigen wurden vor das Konsistorium geladen. Folgten sie dieser Ladung nicht, so schritt die weltliche Behörde mit Geld- und Gefängnisstrafen ein. Indes kam es selten vor, daß einer sich der Ladung entzog. Die Strafen, die das Konsistorium verhängte, bestanden in Rüge, Zurechtweisung, Kirchenbuße, öffentlicher kniefälliger Abbitte und endlich dem Kirchenbann. Es ist also nicht zutreffend, wenn Calvin betont, das Konsistorium gebrauche nur das

geistliche Schwert des Wortes Gottes; denn abgesehen davon, daß eine öffentliche kniefällige Abbitte kaum als geistliche Strafe angesehen werden kann, zog die Exkommunikation geradezu bürgerliche Strafen, Geld- und Gefängnisstrafen nach sich. Erhielten doch die Richter und Diener des Konsistoriums einen Teil ihrer Besoldung aus den einlaufenden Strafgeldern. Daß die Vorgeladenen von diesem geistlich-weltlichen Gericht nicht besonders mildiglich behandelt wurden, läßt sich denken. Selbst ältere und erfahrene Männer wurden wie Schulbuben im Katechismus examiniert und mußten laut ihre Gebete hersagen. Oder man schickte sie wohl auch zum Spitalmeister, um beten zu lernen.

Natürlich wirkte das Konsistorium auch viel Gutes gegen sittliche Verfehlungen, ehelichen Unfrieden usw., und die Stadt Genf gewann durch diese Kirchenzucht bald ein anderes Gesicht. Die lärmenden Kundgebungen, Tänze und unsittlichen Gesänge hörten bald auf und machten einer wenigstens äußerlich ehrbaren, ernsten und kirchlichen Lebensführung Platz. In der Sittenzucht ging Calvin so weit, daß er, um dem Luxus und der Vergnügungssucht zu steuern, den Haarputz der Frauen verbot, Stoff, Farbe und Schnitt der Kleider vorschrieb und die Anzahl der Gerichte bei Gastmählern bestimmte. Gegen Tanz, Kartenspiel, übermütigen Gesang, laute Festlichkeiten u. dgl. ging man sehr rigoros mit Geld- und Gefängnisstrafen vor. Nicht einmal die alten theatralischen Aufführungen der Bürger, die religiösen Inhalts und sehr beliebt waren, fanden Gnade vor den Augen des Reformators. Ferner wurde den Bürgern der Besuch der Wirtshäuser verboten. Zuwiderhandlungen wurden mit Geld und Gefängnishaft bei Wasser und Brot bestraft. Calvin faßte eben die Sache bei der Wurzel an und schreckte auch vor gewaltsamen Kuren nicht zurück. Um einen Ersatz für die Wirtshäuser zu bieten, wurden sogenannte geistliche Abteien eingerichtet, die unter der Aufsicht je eines Syndikus standen und das berechtigte gesellige Bedürfnis der Bürger befriedigen sollten. Auch hier wurde ein strenges Reglement eingeführt. Ohne das tat der juristisch angelegte Calvin es einmal nicht. Der Aufseher mußte jedes ungebührliche Benehmen zur Anzeige bringen und durfte niemand etwas zu essen oder trinken vorsetzen, der nicht vorher sein Gebet verrichtet hatte.

Was die Probe des Bibelwortes nicht bestand, fand nun einmal bei Calvin keine Gnade. Sogar die bisher üblichen altgenferischen Taufnamen wie Claudius, Amadeus, Balthasar und andere waren ihm, der vielfach des historischen Verständnisses ermangelte, ein Ärgernis und mußten „echt biblischen", das heißt alttestamentlichen Namen Platz machen. Der Reformator stellte eine Liste erlaubter Namen auf und ließ diese allen Familienvätern einhändigen. „Die Abraham, Gideon, Mardachai, Melchisedek, Jeremias, Zacharias waren bald nicht mehr zu zählen und verkünden noch

heute dem, der die Genfer Annalen während jener Zeit durchgeht, den Anbruch des neuen Zeitalters."

Schon dies Konsistorium und seine Tätigkeit zeigt, daß Calvin sich nicht, wie er in der Theorie wohl behauptet, auf das geistliche Gebiet beschränkte, sondern auch auf das weltliche und bürgerliche Gebiet übergriff. Aber er ist auch selbst als bürgerlicher Gesetzgeber aufgetreten und hat direkt und unmittelbar in das bürgerliche Leben eingegriffen. Er hat die junge Republik Genf, die noch keine allseitig ausgebaute, feste gesetzliche Grundlage hatte, auch politisch organisiert.

Bereits im November 1541 ernannte der Rat eine Kommission, die nach den kirchlichen nun auch die bürgerlichen Ordonnanzen entwerfen sollte. Es ergab sich bei der übermächtigen Stellung Calvins ganz von selbst, daß er zum Haupt dieser Kommission ernannt wurde, zumal man wußte, daß er nicht nur Theolog, sondern auch ein gelehrter und scharfsinniger Jurist war. Er wollte natürlich vor allen Dingen die bürgerliche und kirchliche Ordnung mit einander in Einklang bringen. Die neuen Verordnungen, die zu Anfang des Jahres 1543 zu Ende gebracht und sofort von der Bürgerschaft genehmigt wurden, umgrenzten genau die Obliegenheiten aller obrigkeitlichen Personen und Institute. Vor Antritt des Amtes hatte jeder einen feierlichen Eid zu schwören, welcher sich neben der Erfüllung der bürgerlichen Pflichten auf die Aufrechterhaltung der Ehre Gottes und der wahren Religion bezog. Aus eigenhändigen Aufzeichnungen Calvins wissen wir, daß er sich mit den untergeordnetsten Fragen der Verwaltung und Polizei beschäftigte. Er entwarf ausführliche Instruktionen für den Bauaufseher wie für den Artillerieinspektor, für den Nachtwächter wie für den Turmhüter. Mit besonderem Eifer widmete er sich der Reform der Rechtspflege und des Kriminalverfahrens. Sonderlich auf diesem Gebiet zeigt sich der klare und rücksichtslose Geist Calvins. Eine wahre, Gott wohlgefällige Obrigkeit muß nach ihm ein strenger Zuchtmeister der Menschen sein, da diese von Natur zur Empörung und zum Bösen geneigt seien und deshalb strenge behandelt werden müssen. Er spricht darum auch der Folter das Wort. In dieser Beziehung ist er nicht minder wie die römische Kirche ein Kind seines Zeitalters, wobei wir freilich nicht vergessen dürfen, daß es auch damals schon Leute gab, die über diesen barbarischen Standpunkt hinausgekommen waren, und man von dem sonst so ausgesprochenen Bibeltheologen Calvin hätte erwarten können, daß auch er sich zu dieser Höhe emporgeschwungen hätte; denn unseres Wissens ist selbst im Alten Testament die Folter nirgends befürwortet.

Er hält die Entdeckung und Ausrottung des Lasters auch durch Zwangs- und Strafmittel für so wichtig, daß ihm selbst die Bestrafung eines Unschuldigen als ein kleineres Übel erscheint, wie wenn ein Schuldiger straflos ausgeht. Und zwar hat die Obrigkeit nicht nur gegen bürgerliche Verbrechen,



sondern viel mehr noch gegen Verletzungen der göttlichen Majestät wie Gotteslästerung, Zauberei, Hexerei usw. vorzugehen. Mit blutigem Griffel stehen gerade diese Übergangsjahre in den Annalen Genfs verzeichnet. Trotz des äußeren Friedens füllten sich Kerker und Gerichtssäle. Die 58 Todesurteile und 76 Verbannungsdekrete während der Jahre 1542—46 beweisen am besten die eiserne Strenge des neuen Geistes in Genf. Kinder wurden gezwungen, gegen ihre Eltern Zeugnis abzulegen. Schon der Verdacht, ein Verbrechen beabsichtigt zu haben, führte zuweilen zu einer Verurteilung. Wegen Zauberei, Bündnis mit dem Satan, Pestbereitung wurden viele in langdauernde Haft gesteckt, auf die Folter gespannt, auf Schaffot und Scheiterhaufen gebracht. Am 6. März 1545 erklärte der Stockmeister dem Rat, die Gefängnisse seien mit Angeklagten so überfüllt, daß keine mehr hineingingen. Es sei das eine ganz außergewöhnliche Erscheinung, wie sie früher noch nie vorgekommen wäre. Es kam vor, daß Angeklagte neunmal die Marter der „Estrapade“ zu bestehen hatten. Man zwickte sie mit glühenden Zangen und ließ sie einmauern. „Aber welche Pein man ihnen auch antat,“ klagt das Ratsprotokoll einmal, „sie wollten die Wahrheit doch nicht bekennen.“ Mehrere der Unglücklichen starben während oder bald nach der Folterung unter Beteuerung ihrer Unschuld, andere gaben sich, um den furchtbaren Qualen zu entgehen, in der Verzweiflung selbst den Tod, „auf Eingebung des Satans“, wie der amtliche Bericht hinzufügt. Der Henker konnte die Blutarbeit nicht mehr bewältigen und brauchte Hilfskräfte. Wurden doch in den wenigen Monaten vom 17. Februar bis zum 15. Mai 1545 nicht weniger als 34 jener Unglücklichen (unter ihnen auch des Scharfrichters Mutter) hingerichtet, verbrannt, gehenkt oder gevierteilt. Meist ging der Hinrichtung noch grausame körperliche Verstümmelung voran. Zur Ehre Calvins sei es gesagt, daß er einmal gegen die übermäßige Verlängerung der Todesqualen seine Stimme erhob und daß der Rat daraufhin den Scharfrichter anwies, die Hinrichtung mit mehr Sorgfalt vorzunehmen und die Qual des Feuertodes abzukürzen.

Im übrigen aber war Calvin mit den Urteilssprüchen durchaus einverstanden. Er hat Zauberer und Häretiker der Obrigkeit wohl auch selbst zur Anzeige gebracht, „damit dieses Geschlecht ausgetilgt werde“. Mit Gleichmut berichtet er seinem Freunde Mykonius in Basel von den Massenhinrichtungen und der angeblichen Verstocktheit dieser Zauberer, Hexen und Bösewichter, von denen mehrere sich im Kerker sogar selbst das Leben genommen hätten. Freilich wiederholen wir, daß die Majorität seiner Zeitgenossen darin ähnlich dachte und fühlte wie Calvin. Doch findet auch sein Biograph Henry, sonst ein fast unbedingter Lobredner des Reformators, es auffallend, daß sein Held sich nicht so weit hindurchgearbeitet habe, um gegen jene unmenschlichen Gesetze zu protestieren, und kann es nicht recht begreifen, daß ein sonst so konsequenter Denker, der die Unduldsamkeit der

Katholiken in der schärfsten Weise verurteilt, hierin so inkonsequent sein konnte. Seine Gesetze — fährt Henry fort — waren nicht nur mit Blut geschrieben, wie die des Atheniensers Drako, sondern mit einem glühenden Griffel. Der sittlich gesunde Mensch aber liebe Gerechtigkeit und Strenge, und solche charaktervolle, furchtbare Handhabung des Gesetzes sei „für ein unverfälschtes Herz weit erhabener, ja poetischer(!) als jene seichte Schlaffheit der feinen Kultur, welche jede Todesstrafe abgesetzt sehen möchte". Als ob es nicht einen gesunden Mittelweg zwischen beiden gäbe! Und als ob strenge Gerechtigkeit gleichbedeutend wäre mit unerbittlicher Härte, die zuweilen an Grausamkeit grenzt. — Henry fügt dann noch die seltsam klingenden Worte hinzu, die offenbar eine Rechtfertigung des Reformators sein sollen. „Ein erwecktes Kind sagte einst, im Alten Testament lesend, es gehöre gar viel Vertrauen zu Gott dazu, um einen Menschen zu töten ... Und wenn man sieht, wie die Genfer Gesetzgebung, die von einem Geistlichen ausgeht, mit dem Leben spielt (?), fühlt man tief, welch ein Vertrauen auf Gott hier zu Grunde liegt, und daß Calvins blutiges Prinzip in seiner Religiosität begründet war." Ein paradoxes Wort, dem indessen eine tiefe Wahrheit zu Grunde liegt.

Es muß einem rätselhaft erscheinen, daß ein so klarer, logischer, gelehrter Geist wie Calvin, der auf den Höhen der Bildung seiner Zeit stand, mehr in dem Hexen- und Teufelswahn befangen war als viele seiner Zeit- und Volksgenossen, die an Bildung weit unter ihm standen. Daß er an den persönlichen Teufel glaubt, ist ja selbstverständlich und nur schriftgemäß. Doch faßt er ihn rein geistig und spricht nie von sichtbaren Teufelserscheinungen in seinem Leben wie z. B. Luther, der eine viel lebhaftere Einbildungskraft besaß als der abstrakt denkende Genfer Reformator. Er hält fest, daß die Erwählten sich dem Satan nie ganz hingeben können, daß dagegen die anderen ihm früher oder später anheimfallen. Er hält den Teufel auch für einen abgefallenen Engel und nimmt eine Einwirkung des bösen Geistes mit Zulassung Gottes auf die Verworfenen, nicht auf die Erwählten an. In dieser Beziehung huldigt dieser sonst so erlauchte, scharfsinnige Geist noch dem groben Aberglauben seiner Zeit. So erzählt er in einem Brief an Viret ausführlich von einem Trunkenbold, Lästerer und Verächter Gottes, der sich dem Teufel hingegeben und deshalb bei einer Pestkrankheit vom Teufel geholt worden sei. „Es war nach Sonnenaufgang", erzählt Calvin, „ungefähr um die siebente Stunde. Er lag auf seinem Bett, die Mutter saß an einer kleinen Tür. Auf einmal warf er sich hinaus über ihr Haupt hinweg, wie durch einen Sturmwind getrieben. Die Mutter und die Magd wollten ihn zurückhalten, aber er flog davon mit solcher Gewalt, daß er gehoben zu werden, nicht zu laufen schien." Dann sei er wie im Sturm durch eine dichte, stachlige Hecke, die kein Mensch überspringen könne, gerannt und plötzlich den Augen der Frau entschwunden. Seinen Hut habe

man hinter jener Hecke am Ufer der Rhone gefunden und Schiffsleute, die man hingeschickt habe, um seinen Leichnam zu suchen, hätten sich ohne Erfolg bemüht. Offenbar, meint Calvin, habe diesen bösen, nichtswürdigen Menschen der Leibhaftige geholt, und der Reformator hielt die Sache für wichtig genug, um sie vor den Rat zu bringen. Und als einige der Ratsherren über diesen Aberglauben lachten, nahm Calvin, der ihnen ja an Gelehrsamkeit und Scharfsinn weit überlegen war, es sehr übel. „In einer so klaren Sache — schreibt er — waren doch einige der Vornehmsten so frech, nicht daran glauben zu wollen. Ich aber rief mit lauter Stimme aus: Wenn ihr glaubet, daß es Teufel gibt, so seht ihr hier deutlich die Wirkung des Bösen. Die, welche nicht an Gott glauben, verdienen es, auch mitten in dem Lichte blind zu sein. Den dritten Tag darauf, am Sonntag, predigte ich über diese Angelegenheit nach dem Rat der Brüder und fuhr hart her über die, welche eine so klar erwiesene Sache für eine Fabel hielten oder doch so taten. Ich bin so weit gegangen, daß ich gesagt habe, mehr als zwanzigmal hätte ich mir den Tod gewünscht diese zwei Tage über, weil ich Stirnen gesehen, die so gefühllos sind, wenn es darauf ankommt, Gottes Gerichte zu schauen; denn hier mehr als jemals sonst wurde die Gottlosigkeit der Unsrigen aufgedeckt. Wenige nur stimmten uns bei, wenigstens dem Worte nach; ich weiß nicht, ob nur einer von Herzen daran glaubt."

Nun, Calvin kann sich damit trösten, daß z. B. noch im Jahre 1716 fast alle Leute den rätselhaften Tod eines Studenten in Jena darauf zurückführten, daß der Teufel ihn geholt habe, und als Fr. Hoffmann erklärte, er sei höchst wahrscheinlich an Kohlengasvergiftung gestorben, schüttelte man ungläubig die Köpfe; denn Kohlengas als Todesursache war den Leuten damals noch unbekannt, während der Böse nach allgemeiner Annahme schon viele geholt hatte. Und was den Hexenwahn, dem auch Calvin huldigte, anlangt, so haben die Hexenrichter ihre Hauptorgien in katholischen wie in protestantischen Landen ja erst nach der Reformation gefeiert, und erst die Zeit des Rationalismus hat mit den Hexenprozessen aufgeräumt.

Man hat Calvin mit Unrecht den Urheber einer vollständigen Trennung von Staat und Kirche genannt. Er hat wohl Ansätze zu einer solchen Scheidung gemacht, ist aber mitten in der Entwicklung stehen geblieben, ja schließlich wieder in die mittelalterliche Anschauung zurückgebogen; denn wenn er auch in der Theorie den Gedanken der Trennung und Selbständigkeit der weltlichen und geistlichen Gewalt betont, so macht er diese Scheidung doch selbst wieder illusorisch durch seine Definition des Staates. Der Staat ist ihm nämlich nicht Selbstzweck, sondern ein religiöses Gemeinwesen, das in erster Linie für die Frömmigkeit zu sorgen hat. Ja Calvin geht so weit, daß er jedes Gesetz, das ohne Rücksicht auf Gott bloß dem irdischen Wohl der Untertanen dienen will, als verkehrt hinstellt. Allerdings ermahnt er

zum Gehorsam auch gegen eine schlechte und tyrannische Obrigkeit, sofern sie von uns nur nichts verlangt, was direkt dem göttlichen Gebot widerstrebt. Aber das Normale und Gottgewollte ist dem Genfer Reformator ein Verhältnis zwischen Staat und Kirche, wo der Staat der Kirche willig dient und die Kirche sich auch der Machtmittel des Staates bedienen kann. Während die deutsche Reformation die Kirche in Abhängigkeit von der Staatsgewalt brachte, hat Calvin in Genf gerade das Gegenteil erstrebt und erreicht, nämlich den Staat der Aufsicht und Zucht der Kirche unterworfen. Natürlich war das in dieser Weise nur bei einem kleinen Gemeinwesen möglich, in einem großen Staat hätte er nie diese Rolle spielen können. Darum sind kleine, selbständige Staaten auch Calvins Ideal, während er die großen Staatskomplexe für Produkte menschlicher Torheit und ungöttlicher Entwicklung hält. Er ist durchaus von alttestamentlichen, theokratischen Gedanken beherrscht und will den Gottesstaat herstellen: Gott ist der eigentliche Herrscher in Staat und Kirche, und beide haben nur den einen Zweck, seinen Willen zur Ausführung zu bringen und seine Majestät zu verherrlichen. Die Kirche lehrt und erzieht und der Staat sorgt für äußere Zucht und Ordnung. Zwar hat die bürgerliche Obrigkeit in der Theorie bei Calvin die äußere Leitung und Aufsicht über die Kirche, aber nur, sofern sie sich mit dem Worte Gottes in Einklang befindet; das jedoch zu entscheiden, ist die Aufgabe der Kirche. Auf diese Weise steht der Theologe in Genf doch über dem Staatsmann, ja er ist der eigentliche Staatsmann und damit ist Calvin wieder bei der mittelalterlichen Theokratie angelangt. Eine notwendige Folge seines Systems ist der Religions- und Glaubenszwang, dessen Durchführung er denn auch mit nackten Worten von der Obrigkeit verlangt. Ketzer und Verbrecher stehen ihm letzlich auf derselben Linie, ja die ersteren sind gefährlicher, und ihre Duldung im Gottesstaat wäre schlimmer als die Duldung jener. „Sie (die Ketzer) töten durch das Gift ihrer boshaften Lehren die Seelen", ruft er aus, „und die rechtmäßige Obrigkeit sollte ihrer Leiber schonen?" Natürlich sucht Calvin diese Ansicht wie alle seine Lehren auf die Bibel zu gründen.

Man sieht aus alledem, daß der Genfer Reformator wenig Achtung vor der persönlichen Überzeugung anderer hatte, wenn sie von seinen Ansichten abwichen. Das Verständnis für die Eigenart anderer ging ihm überhaupt in hohem Maße ab. Er hielt seine Auffassung allein für die biblisch berechtigte und konnte sich gar nicht denken, daß es nicht böser Wille war, wenn ein anderer zu abweichenden Überzeugungen kam. Sein überlegener und energischer Geist verlangte unbedingte Unterwerfung unter sein System, das er für identisch mit Gottes Willen hielt.

Calvin hatte von früh auf schon ausgesprochen aristokratische Neigungen. Außer durch seine Anlage sind sie vielleicht mit durch seine Erziehung in einem hochadligen Hause bedingt. Sicherlich haben diese Neigungen auch

für sein Lieblingsdogma, die Prädestinationslehre, mit bestimmend gewirkt. So hält Calvin auch die aristokratische Regierungsform für die relativ vollkommenste und gottgefälligste. Die Monarchie artet nach ihm zu leicht in Tyrannei aus, während die noch gefährlichere Demokratie bei der törichten und wetterwendischen Gesinnung des großen Haufens fast notwendig zur Anarchie führt. Die Menge soll nicht regieren, sondern regiert werden. Die Erfahrungen, die Calvin in Genf und sonstwo machte, bestärkten ihn nur in seiner Anschauung. Jedenfalls irrt der, welcher bei ihm demokratische Grundprinzipien voraussetzt. Er war eine durchaus aristokratische Natur, ist dem eigentlichen Volke persönlich nie so recht nahe gekommen und verstand es nicht, so volkstümlich zu reden wie Luther.





Fünftes Kapitel.

Calvin im Kampfe mit der Opposition.

(1546—1553.)

Calvin erlebte in der Tat nach seiner Rückberufung einen vollen Erfolg in Genf. Innerhalb weniger Jahre ist die Stadt, äußerlich wenigstens, wie umgewandelt und ein festes Bollwerk der Reformation geworden, eine Theokratie, wie sie die Welt seit Israels Zeiten nicht mehr erlebt hatte. Kein Wunder, daß Calvins Werk überall in evangelischen Landen Aufsehen und Bewunderung erregte. Genf, das protestantische Rom, wurde „die Stadt auf dem Berge“, zu dem zahlreiche Anhänger der Reformation von nah und fern wallfahrteten und wo sich viele dauernd niederließen. Auch Melanchthon setzte schon im Jahr 1543 für den Fall, daß Deutschland in die Hände der Türken falle, seine Hoffnung auf den „welschen Luther“ und seine Musterkirche.

Weniger zufrieden mit seinen Erfolgen war Calvin selbst. „Ich arbeite und mühe mich ab“, schreibt er, der ja allerdings hohe Anforderungen stellte, in dem genannten Jahr an Melanchthon, „aber der Erfolg ist ein mäßiger, und doch wundert sich alle Welt darüber, daß ich so viel ausrichte.“ Für ein tieferblickendes Auge war freilich der Umschwung in Genf nicht so vollständig, wie es Außenstehenden erschien. Wie überall, so konnten auch hier Verordnungen und Gesetze nicht die Menschen innerlich umwandeln, zumal nicht eine ganze Stadt wie Genf, dessen Einwohner im allgemeinen ein ziemlich lebenslustiges und oberflächliches Völkchen waren. Wohl schnitt Calvins eiserne Disziplin viele Auswüchse ab und hat für viele ohne Zweifel als Zuchtmeister segensreich gewirkt. Aber die Herzen wandeln konnte sie ebensowenig wie das Übermaß von Predigten und Gottesdiensten, in die man die Genfer zwangsweise schickte. Es ist Tatsache, daß sich der Stand

der Sittlichkeit nur sehr langsam hob, wie es denn auch auffallend erscheint, daß selbst unter Calvins Kollegen und Verwandten noch grobe sittliche Verstöße vorkamen trotz der genauen Beobachtung der geistlichen Formen. Natürlich kann man gründliche Umwandlung und Bekehrung bei vielen durchaus nicht in Abrede stellen; aber wer die menschliche Natur und die Genfer Verhältnisse in jener Zeit kennt, der weiß auch, daß viele nur zum Schein oder mit heimlichem Zähneknirschen das eiserne Joch, das Calvin ihnen auf den Nacken gelegt hatte, ertrugen. Das konnte gar nicht anders sein. Allerdings wagten in den ersten Jahren nur ganz wenige, sich offen gegen den gewaltigen und mächtigen „Papst von Genf" aufzulehnen und wider seinen Stachel zu löcken.

Man muß Calvin lassen, daß er das, was er lehrte, auch mit aller Energie durch seinen Wandel zu betätigen suchte. Er war nicht minder streng gegen sich selbst, und das söhnt bis zu einem gewissen Grade mit seiner unerbittlichen Strenge und Schroffheit gegen andere aus. Seine Kollegen, die Calvin zum Teil bei seiner Rückkehr vorgefunden und noch übernommen hatte, ließen es in dieser Beziehung öfter an sich fehlen; namentlich beweist ihr Verhalten bei der Pest in den Jahren 1542 und 43, daß es ihnen an männlichem Mut wie an erbarmender Liebe fehlte. Selbst Calvin, der doch bei anderen Gelegenheiten Proben seines Mutes abgelegt hat, erscheint hier in etwas eigentümlichem Licht.

Der Fall ist folgender. Als im Herbst 1542 eine heftige Pest in Genf ausbrach, war unter den Geistlichen Pierre Blanchet der einzige, der sich entschloß, den Erkrankten die Tröstungen des Evangeliums zu bringen. „Wenn Blanchet etwas Schlimmes zustoßen sollte", berichtet Calvin hierüber an Viret, „werde ich selbst, fürchte ich, das Wagnis nach ihm unternehmen müssen." Er will sich demselben nicht entziehen, obgleich er es nicht für richtig findet, „die ganze Kirche im Stich zu lassen, um einem Teile zu helfen". Schon im andern Frühjahr brach die Pest von neuem aus und der Rat forderte das geistliche Kollegium auf, ein Mitglied zu ernennen, „die armen Kranken im Pesthospitale aufzurichten und zu trösten". Merkwürdigerweise fand sich zunächst keiner, der den Mut besaß, sich diesem allerdings lebensgefährlichen Auftrage zu unterziehen, bis sich Blanchet nochmals bereit erklärte. Leider wurde er schon nach wenigen Wochen ein Opfer seiner Pflichttreue. Und nun begannen die Verhandlungen mit dem Rat von neuem. Von Calvin selbst sah man ab, weil er für die Genfer Kirche unentbehrlich sei und man seines Rats bedürfe. Die andern aber sträubten sich wieder mit Händen und Füßen. Schließlich schlug man einen Fremden, einen „gläubigen Franzosen, der fest und nicht furchtsam sei", vor. Als der Rat hierauf nicht eingehen wollte, verfügte sich das ganze Predigerkollegium, Calvin an der Spitze, am 5. Juni 1543 in die Ratsversammlung, um in lobenswerter Offenheit und Selbsterkenntnis das Geständnis abzulegen,

„daß keiner von ihnen den Mut habe, in das Pesthospital zu gehen, obschon es ihr Amt erfordere, in guten wie in schlimmen Tagen Gott und seiner heiligen Kirche zu dienen". Alle Gegenvorstellungen des Rats nützten nichts. Die Prediger gaben nochmals offen zu, daß es zwar ihre Amtspflicht erfordere, baten aber, sie für entschuldigt zu halten, „da ihnen Gott nicht die Gabe der Kraft und Standhaftigkeit verliehen habe, um in das genannte Hospital zu gehen". Endlich erklärte sich der Prediger Geneston doch bereit zu gehen, und wir zweifeln nicht, daß auch Calvin, hätte der Rat ihn nicht ausdrücklich für unentbehrlich erklärt, ebenso gehandelt haben würde. Doch entschied sich der Rat für den französischen Nothelfer, faßte den Beschluß, „Gott zu bitten, daß er ihnen für die Zukunft einen besseren Mut verleihen möge" und kündigte den Predigern an, daß man diesmal noch Nachsicht üben, in Zukunft aber streng auf Erfüllung der Amtspflichten halten werde.

Ein solches Verhalten konnte neben der eisernen, vielen so unbequemen Zucht natürlich nicht dazu beitragen, das Ansehen der Geistlichen und die Sympathien für den mit so großer Begeisterung aufgenommenen Reformator zu erhöhen. Kein Wunder, wenn die geheimen Gegner an Boden gewannen und der Rat nicht mehr in allen Fällen unbedingte Unterwürfigkeit gegen die „ehrwürdige Genossenschaft" an den Tag legte. Besonders bitter empfanden die alten Genfer auch die rücksichtslose Unterdrückung alter liebgewordener Volksgewohnheiten und die auffallende Bevorzugung der vielen einwandernden Fremden, namentlich Franzosen, welche der Ruhm Calvins nach Genf zog. Stand der Rat auch noch in überwiegender Mehrheit zu Calvin, so klagte dieser doch schon 1545 und 46 seinem Freunde Farel, daß die Zeit, wo „keiner auch nur leise gegen die Geistlichen zu reden gewagt habe", leider dahin sei. Sogar Männer, die 1541 zu Calvins eifrigsten Freunden gehört hatten, wandten sich von ihm ab. Man empfand sein geistliches Zucht- und Überwachungssystem als unerträglich. Und als einst ein französischer Flüchtling „die schöne Freiheit" pries, die man in Genf genieße, bemerkte eine Frau, die nicht auf den Mund gefallen war, spöttisch, der Unterschied bestehe nur darin, daß man anderswo zur Messe gezwungen werde, in Genf aber zur Predigt. Namentlich in der Vorstadt St. Gervais war die Stimmung gegen die „Geistlichen und Franzosen" eine gereizte, man nannte Calvin einen „schlechten Pikarden und Verbreiter von Irrtümern", den man vor die Tore schicken müsse.

Der scharfblickende Reformator verkannte die zunehmende Opposition in Genf durchaus nicht, aber er war fest entschlossen, keinen Schritt zurückzuweichen, sondern sein System, koste es, was es wolle, konsequent durchzuführen. Er hielt das für seine göttliche Pflicht; denn es war ihm, der sich so wenig in andere versetzen konnte und wollte, undenkbar, daß jemand seine Prädestinationslehre und seine eiserne Kirchenzucht aus andern

Gründen ablehnen könne als aus bösem Willen oder infolge teuflischer Einwirkungen. Von Gewissensfreiheit, wie sie doch im Prinzip der Reformation liegt, wollte er in Genf nichts wissen. Daß sich auf diesen Druck notwendig Gegendruck und Opposition einstellen mußte, ist für jeden, der die Menschen und die Gesetze der geistigen Entwicklung kennt, selbstverständlich. Es kam nur darauf an, wer die größere Macht besaß.

In der Opposition gegen Calvins System vereinigten sich ganz verschiedenartige Richtungen, kirchliche und politische, dogmatische und patriotische, altgenferische und bernerische. Unter ihnen waren natürlich auch manche bedenkliche, gefährliche und sittlich unlautere Elemente, die jeder sittlichen Zucht, auch einer minder rigorosen, Widerstand geleistet hätten. Aber es ist übertrieben, wenn man es so darstellt, als sei die ganze anticalvinische Opposition in Genf eine radikal materialistisch-pantheistische Sekte, sogenannte „Libertiner" gewesen, die es auf radikale sittliche Ungebundenheit und Nihilismus abgesehen hatten.

Die „Libertiner" oder — wie sie sich selbst nannten — die „Spiritualen" hatten damals für die romanischen Länder eine ähnliche Bedeutung wie für Deutschland die Anabaptisten und Schwärmer. Wir kennen sie hauptsächlich aus Calvins eigenen Schriften gegen sie. Sie hatten ihre Anhänger sonderlich in vornehmen und gebildeten Kreisen, was schon darin begründet liegt, daß ihre Anschauungen über den Horizont des Volkes hinausgingen. Ihre Ideen sind uns durchaus nicht unbekannt, sie ähneln vielfach denen der „Christlichen Wissenschaft" (Christian Science) und ähnlicher Richtungen. Man sieht hieraus, daß gewisse Ideen in der Weltgeschichte immer wiederkehren und sogenannte „moderne" Ideen und Systeme sehr oft nur neu aufgeputzte Gedanken früherer Jahrhunderte sind.

„Es gibt nur einen Geist, den Geist Gottes, der in allen Geschöpfen lebt und wirkt", das ist nach Calvin der Grundgedanke der Libertiner. Die Geschöpfe sind an sich nichts, sie haben nur Existenz in Gott. Gott ist alles und alles ist Gott. Die Begriffe: Welt, Teufel, Mensch, Engel sind leere Einbildung. Auch zwischen Gut und Böse ist ein wirklicher Unterschied nicht vorhanden, denn alles geschieht ja durch und in Gott. Erst das Denken und die Unterscheidung vom Guten macht das Böse zur Sünde. Adam hat sich in der Vorstellung von Gott getrennt, indem er zwischen Gut und Böse unterschied; das war seine Sünde. Christus aber hat uns von dem Wahn dieser Sünde erlöst. In ihm sind wir alle, die mit ihm eines Geistes sind, der Sünde gestorben und also wiedergeboren. Wir brauchen nur nach dem Wort des Apostels: „Dem Reinen ist alles rein", die Sünde nicht mehr zu sehen und Gewissensbisse nicht mehr zu empfinden, sondern kindlich dem Geiste Gottes in unsern natürlichen Neigungen und Trieben zu folgen, dann sterben wir in der Freiheit des Geistes dem Gesetz ab und werden wahrhaft geistliche Christen.

Calvin zeigt die sittlich grundstürzenden Folgen dieses Systems in aller Schärfe auf, und doch ist nicht zu verkennen, daß die Libertiner mit unter dem Einfluß der Calvinischen Prädestinationslehre jene sittlich-unsittlichen Konsequenzen gezogen haben. Denn verfolgt man jenes Dogma noch konsequenter als Calvin es tut, so wäre Gott tatsächlich der Ursächer des Bösen und es könnte beim Menschen von Schuld und Sünde nicht mehr die Rede sein. Er selbst allerdings beklagt sich bitter darüber, daß die Libertiner seine Prädestinationslehre nach Art der Sophisten verdunkelt hätten. Und auch Farel schilt in seiner derben Weise auf sie, weil sie behaupten, von keinem Meister gelernt zu haben, wo sie sich doch nur mit den Federn Meister Calvins schmückten, dessen tröstliche Prädestinationslehre sie allerdings in Verwirrung gebracht hätten. Weder Calvin noch Farel aber deuten an, daß die libertinische Lehre in Genf besonders verbreitet gewesen sei, dagegen werden mehrere französische Städte als Herd der Irrlehre aufgeführt. Kein Zeitgenosse hat die Gegner Calvins in Genf als Libertiner bezeichnet; die Ratsprotokolle jener Zeit kennen diesen Ausdruck überhaupt nicht. Philosophische Spekulation war nicht die starke Seite der Genfer und das philosophische System der Libertiner ging über den geistigen Horizont des Volkes hinaus.

Der erste ernstliche Zusammenstoß, den Calvin mit der Opposition auszufechten hatte, fällt in den Anfang des Jahres 1546. Er betraf den Buchdrucker und Fabrikanten für Spielkarten Pierre Ameaux, einen einflußreichen Mann, der das Amt eines Aufsehers des Geschützwesens bekleidete. Er hatte früher zu den Guillermins gehört und war bei der Rückberufung Calvins mit tätig gewesen. Doch war seine Begeisterung für den Reformator, zumal da dieser ihn durch das Verbot des Kartenspiels geschädigt hatte, bald geschwunden und hatte einer gewissen Erbitterung Platz gemacht. Er ließ sich nie mehr in den öffentlichen Gottesdiensten blicken, seitdem er vom Konsistorium wegen seines Lebenswandels ernstlich verwarnt worden war. Es sei ihm bequemer, meinte er, seine Andachtsübungen zu Hause vorzunehmen. Im Januar 1546, als er eben von einer Krankheit genesen war, machte er seiner Erbitterung im Freundeskreise Luft. Calvin — äußerte er — sei ein schlechter Mensch und nichts als ein Pikarde, er predige eine falsche Lehre, . . sein und seiner Gehilfen Gehalt sei viel zu hoch, der Magistrat befände sich in völliger Abhängigkeit von ihm, und in kurzem würden die Fremden vollständig Herren der Stadt sein.

Diese Kritik wurde sofort dem Reformator wie auch dem Magistrat hinterbracht und von ihnen als ein schweres Verbrechen angesehen. Ameaux wurde alsbald verhaftet. Er reichte im Februar eine Bittschrift ein, in der er mit Hinweis auf den durch die eben überstandene Krankheit verursachten Gemütszustand, der ihn zu jener Beleidigung hingerissen, bekannte, Gott selbst, Calvin, die Prediger und den Rat beleidigt zu haben, und de- und weh-

mütig um Gnade bat. Der Große Rat beschloß, ihn unter der Bedingung zu begnadigen, daß er vor den versammelten 200 kniefällig „die Gnade Gottes, der Richter und des Herrn Calvin anrufe". Aber dieser hielt den Urteilsspruch für viel zu milde und erklärte, er werde nie mehr die Kanzel besteigen, wenn nicht eine öffentliche Genugtuung für die dem göttlichen Namen zugefügte Schmach erfolge. Calvin verlangte dies nicht aus persönlichem Rachegelüste, sondern um im Interesse der Einführung seines theokratischen Systems ein Exempel zu statuieren. Der Rat ließ sich einschüchtern, hob den Beschluß der 200 auf und setzte, unterstützt durch das Konsistorium, eine strenge Bestrafung des Ameaux durch. Er mußte im Hemde, barhäuptig, eine brennende Fackel in der Hand durch die Straßen der Stadt ziehen, auf den drei belebtesten Plätzen kniefällig die ihm vorgeschriebene Bußformel hersagen und in demütigen Ausdrücken Besserung geloben. Natürlich vernichtete eine solche Schmach auch die bürgerliche Stellung des Ratsherrn und machte ihn unfähig, ein öffentliches Amt zu bekleiden.

Nicht glimpflicher verfuhr Calvin mit dem Prediger de la Mare, der noch von dem alten Regime stammte und den er bis auf weiteres im Amt belassen hatte. De la Mare hatte einem Franzosen gegenüber, der ihn scheinbar ganz harmlos um seine Meinung gefragt, für den Angeklagten ziemlich offen Partei genommen. Er habe Ameaux als ehrenhaften Mann kennen gelernt; habe er gefehlt, so sei es wohl in einem Zustande nicht völliger Zurechnungsfähigkeit geschehen. Calvin sei zu heftig und leidenschaftlich, er ertrage und vergesse nie eine ihm angetane Beleidigung, sondern ruhe nicht, bis er sich gerächt. Diese Äußerung wurde, trotz seines Versprechens zu schweigen, von dem Franzosen sofort Calvin und dem Rat hinterbracht und man machte kurzen Prozeß. Man entsetzte ihn seines Amtes und versagte ihm sogar ein amtliches Zeugnis über die Gründe seiner Verurteilung, um welches er bat, „damit ihm nicht mehr zur Last gelegt werde, als was er getan, und er anderwärts Aufnahme finde". — Auch an seine Stelle trat ein Franzose, den Calvin selbst vorgeschlagen hatte.

Bei dem allem muß man es dem Reformator als hohes Lob anrechnen, daß er bei seinem überstrengen Vorgehen kein Ansehen der Person kannte und keinen Unterschied zwischen reich und arm, hoch und nieder machte, ein Grundsatz der Gerechtigkeit, gegen den in der katholischen wie in der evangelischen Kirche mannigfach gefehlt worden ist und wohl noch gefehlt wird. Das hat ihm offenbar auch viele Sympathien in den mittleren und unteren Ständen gewonnen. So zog er noch im April 1546 etwa dreißig Personen aus den angesehensten Familien der Stadt zur Verantwortung wegen Übertretung der kirchlichen Ordonnanzen. Sie hatten bei Hochzeiten getanzt und ähnliche Dinge begangen. Es kam dabei vor dem Konsistorium

zu heftigen Szenen. Eine der Angeklagten, die Frau des Generalkapitäns Perrin, warf Calvin in hitzigen Worten Herrschsucht und Tyrannei, Haß und Rachsucht gegen die Familie ihres Vaters und alle besseren Bürger vor. Der Reformator antwortete ihr ruhig und kühl, ihre Familie habe sich wie jede andere dem Gesetz zu unterwerfen. Wolle sie sich dem Joche Christi nicht beugen, so möge sie eine andere Stadt aufsuchen, in Genf aber habe sie zu gehorchen. — Die meisten wurden öffentlich zurechtgewiesen und drei Tage bei Wasser und Brot in Haft gesetzt, einige erhielten schärfere Strafen. Es tat Calvin wohl leid, auch einen alten Freund wie den Generalkapitän Perrin, den Gatten der genannten Dame, bestrafen zu müssen. Hatte Perrin ihm doch sogar bei seiner Vertreibung aus Genf das Wort geredet und den Reformator zwei Jahre später im Triumph zurückgeführt. „Doppeltes Maß und Gewicht", schrieb Calvin an ihn, der sich lange weigerte, vor dem Konsistorium zu erscheinen, „dürfen wir doch nicht anwenden, am wenigsten in der Kirche Gottes. Von mir darf ich behaupten, daß ich in dieser Angelegenheit nur das Wohl der Kirche und dein eigenes im Auge habe. Drohungen werden mich nicht schrecken. Nicht um Ehre und Gewinns willen bin ich nach Genf zurückgekehrt, und ich werde mich nicht sehr grämen, wenn ich es wieder verlassen muß." Ein so entschiedenes, ernstes Auftreten verfehlte seine Wirkung nicht. Selbst der stolze Generalkapitän unterwarf sich, wenn auch widerstrebend.

Ebenso unerbittlich ging Calvin gegen den Schwiegervater Perrins, den alten Favre, einen der reichsten und angesehensten Bürger Genfs vor. Favre führte ein ziemlich weltliches und lockeres Leben und hatte sich in sittlicher Hinsicht manche Fehler zu Schulden kommen lassen. Auch dieser stolze Patrizier wurde wegen unsittlicher Handlungen, die teilweise schon Jahre zurücklagen, verhaftet und bestraft. Alles Protestieren nützte ihm nichts. Die sehr ausgebreitete und einflußreiche Familie Favre schwor dem Reformator Rache. Mit ihr sympathisierten viele der alten Genfer Familien, die in dem ständig zunehmenden Anwachsen der französischen Flüchtlinge, die für Calvin eine Hauptstütze waren, eine Gefahr für ihre Vaterstadt erblickten. Der alte Favre prägte es seinen zahlreichen Kindern als erste Pflicht ein, der Vaterstadt wieder zu der alten Freiheit zu verhelfen und das Joch des französischen Reformators und seiner Leute abzuwerfen. Temperamentvoll und heftig wie er war, ließ er, als er verhaftet wurde, seinen Gefühlen freien Lauf. In seiner Erbitterung stieß er heraus, er glaube kein Wort von dem, was dieser französische Fremdling und seine Anhänger predigten. Wer ihn grüße, den achte er als einen Hund; Calvin sei der Mann, der Freie zu Sklaven mache, der sie zwingen wolle, ihre Sünden zu bekennen und vor ihm auf die Knie zu fallen. Als man ihn ins Gefängnis führte, schrie er laut auf Straßen und Plätzen: „Freiheit, Freiheit! Calvin plagt euch mehr als vier Bischöfe; aber ich wenigstens will ihn nicht

als Herrn anerkennen. Tausend Taler für den, der eine allgemeine Volksversammlung zusammenruft!"

Ebenso wagte es Favres Sohn Gasparde, ein sittlich ziemlich anrüchiger Mensch, dem Konsistorium sich offen zu widersetzen. Als der alte Favre einige Zeit später wieder vor das Konsistorium geladen wurde, weigerte er sich, irgend eine Antwort zu geben und berief sich auf die bürgerliche Behörde, deren Urteil allein er sich unterwerfe. Seine zahlreiche Anhängerschaft nahm für ihn Partei und der Rat trat diesmal nicht auf die Seite des Konsistoriums, sondern mahnte Calvin zur Vorsicht und Mäßigung und bedeutete ihm, nicht zu hastig und stürmisch zu Werke zu gehen. Indessen kam es diesmal durch Vermittlung des Rats zwischen den Parteien noch zu einer Versöhnung. Doch gerieten Favre und seine Tochter bald wieder mit dem Konsistorium in Konflikt und wurden nun auf unbestimmte Zeit aus der Stadt verwiesen. Sein Schwiegersohn, Generalkapitän Perrin aber erhielt den Auftrag, an den Pariser Hof zu reisen, um als Gesandter Genfs an den Feierlichkeiten der Thronbesteigung Heinrich II. teilzunehmen.

Gerade in diesen Tagen fand Calvin ein Papier auf der Kanzel in St. Peter, das ihn und seine Kollegen mit dem Tode bedrohte, wenn sie auf dem eingeschlagenen Wege fortgingen; lange genug hätten sie jetzt ihre Tyrannei ausgeübt. Der Rat ordnete sofort die strengste Untersuchung an und entdeckte als den Schuldigen einen gewissen Jakob Gruet. Bei einer Haussuchung fand man bei ihm verschiedene Schmähbriefe über Calvin und einen Entwurf zu einer Denkschrift „an das souveräne Volk", worin die Abschaffung der calvinischen Disziplin verlangt und mit einem Aufruhr, bei dem das Blut in Strömen fließen werde, gedroht wurde, wenn die Stadt sich noch länger dem Gehirn dieses melancholischen Franzosen unterwerfe. Fast noch mehr Entrüstung erregten einige Blätter, die sich mit religiösen Fragen befaßten, die Grundlagen der christlichen Religion angriffen und an der Schrift, dem Erlöser und den frommen Männern der Bibel ihren Spott ausließen. Calvin ging sofort mit seiner ganzen Strenge gegen Gruet vor. Auf der Folter bekannte der Verhaftete sich zu dem Plakat in St. Peter, verschwieg überhaupt nichts, was seine Person bloßstellte, stellte jedoch das Vorhandensein von Mitwissern ganz entschieden in Abrede und bat, ihn durch den Henkertod von den wiederholten Folterungen zu erlösen. Am 26. Juli 1547 wurde er wegen Gotteslästerung, Religionsverachtung und Hochverrat hingerichtet, nachdem er zuvor, wie Farel meldet, Gott wieder als seinen Herrn anerkannt hatte.

Wohl rief die Hinrichtung Gruets einige Erbitterung hervor, besonders unter den jungen Leuten. Einige von ihnen verschworen sich, Calvin und seine Kollegen in die Rhone zu werfen. Man rief ihm auch wohl „Kain" nach (in Hinsicht auf das vergossene Blut Gruets), wenn er durch die Straßen ging. Aber Calvin meinte, das alles sei nur ein Rauch, der niemand erschrecke.

Die Gegner hätten mehr Mut und Entschlossenheit bei ihm gefunden, als sie vermutet. „Die Todesstrafe, die man an einem ihrer Genossen hat vollstrecken lassen, hat ihnen gründlich die Hörner abgeschlagen.“ In der Tat, Calvin und seine Partei waren Sieger geblieben.

Aber schon zog wieder eine drohende Wolke für ihn auf. Im September desselben Jahres kehrte der alte Gegner Favre mit seiner stolzen, übermütigen Tochter, der Gattin Perrins, trotz der Ausweisung wieder nach Genf zurück, und bereits am 20. September wurden sie „wegen fortdauernder Widersetzlichkeit gegen Gott und die Gerechtigkeit“ verhaftet. Generalkapitän Perrin, der inzwischen ebenfalls von seiner Pariser Gesandtschaftsreise zurückgekehrt war, geriet darüber außer sich. Er trat sofort mit der Bitte um Freilassung an den Rat, dem er selber als Mitglied angehörte, heran, und als das nichts nützte, mit der Drohung, eines Tages „unter Gottes Beistand diese ihm angetane Schmach zu rächen“. Da nahmen die 25 auch den Generalkapitän in Haft; auf ihn, als den gefährlichsten und einflußreichsten Gegner des Calvinischen Systems war es auch eigentlich abgesehen gewesen.

Alle begütigenden Erklärungen hatten keinen Erfolg: die drei wurden in strenger Einzelhaft gehalten und die Untersuchung gegen Perrin mit Eifer betrieben. Man warf ihm bald noch viel schwerere Verbrechen vor. Er sollte am französischen Hofe hochverräterische Unterhandlungen eingeleitet haben. Der Ankläger war Maigret, ein französischer Emigrant und eifriger Calvinist, der in Genf ein großes Haus machte und von manchen als ein bezahlter Agent Frankreichs angesehen wurde. Zum Beweise der Schuld Perrins legte Maigret das Bruchstück eines an ihn gerichteten Briefes des französischen Präsidenten Pellisson von Chambery vor, das die Mitteilung enthielt, Perrin habe bei seinem Aufenthalt in Paris mit dem Kardinal du Bellay über eine nach Genf zu legende französische Besatzung verhandelt und sich unter Umständen bereit erklärt, den Oberbefehl zu übernehmen und dem französischen König den Treueid zu leisten. Diese Enthüllung machte nicht nur in Genf, sondern besonders auch in dem verbündeten Bern einen gewaltigen Eindruck. Perrins Schuld schien erwiesen; aber daneben fragte man sich, wie Maigret dazu komme, mit Pellisson, der ein eifriger Förderer der französischen Eroberungspolitik war, eine derartige Korrespondenz zu führen. Der Gesandte Berns erbat sogleich Aufklärung darüber und drang auf Vorlegung des vollständigen Schreibens Pellissons. Nach einigem Sträuben verstand sich denn auch der Rat hiezu und nun zeigte es sich, daß Maigret in so bedenklichem Grade belastet und in die Intriguen der französischen Politik verstrickt war, daß der Gesandte von Bern auf Grund des Burg- und Bündnisrechts sofort seine Verhaftung wegen Hochverrats verlangte und dank seiner Energie auch wirklich durchsetzte. So saßen die beiden Gegner Perrin und Maigret wegen des gleichen Vergehens in Haft.

Doch behandelte man Maigret ungleich milder als Perrin und entließ ihn schon nach wenig Wochen wieder. Dagegen aber trat Bern entschieden auf und verlangte zu wissen, ob Maigret mit Einwilligung des Rats, dessen Mitglied er war, die geheimen Verhandlungen mit Frankreich pflege. Als der Rat dies verneinte, forderte der Berner Gesandte, daß dieser französische Spion, der ein Jahresgehalt von Frankreich beziehe, sofort wieder verhaftet werde und man die ganze Strenge des Gesetzes gegen ihn walten lasse. Der Genfer Rat mußte wohl oder übel der Forderung seines mächtigen Bundesgenossen entsprechen, und dies umso mehr, als es auch unter der Bürgerschaft viel böses Blut erregte, daß man den französischen Fremdling und Spion viel milder behandle als den alten Genfer Freiheitskämpfer Perrin. Das alles machte doch Eindruck auf den in der Majorität calvinisch gesinnten Rat, und eine Minderheit trat für eine offene und gerechte Aburteilung Maigrets ein. Calvin war über diese Wendung der Dinge wenig erbaut und nahm dem Rat seine Nachgiebigkeit übel. „Maigret ist — schreibt er an Viret — nachdem er bereits einmal von aller Schuld freigesprochen war, abermals in den Kerker geworfen worden. Wenn nicht der Herr dem Winde und dem Meere Halt gebietet, werden schwere Stürme über uns kommen und zwar durch jene, die sie hätten beilegen sollen."

Die Untersuchung nahm nun ihren Fortgang und belastete Maigret immer schwerer. Es wurde als zweifellos festgestellt, daß er in Genf selbst nicht wenige Mitwisser habe. Ja, Maigret selbst erklärte, ohne Widerspruch zu finden, daß seine geheimen Unterhandlungen mit Pellisson und der ominöse Brief mehreren Mitgliedern des Rates *und auch Calvin selber* bekannt gewesen sei, und daß er nichts ohne ihr Mitwissen vorgenommen habe. Daß Calvin und seine Franzosen mehr nach Frankreich als nach dem deutschen Bern schielten, mag ja einigermaßen verständlich sein, wenn auch das Bündnisverhältnis zu Bern, dem Genf seine Freiheit verdankte, ihnen ein anderes Verhalten hätte zur Pflicht machen sollen. Aber unverzeihlich und höchst verwerflich handelte die calvinistisch-französische Partei, indem sie, auf ihr augenblickliches Übergewicht pochend, *dieselbe* Handlungsweise, die sie bei ihrem Anhänger Maigret in Schutz nahm, bei Perrin, der doch eigentlich ganz in ihrem Sinne gehandelt hatte, zum Hochverrat stempelte, um den gefürchteten Parteiführer der Opposition um die Ecke zu bringen.

Als durch Berns Dazwischentreten diese Intrigue vereitelt war, ließ man die Anklage auf Hochverrat gegen Perrin fallen (die übrigen Klagepunkte, namentlich die Szene vom 20. September, betonte man umso stärker), um auf diese Weise Maigret womöglich straffrei ausgehen lassen zu können. Indessen drohte Bern, wenn nicht bald ein unparteiisches Urteil gefällt werden würde, die Sache vor die eidgenössische Tagessatzung zu bringen. Da endlich lenkte der Rat ein und ließ Perrin nach den üblichen Ermahnungen



frei unter dem Versprechen, sich jederzeit dem Gericht zu stellen, wenn Rechenschaft wegen der französischen Unterhandlung verlangt würde. Damit waren jetzt freilich weder die zahlreichen Anhänger Perrins noch die extremen Calvinisten zufrieden. Jene, die Calvin für den eigentlichen Anstifter des Prozesses hielten, veranstalteten drohende Kundgebungen gegen den Reformator. Die Calvinisten dagegen ließen sich vernehmen, Barnabas (Perrin) habe man in Freiheit gesetzt, Jesum (Maigret) aber lasse man im Kerker. Bei einer Abstimmung über Maigret schwankte die Majorität des Rates zwischen Entziehung des Bürgerrechts und Verbannung. Man einigte sich auf den Beschluß, die Angelegenheit vor den Rat der 200 zu bringen. Dagegen erhob sich aber die radikale Minderheit und es kam am 16. Dezember im Rathaussaal zu wilden Szenen zwischen den Parteien. Man griff zu den Waffen, und es schien nicht ohne Blutvergießen abgehen zu sollen. Im Augenblick des höchsten Tumultes erschien Calvin mit der Genfer Geistlichkeit im Rathaus und warf sich mit unerschrockenem Mut zwischen die tobenden Parteien. Trotz der Mahnung, sich zurückzuziehen, hielt er tapfer stand und drang so lange mit Bitten und Vorstellungen auf die rasende Menge ein, bis es ihm gelang, die aufgeregten Gemüter einigermaßen zu beruhigen.

Um die kirchliche Autorität stand es in dieser Zeit schlimm. Calvin hatte Perrin verderben wollen und den als Spion entlarvten Maigret in Schutz genommen, das hatte ihm in weiten Kreisen sehr geschadet und seinem geistlichen Ansehen einen heftigen Stoß versetzt. Kein Wunder, daß die Ordonnanzen jetzt ungescheut übertreten wurden und die Geistlichen vor dem Rat Klage führten über die vielen Frechheiten und Ausschweifungen der Menge. Die Wut des Volkes gegen Calvin war groß. Ging er durch die Straßen, so rief man den Hunden zu: „Faß', faß' ihn", so daß sie ihm die Kleider zerrissen und ihn ins Bein bissen. Calvins Name wurde das ärgste Schimpfwort, und auf offener Straße erklärte man, wie Theodor Beza in seinem „Leben Calvins" erzählt, daß man nicht mehr zum heiligen Abendmahl gehen könne, so lange dieser Mensch es austeile, an dessen Händen das Blut der besten Bürger klebe. Die Wirtshäuser füllten sich wieder, die Nächte wurden durchlärmt und die kirchlichen Ordonnanzen auf alle Weise übertreten. Noch auf seinem Sterbebette gedachte der Reformator dieser Zeit als der schwersten in seinem Leben, und an seinen Freund Viret schrieb er im Dezember 1547: „Die Gottlosigkeit hat einen solchen Grad erreicht, daß ich nicht mehr hoffen darf, die Kirche durch meinen Dienst noch länger erhalten zu können. Ich bin gebrochen, wenn nicht Gott mir seine Hand darreicht."

In richtiger Würdigung dieser kritischen Lage entschlossen sich Calvin und der Rat zu einer Aussöhnung mit Perrin. Man behandelte ihn mit größter Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit und erkannte an, daß die

vollständige Rehabilitation des Herrn Perrin nötig sei, „um den alten Haß und Streit zu begraben". Auch Perrin war bereit, seinen Gegnern zu verzeihen, und so kam im Januar des folgenden Jahres ein Kompromiß zustande. Perrin wurde für einen Ehrenmann erklärt und in alle seine Ehrenämter wieder eingesetzt, aber zugleich wurde Maigret mit einer Nachsicht behandelt, wie auch Calvin es nicht gehofft hatte. Er erhielt nämlich mit der Freiheit alle seine Rechte und Einkünfte zurück, nur blieb er von den Ratskollegien ausgeschlossen und sollte sich jederzeit dem Gerichte zur Verfügung halten. — So endete dieser merkwürdige und spannungsreiche Prozeß, der ein dunkles Blatt in der Geschichte des Reformators bildet.

Mit der Beilegung dieser ärgerlichen und bedenklichen Sache war indes das Ansehen Calvins keineswegs wiederhergestellt. Die Gegner hatten vielmehr noch an Boden gewonnen, und der für kurze Zeit beschworene Sturm gegen ihn und seine Ordonnanzen brach schon im Herbst des Jahres 1548 von neuem los. Ging Calvin über die Straßen, so pfiff man ihn aus und rief die Hunde mit seinem Namen. Die Wahlen zu Anfang des Jahres 1549 stellten mit großer Mehrheit seinen Hauptgegner Ami Perrin an die Spitze der Regierung und brachten dessen Anhänger in wichtige Ämter. Calvins Kollegen wollte der Mut entsinken, aber er selbst ging nur noch entschiedener vor und schüchterte die Gegner für den Augenblick auch ein, ja machte sogar den Rat seinem Willen gefügig. Doch glühte der Widerstand unter der Asche weiter und kam in allerlei Exzessen gegen ihn und seine Freunde immer wieder zum Ausbruch.

Viel gefährlicher für Calvins Einfluß in Genf hätte ein Angriff werden können, der sich im Jahre 1551 gegen das Kernstück seiner dogmatischen Anschauung, seine Prädestinationslehre, die bisher noch niemand in Genf anzutasten gewagt hatte, richtete. Ein begabter, französischer Karmelitermönch namens Hieronymus Bolsec, der die Kutte abgeworfen hatte, kam zu Anfang des genannten Jahres nach Genf. Er hatte vorher der evangelisch gesinnten Herzogin von Ferrara, die ja auch mit Calvin in lebhaftem, seelsorgerlichem Briefwechsel stand, als Arzt gedient. Auch in Genf übte er die ärztliche Praxis aus, und zwar mit viel Geschick und bestem Erfolg. Bald zeigte es sich jedoch, daß er, der im übrigen mit Calvins System übereinstimmte, ein Gegner der Prädestinationslehre war. Er reichte deswegen dem Konsistorium eine Schrift ein, worin er den Reformator als einen seelengefährlichen Irrlehrer bezeichnete. Daraufhin vom Konsistorium aus der Stadt verwiesen, zog er sich nach Vevey zurück, ohne indes seine Polemik gegen die Prädestinationslehre aufzugeben. Ja am 16. Oktober erschien er sogar im Gottesdienst der Predigerversammlung zu Genf, wo der Pfarrer Andree über die Prädestination nach Joh. 8, 47 (Wer von Gott ist, der höret Gottes Wort; darum höret ihr nicht, denn ihr seid nicht von Gott) predigte. Da es jedem erlaubt war, das Wort zu nehmen, so benutzte Bolsec nach der

Predigt die Gelegenheit, der Prädestinationslehre, die man ja allerdings schwerlich mit der oben genannten Bibelstelle stützen kann, zu widersprechen. Er betonte nicht mit Unrecht, wer so lehre, der mache Gott zum Urheber der Sünde und zum Tyrannen, der am Verdammen seine Freude habe. Dabei forderte Bolsec das anwesende Volk auf, sich vor dieser seelengefährlichen Lehre, die weder auf die Schrift noch auf das christliche Altertum sich stützen könne, zu hüten. — In diesem Augenblick ergriff Calvin, der unbemerkt eingetreten war und alles mit angehört hatte, das Wort zur Verteidigung seiner Prädestinationslehre und wandte sich mit größter Schärfe gegen Bolsec. Da er diesem an Gelehrsamkeit, dialektischem Scharfsinn und Beredsamkeit weit überlegen war, so wußte der erschrockene Bolsec im Augenblick nichts zu erwidern, zumal ihn auch der anwesende Farel mit seiner gewaltigen Stimme niederdonnerte. Aber nicht genug damit — Bolsec wurde auf der Stelle verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Noch an demselben Abend setzte Calvin 17 kniffliche Fragen auf, auf die Bolsec Antwort geben sollte. Sie waren so schroff wie nur möglich formuliert, wie um dem Gegner die Zustimmung recht schwer zu machen. Bolsec antwortete darauf in einem Sinne, die u. E. dem Evangelium näher kommt als Calvins Prädestinationslehre: „Allerdings — sagt er u. a. — hat Gott unter den Menschen diejenigen, und zwar in Christo, erwählt, welche er wollte, aus bloßer Gnade, ohne an ihnen gleich zuerst, als er sie erwählte, etwas Gutes vorzufinden. Darum hängt aber der Glaube doch nicht ab von der Erwählung, die beide vielmehr zusammen betrachtet werden müssen. Da es in Gott kein Früher und kein Später gibt, so sind die drei Stücke zusammen gegenwärtig: Die Verbindung mit Gottes Sohn durch den Glauben, die Liebe Gottes, welche durch diesen Glauben in uns übergeht, und die Erwählung der Gläubigen, welche durch den Glauben an Christum wirksam wird. — Freilich kann seit Adams Fall der Mensch nichts Gutes tun, wenn Gott ihn nicht dazu zieht; aber dieses Ziehen ist kein gewaltsames, sondern ein sanftes, väterliches, das er auf alle vernünftigen Geschöpfe ausübt und bei keinem unterläßt, bis es ihn verachtet und ihm widersteht. Nach dem Sündenfall ist der freie Wille nicht völlig zunichte geworden, sonst wäre der Mensch zum vernunftlosen Tier herabgesetzt, der Wille ist nur verderbt, so daß er jederzeit das Gute für Böses und das Böse für Gutes nimmt und darum immer die Belehrung durch Gottes Gesetz wie die Hilfe durch seine Gnade nötig hat, ja daß er, um an Christum zu glauben, einer speziellen, ihn ziehenden Gnade bedarf." Bolsec berief sich weiter darauf, daß neben Männern wie Melanchthon und Brenz der größte Teil der Schweizer Kirchen in diesem Punkte wie er und nicht wie Calvin dächten, und es gelang ihm, beim Rat die Einholung der Gutachten Berns, Zürichs

und Basels durchzusetzen. Bis diese indes eintrafen, arbeitete Calvin leidenschaftlich gegen Bolsec, so daß dieser für sein Leben zu fürchten begann. Er bat den Rat flehentlich um Freilassung, da drei Wochen strenger Kerkerhaft doch schon Strafe genug sei dafür, daß er der Meinung des Predigers zu widersprechen gewagt habe. Als dies Gesuch abschlägig beschieden wurde, machte er sich angesichts der Aussprüche Calvins und seiner Freunde gegen ihn auf das Schlimmste gefaßt. Zeuge seiner Stimmung ist ein damals von ihm im Kerker niedergeschriebenes Gedicht, von dem wir einige Verse mitteilen:

O Gott, mein König, meine Kraft, mein Schützer,
O du, mein einz'ger Hort, du meine einz'ge Hoffnung,
Ach wende deinem Diener, der dich um Gnade anfleht,
Dein mildes Auge zu und zeige ihm dein Antlitz!
Die Liebe schlummert, Grausamkeit hält mich umfangen,
Um mich in ihren Netzen zu verderben.

Gleich einem Mörder sitz ich hier in Banden,
Gleich einem Bösewicht, der keine Untat scheuet,
Beraubt des Guten, getrennt von meinen Freunden,
Der Ruf ertönt: hinweg, hinweg, er sterbe!
Und doch ist es allein die reine Wahrheit,
Für die ich ihren rauhen Zorn ertrage.

Man tobt und ruft: er ist ein Volksverführer,
Der unsre heil'ge Lehre zu vernichten trachtet.
In Aufruhr setzen will er unsre Stadt,
Berauben will er uns des evangelischen Friedens —
Hinweg, hinweg, ins Strafgericht mit ihm,
Hinweg ans Kreuz, als Opfer muß er fallen.

Selbst wegen dieser frommen dichterischen Erleichterung seines Herzens mußte sich Bolsec als wegen einer Missetat vor seinen Richtern verantworten. Er erklärte dem Rat, der alle Verse mit ihm durchging, hoch und teuer, ohne böse Absichten den Eingebungen seines Herzens gefolgt zu sein, „wie solches oft von Gefangenen geschehe“, und suchte die Verse mit seiner Lage zu entschuldigen.

Bolsecs Gottvertrauen sollte nicht getäuscht werden; denn die Gutachten Berns, Zürichs und Basels fielen trotz der freundlichen, entgegenkommenden Form in der Sache weit eher für Bolsec als für Calvin aus. So hatte z. B. Bern mit Geschick die Aussprüche der Schrift zusammengestellt, die einer besonderen Gnadenwahl entgegenzustehen scheinen, und die Baseler betonten, daß Christus in die Welt gekommen sei, alle selig zu machen, und ermahnten, „in Einfalt“ bei Gottes Wort zu verbleiben, die



Züricher endlich vermißten bei Bolsec wie bei Calvin Bescheidenheit und Mäßigung.

Man kann sich denken, wie der Genfer Reformator über diese „unbrüderliche Handlungsweise" zürnte. Er nannte die Amtsbrüder in Zürich, Bern und Basel Barbaren, die nicht so viel Humanität besäßen wie die Tiere, setzte in Genf alle Hebel in Bewegung und hätte den Gegner und Bekämpfer seiner Lieblingslehre wohl am liebsten als todeswürdigen Ketzer dem Henker überliefert. Indessen verurteilte ihn der Rat „mit Rücksicht auf die Forderung der Herren von Bern, unserer Mitbürger" nur zu der „gnädigen Strafe" ewiger Verbannung und Tragung der Unkosten, weil er auf ärgerliche und verwegene Weise den Predigern widersprochen und falsche, in der heiligen Schrift nicht begründete Lehren vorgetragen habe.

Das harte Urteil wurde in weiten Volkskreisen Genfs mit Unwillen aufgenommen. Bolsecs Klagelied ging von Hand zu Hand und man sang es auf den Straßen. Sogar manche Freunde des Reformators empfanden sein Vorgehen als „verzehrende Intoleranz", ein Prädikat, das selbst sein glühender Verehrer Adolf Zahn neuerdings Calvin beigelegt hat. Nicht ohne Bewegung liest man, wie einer der besten Freunde des Reformators sich infolge dieser eifernden Unduldsamkeit mit blutendem Herzen von ihm losriß. Es war sein hochangesehener, reichbegüterter Freund und Gönner Herr von Falais, der aus altburgundischer Fürstenfamilie stammte und sich schon, ehe er Calvin kennen lernte, in Deutschland dem Evangelium aus voller Herzensüberzeugung anschloß. Er mußte deshalb seine Stellung am Hofe Karls V. aufgeben. Später trat er mit Calvin in einen jahrelangen, innigen Briefwechsel, der — wie Stähelin in seiner großen Calvin-Biographie urteilt — einen überaus lieblichen Eindruck von der eigentümlichen zarten und innigen Gemeinschaft gibt, in der nicht nur beide Männer, sondern auch ihre Familien zu einander standen. „Ganz anders als in seiner sonstigen Korrespondenz erscheint darin Calvin." Für das Kleinste und Geringste des täglichen Lebens, soweit es Herrn von Falais und seine Familie betrifft, interessiert sich der Reformator, was sonst durchaus nicht seine Art ist. Immer wieder sucht er den Freund zu bewegen, nach Genf überzusiedeln. Als dieser endlich 1548 der Bitte willfahrte, nahm er zuerst in Calvins Hause Wohnung. Später bezog er ein eigenes Haus. Da er kränklich war, sah er sich nach einem Arzt um und wandte sich an den ihm empfohlenen Bolsec, der sich auch bei ihm als geschickter Arzt bewährte. Mit Staunen und tiefer Betrübnis erfüllte ihn daher das rücksichtslose und unduldsame Vorgehen seines Freundes gegen den gleichfalls evangelisch gesinnten Arzt. Traurigen Herzens schrieb er nach Zürich: „Nicht ohne Tränen bin ich gezwungen, diese Tragödie Calvins und der Seinigen zu sehen und zu hören. Gott wolle seine Wahrheit uns erhalten." Überzeugt, daß Bolsec Unrecht geschehe, wandte er sich an die Genfer Syndiks und den Berner Rat,

um den Gang des Prozesses aufzuhalten oder doch die Vollstreckung des Urteils zu hindern. Calvin geriet darüber in die größte Erregung und erklärte alsbald jedes Band der Gemeinschaft mit dem alten Freunde für zerrissen. Mit geringschätziger Bitterkeit schreibt er über ihn: „Mag Falais immerhin den Bolsec für einen guten Mann erklären — er gibt nur seinen eigenen Namen preis, indem er sich dieses Windbeutels annimmt." Und an Farel schreibt er: „Ich schäme mich des Falais so sehr, daß ich die Worte derer kaum hören, ihren Anblick kaum ertragen kann, die mir seinen Leichtsinn vorrücken." An den alten Freund selbst schreibt er in einem förmlichen und bitteren Absagebriefe: „. . . Wenn ich Ihnen hundertmal begegnete, würde ich weniger Verkehr mit Ihnen haben als mit jedem erklärten Feinde." Allerdings fügt er hinzu: „Rede ich etwas hart, so verzeihen Sie; Sie haben mich dazu gezwungen. Und damit Sie wissen, daß weder Zorn noch Übelwollen meine Worte mir eingeben, so sage ich Ihnen, daß ich dies schreibe, indem ich mich eben bereitmache, vor meinem Gott zu erscheinen, der mich mit einer Krankheit heimgesucht hat, die mir den Tod beständig vor Augen hält." Noch fünf Jahre später strich Calvin bei einer neuen Auflage seines Kommentars zum ersten Korintherbrief die Zueignung an den ehemaligen Freund aus und verurteilte ihn mit derselben Schärfe: „Mit bewußter Absicht hat er ja das Möglichste getan, um sich nicht nur mir persönlich zu entfremden, sondern auch jede Gemeinschaft mit unserer (Genfer) Kirche zu zerreißen." Und doch verurteilten weite evangelische Kreise Calvins unduldsames Verfahren gegen Bolsec ganz ebenso wie Herr von Falais. Auch der mit ihm befreundete Melanchthon schrieb im Hinblick auf die Behandlung Bolsecs: „O über das Elend und die Raserei dieser Zeiten! In Genf wollen sie den stoischen Fatalismus wiederherstellen, und wer mit dem Zeno (Calvin) nicht übereinstimmt, wird ins Gefängnis geworfen."

Bolsec war durch diese Behandlung von seiten evangelischer Brüder so erbittert worden, daß er später wieder zur katholischen Kirche zurücktrat. Leider hat er sich in seiner großen Erbitterung dazu hinreißen lassen, eine Schmähschrift gegen Calvin zu verfassen, was ja psychologisch verständlich ist, aber dem Manne viele Sympathien, die er sonst besitzen würde, raubt.

Noch andere alte Freunde Calvins wurden infolge der Bolsec'schen Sache an des Reformators Person und Lehre irre. Sein früherer Freund Castellio in Basel ließ sogar ein Flugblatt gegen die Prädestinationslehre verbreiten, das Calvin mit einer zornigen Schmähschrift beantwortete und gegen das er die Obrigkeit in Basel anrief, allerdings ohne Erfolg. Man mag vielleicht Calvins Unduldsamkeit in diesem Falle gerechtfertigter finden, weil Castellio ihm gegenüber nicht wie Bolsec einen streng biblisch-evangelischen, sondern mehr einen humanistisch-rationalen Standpunkt vertrat, gegen den der Reformator seinem ganzen Wesen nach eine tiefe Abneigung empfand. „Ich weiß es wohl", schreibt er einmal an Castellio, „daß euch Akademikern

nichts angenehmer ist, als unter dem Scheine von Zweifeln, Fragen und Bedenken alles zu benagen und ungewiß zu machen, was von Glauben in einem Menschenherzen wohnt." Doch hat er sich auch diesem ehemaligen Freunde gegenüber „zu einer Heftigkeit und Bitterkeit hinreißen lassen, die nicht mehr nur als das verzehrende Eifern für das Haus des Herrn gelten kann, sondern einen stark natürlichen und sündlichen Beigeschmack an sich trägt." So urteilt Calvins Biograph Stähelin, der ihn sonst, wo es irgend geht, in Schutz nimmt und verteidigt. Castellio konnte Calvin mit Fug entgegenhalten, daß seine Handlungsweise sehr wenig zu dem stimme, was er in seiner Institutio über die Tugend der christlichen Liebe geschrieben habe.

Durch die Bolsecsche Angelegenheit war das Volk in Genf, das sich bisher nicht viel um dogmatische Fragen bekümmert hatte, auf die Prädestinationslehre aufmerksam gemacht und beunruhigt worden. Calvin wurde vom Rat aufgefordert, sich deswegen zu rechtfertigen und bis auf weiteres die Frage der Prädestination in der Predigt nicht mehr zu berühren. Zwar traten auch diesmal die französischen Flüchtlinge sowie Farel und Viret, die Calvin in Zeiten der Bedrängnis nach Genf zu rufen pflegte, mit kräftigem Zeugnis für den Freund ein; aber nichtsdestoweniger nahmen Widerstand und Unordnung in starkem Maße überhand und drohten den Zaun der kirchlichen Ordnung niederzureißen. Die Opposition hatte selbst im Rat schon solche Macht bekommen, daß man das Recht der Ausschließung vom hl. Abendmahl, welches das Konsistorium mit rückhaltlosem Ernst ausübte und nicht mit Unrecht als seine eigenste Domäne ansah, gern dieser kirchlichen Behörde entrissen hätte. Die zwei nächsten Jahre wogten die Kämpfe um die Autorität Calvins und seiner Kirchenordnung hin und her und gestalteten sich immer ungünstiger für den Reformator. Seine Sache stand im Herbst 1553 schlecht, so schlecht, daß er an Bullinger nach Zürich schrieb: „Dahin ist es gekommen, daß hier Verdacht einflößt, was ich auch immer sage. Wenn ich behauptete, daß es am Mittag hell sei — man würde sofort anfangen, es zu bezweifeln."

Da trat, wie nicht ganz selten in Calvins Leben, ein für ihn glücklicher Umstand ein, der sein Werk in Genf unerwartet und unverhofft schnell zum endgültigen und völligen Siege führen sollte. Es war der von Calvin so erfolgreich geführte Prozeß gegen Servet. Wir widmen dieser Affäre, die eine so traurige Berühmtheit in der Weltgeschichte erlangt hat, ein eigenes Kapitel.





Sechstes Kapitel.

Michael Servet.

(1553.)

Michael Servet war im Jahre 1509 von christlichen Eltern in Spanien geboren, in einem Dominikanerkloster erzogen, hatte in Frankreich Rechtswissenschaft und Medizin studiert und sich schon früh durch die Entdeckung des Blutumlaufs im menschlichen Körper einen berühmten Namen erworben. Während seiner Studienzeit machten die Schriften der Reformatoren gewaltigen Eindruck auf diese reichbegabte, aber phantastische Natur. Er fühlte sich zum Reformator berufen, zumal ihm die bisherigen Reformatoren lange nicht weit genug gingen. Vor allem nahm er Anstoß an der Lehre von der Dreieinigkeit, die er eine Ausgeburt des Teufels nannte. Sie führe zur Vielgötterei und zum Atheismus und habe es verschuldet, daß die Juden und Muhammedaner sich nicht bekehrten. Bis zum Konzil von Nicäa habe noch die alte, unverfälschte Bibellehre geherrscht. Diese will Servet nun wiederbringen. Gott sei eine Einheit, die keine Unterschiede in sich haben könne. Sohn und Geist seien nur Ausstrahlungen seines Wesens, durch die er mit den Menschen in Verbindung trete, die aber nach Vollendung des Reiches Gottes auf Erden wieder in das Wesen des Vaters, der allein Ewigkeit habe, zurückkehren werden (vgl. 1. Kor. 15, 28). Die gegenwärtige Trinitätslehre sei mit der Herrschaft der Päpste in der Kirche entstanden, sie müsse auch mit dieser fallen.

Der junge Mann trat den Reformatoren gegenüber sehr selbstbewußt auf. Er reiste hin und her, kam auch nach Deutschland und Wittenberg und trug hier seine Lehre vor. „Guter Gott — rief Melanchthon aus — müssen denn diese Fragen auch noch auftauchen? Welche Verwirrung wird dadurch in die Kirche kommen!" Auch die Theologen in Basel und Straßburg,

mit denen Servet sich in Verbindung setzte, wollten nichts von dem jungen, „frevlen Hispanier“ wissen, der so vermessen und offen die Fundamentallehren der christlichen Religion anzutasten wagte. Leider fehlte es dem hochbegabten, geistvollen Spanier an Festigkeit des Charakters und Ernst der Gesinnung. Bald setzte er sich mit den Wiedertäufern in Verbindung und ließ sich von ihnen nochmals taufen, bald heuchelte er wieder um äußerer Vorteile willen Hingebung für die katholische Kirche, die er oft genug als Ausgeburt der Hölle bezeichnet hatte.

Mit Calvin hatte er sich schon in Paris berührt. Als er in ihm später den bedeutendsten Geist der Reformierten erkannte, knüpfte er wieder Beziehungen mit ihm an und überschüttete ihn mit Briefen, in denen er ihm sein System als Allheilmittel empfahl. Calvin suchte ihn erst zu belehren, brach dann aber den Briefwechsel als nutzlos ab. Dadurch fühlte sich der eitle Spanier beleidigt und ließ nicht nach, den Reformator brieflich zu belästigen. Er erbot sich sogar, nach Genf zu kommen und mit Calvin zu disputieren, wenn dieser ihm sicheres Geleit verschaffe. Aber davon wollte Calvin, der eine tiefe Abneigung gegen diesen „zuchtlosen, lucianischen Geist“ empfand, nichts wissen. „Wenn er kommt“, schrieb er an Farel, „so geht er nicht mehr lebendig von hier weg, wenn meine Meinung noch etwas gilt.“ Über die ziemlich scharfe und hochfahrende Abweisung erbittert, wandte sich Servet mit seinen Briefen an Calvins Kollegen. „An Stelle des einen Gottes habt ihr einen dreiköpfigen Höllenhund“, schrieb er und fügte — dem Sinne nach nicht so ganz unrichtig — hinzu: „Das Evangelium, das ihr habt, ist ganz zerrüttet durch das Gesetz. Der Glaube an Christum ist euch nichts anderes als ein Wort ohne Wirksamkeit, der Mensch ein bloßer Klotz und Gott ein Ungeheuer mit gebundenem Willen.“ —

Servets kühnes und teilweise geistreiches System deckt sich vielfach mit den Gnostikern. Aber die Form, in der er seine Ideen vorträgt, ist oft verletzend und verrät seinen eitlen, anmaßenden und pietätlosen Charakter. So sagt er in seinem Hauptwerk z. B. über den kirchlichen Begriff der Menschwerdung Gottes: „Wenn das Wort als Weib Fleisch geworden wäre, so hätten sie das Wort selbst (in seiner überzeitlichen Existenzform) Sohn Gottes genannt, und dagegen das von ihm ausgegangene Weib ein Menschenkind, was doch offenbar darauf hinweist, daß zwei Söhne müssen unterschieden werden (ein irdischer und ein himmlischer); und was wäre dann der Sohn Gottes? Ein Weib und ein Mannweib! — Nehmen die Engel in gleicher Weise einen Eselskörper an, so müßtet ihr auch zugeben, die Engel seien Esel, die Engel stürben in einer Eselshaut, die Engel seien vierfüßige Tiere und hätten lange Ohren. Nach derselben Logik würdet ihr auch zugeben müssen, daß Gott selbst ein Esel sei, der heilige Geist ein Maulesel, und daß der heilige Geist gestorben sei, wenn der Maulesel stirbt.

O ihr allerverkehrtesten Viecher, wundern kann es uns wahrlich nicht, daß die Türken uns mehr denn Esel und Maulesel verspotten; denn wir sind wie Rosse und Mäuler, die keinen Verstand haben." Weiter bekämpft Servet entschieden die lutherische Anschauung von der Rechtfertigung, auch die Kindertaufe, die ihm ein Greuel und fauler Fleck am Christentum ist, in schroffer, verletzender Form.

Eine Abschrift dieser anonym erschienenen Schrift sandte Servet an Calvin, und man kann sich denken, daß der frivole Ton der Schrift, die der Genfer Reformator für die ärgste Gotteslästerung halten mußte, ihn in die höchste Empörung und Erbitterung versetzte. Servet brannte darauf, diese Offenbarung seines Geistes, von der er sich eine kolossale Wirkung versprach, gedruckt zu sehen. Er lebte damals in Vienne unter dem Schutz des wissenschaftliebenden Erzbischofs, den er durch seine Heuchelei zu täuschen verstand. Ende des Jahres 1552 gelang es ihm, hier sein Werk in aller Heimlichkeit zu drucken und anonym in die Welt hinauszusenden. Es erregte viel Aufsehen und großen Anstoß. Durch einen Franzosen in Genf, der wohl von Calvin um die Verfasserschaft Servets wußte, wurde die Sache ruchbar und kam auch endlich vor den Ketzerrichter. Servet wurde augenblicklich verhaftet und vor Gericht gestellt. Doch erwiesen sich die Beweise gegen ihn, der in Vienne unter dem falschen Namen Villeneuve lebte und die Verfasserschaft seines Werkes mit aller Bestimmtheit abstritt, als ungenügend, und schon wollten ihn die weltlichen Richter aus der Haft entlassen, als neues Beweismaterial gegen ihn einlief, sonderlich die Abschrift seines Werkes an Calvin, die der genannte französische Genfer einschickte. Er hatte sie, wie er behauptet, nur mit Mühe von Calvin erlangt, da der Genfer Reformator der Ansicht sei, daß die Ketzerei viel mehr durch die Lehre, als durch äußere Gewaltmittel widerlegt werden müsse — ein sehr evangelischer Grundsatz, dem leider Calvin selbst gerade in bezug auf Servet untreu geworden ist.

Für den Spanier wäre jetzt Gelegenheit gewesen, den Mut seiner Überzeugung, mit dem er gelegentlich in hochtrabenden Worten geprunkt hatte, zu beweisen. Statt dessen leugnete er mit heiligen Eiden alles ab und bekannte sich als den treuesten Sohn der römischen Kirche. Das Zeug zum rechten Märtyrer steckte nicht in ihm. Es glückte Servet im April, aus dem Gefängnis zu entfliehen, und die römischen Ketzerrichter mußten sich damit begnügen, sein Vermögen zu konfiszieren und seine Bücher wie sein Bildnis auf dem Scheiterhaufen, der ihm selber zugedacht war, zu verbrennen.

Nachdem Servet monatelang umhergeirrt war, kam er zu Anfang Juli 1553 nach Genf, um von hier weiter nach Italien zu ziehen. Die Gründe, weshalb er die Stadt seines großen Gegners aufsuchte, sind nicht ganz klar; es ist fast, als ob das Verhängnis ihn immer wieder zu Calvin hinzog wie die Motte zum Licht. „Ich weiß nicht, was ich davon sagen soll —



bemerkt Calvin selber einmal — es war, als ob ein gottverhängter Wahnsinn ihn ergriffen habe, der ihn mit übermächtiger Gewalt dazu trieb, sich in den Abgrund zu stürzen." Servet hatte in einem kleinen Gasthaus am See, „Auberge de la Rose", ein Unterkommen gefunden. Leicht hätte er unbemerkt in Genf bleiben können, wenn er nicht alle Vorsicht außer acht gelassen hätte. Er führte mit den Gästen lebhafte Unterhaltungen und machte leichtfertige Witze, die in dieser sittenstrengen Stadt auffielen. So antwortete er z. B. auf die Frage, ob er verheiratet sei: „On trouve bien assez de femmes sans se marier" (Man findet Weiber genug, ohne daß man sich zu verheiraten braucht). Von Tag zu Tag verzögerte er seine Abreise, ging häufig aus und besuchte auch Calvins Predigten. Dies sollte ihm verhängnisvoll werden; denn in der Kirche erkannten ihn einige und erstatteten dem Konsistorium Anzeige. Dieses wieder teilte die Entdeckung dem Rat mit, und gerade in dem Augenblick, als Servet endlich am 13. August, mehr als einen Monat nach seiner Ankunft, Genf in einem Kahn verlassen wollte, wurde er im Namen des Rats verhaftet. Calvin hat wiederholt ausgesprochen, daß die Verhaftung auf seine Veranlassung hin geschehen sei. „Denn — sagte er — ich hielt es für meine heiligste Pflicht, dieser Pest zu wehren, damit ihre Ansteckung sich nicht weiter verbreite." Er hält in solchen Fällen die Untätigkeit christlicher Obrigkeiten, denen doch Gott das Schwert gegeben habe, um seinen Namen zu schützen, für unverantwortlich. Sie müßten sich ja — meint Calvin — vor den Vertretern des Papsttums schämen, die um ihres Aberglaubens willen das Blut der Heiligen vergießen.

Schon am Tage nach der Verhaftung wurde der Prozeß gegen Servet eröffnet, da Calvin noch in der Nacht die Anklageschrift gegen ihn aufgesetzt hatte. In 38 Artikeln warf er dem Spanier Ketzerei und Gotteslästerung vor, und in dem öffentlichen Verhör, das bald folgte, klagte er ihn an, nicht nur das Christentum, sondern überhaupt alle Religion umzustürzen. Denn wie sei eine Religion denkbar, wenn der Unterschied zwischen Gut und Böse, zwischen Geschöpf und Schöpfer aufgehoben werde? Und das sei doch die notwendige Folge der Grundsätze Servets, wonach Gott alles sei und alles Gott. Servet gestand offen seine Abweichung von der Kirchenlehre ein, wies aber den Vorwurf der Gotteslästerung zurück. Lachend erwiderte er Calvin, die Gottheit wohne allerdings auch in den Teufeln, so gut als in Holz und Stein: alles sei mit Göttern angefüllt. Entsetzt sprang Calvin auf und rief: „Wie, Unglückseliger, wenn irgend ein Mensch diesen gepflasterten Fußboden mit Füßen trete und sagte, daß er die Gottheit mit Füßen trete, würdest du dich dann nicht eines solchen Unsinns schämen?" Servet erwiderte: „Nein, denn ich zweifle nicht daran, daß dieser Schemel oder was du mir sonst zeigst, die Substanz Gottes ist. Das ist nun mal mein allgemeiner Grundsatz, daß aus dem Wesen Gottes alle Dinge entstanden sind, und daß die Natur der Dinge der wesentliche Geist Gottes ist."

Man sieht, hier standen sich unvereinbare geistige, philosophische und religiöse Gegensätze gegenüber. Servet und Calvin waren in jeder Hinsicht so grundverschieden, daß sie einander schlechterdings nicht verstehen noch gerecht werden konnten. Schon in philosophischer Hinsicht nicht. Calvin vertrat einen etwas starren, spröden Monotheismus, der fast eine deistische Färbung hatte. Nach seinem Satz: finitum non est capax infiniti kann das Endliche nicht in das Unendliche eingehen. Diesem immerhin einseitigen Standpunkt tritt Servet entschieden entgegen. Seine Lehre hat berechtigte Momente in sich, wenn sie auch wieder nach der andern Seite ins Extrem fällt und in pantheistischer Weise Gott und die Welt vereinerleit. Die Wahrheit liegt in der Mitte, wie sie Paulus kurz und schön in der Rede auf dem Areopag in Athen ausgesprochen hat: „In Ihm leben, weben und sind wir." In den lebensvollen christlichen Theismus ist Calvin nicht völlig eingedrungen und konnte es seinen ganzen philosophisch-theologischen Grundanschauungen nach nicht.

Seinen Ausspruch, der als „Gotteslästerung" am meisten Anstoß erregte und ihm am verhängnisvollsten werden sollte, daß nämlich der dreieinige Gott der mittelalterlichen Kirche nichts weiter als ein „dreiteiliger Gott und Teufel mit drei Köpfen", ja ein „dreiköpfiger Höllenhund" sei, nahm Servet im Verhör nicht zurück. Er hielt ihn eben für keine Gotteslästerung und wir dürfen ihm das wohl glauben, wenn wir z. B. hören, daß ein so frommer Mann wie der stramm lutherische Philipp Nicolai, der Verfasser von „Wachet auf, ruft uns die Stimme" und „Wie schön leucht't uns der Morgenstern", den „Calvinischen Herrgott" einen „leichtfertigen, arglistigen und blutdürstigen Moloch" nannte, ja als den Teufel selbst bezeichnete. Die Formen der Polemik waren damals meist weit derber und gröber als heutzutage. —

Übrigens verdient an dieser Stelle die interessante Tatsache Erwähnung, daß Calvin selbst in bezug auf die Trinitätslehre nicht von allen als ganz „koscher" und rechtgläubig angesehen wurde. Der Lausanner Prediger Caroli beschuldigte schon 1537 den jungen Genfer Reformator, daß er nicht schriftgemäß über die Dreieinigkeit lehre. Calvin brauche in seinen Schriften nicht die Worte „Person" und „Trinität", und er, Caroli, könne sich von seiner Rechtgläubigkeit nicht eher überzeugen, als bis Calvin das Athanasianische Glaubensbekenntnis unterschreibe. Der junge Reformator erwiderte empört, es sei nicht seine Gewohnheit, irgend etwas anderes ausdrücklich anzunehmen, als das Wort Gottes, es sei denn, daß er genügend darüber nachgedacht und die Umstände es erforderten. Als Caroli sich damit nicht zufrieden erklärte, sondern auf einer Synode förmlich beantragte, daß Calvin und Viret die drei ökumenischen Symbole unterschreiben sollten, riß Calvin die Geduld, und in maßloser Heftigkeit, mit blitzenden Augen und zuckenden Lippen, brach er gegen Caroli los. „Vor Gott und diesen

Brüdern bezeuge ich, der ich dich wohl kenne und bis ins Herz durchschaue, daß du nicht mehr Glauben hast als ein Hund oder ein Schwein." Und als Caroli sich auf die Worte im Athanasianischen Glaubensbekenntnis berief: „Wer irgend selig werden will, muß so von der Sache halten", da erklärte der Reformator gerade heraus, eben das sei mit ein Grund, warum er das Athanasianum nicht unterschreiben werde. Er und seine Freunde hätten den Glauben an e i n e n Gott beschworen und nicht den Glauben dieses vermeintlichen Athanasius, dessen Sätze eine wahre christliche Kirche nie genehmigt haben würde. Die Schweizerische Synode stimmte Calvin bei und erklärte sein Bekenntnis für orthodox. Caroli, der sich allerdings nicht als fester Charakter erwies, wurde seines Predigtamtes entsetzt.

Zwei Jahre später stießen die beiden Gegner in Straßburg wieder aufeinander. Hier trug Caroli, natürlich in s e i n e r Färbung, Buzer und Sturm die Sache vor: wie Calvin sich entschieden geweigert habe, die drei altkirchlichen Symbole zu unterschreiben. Den Straßburger Freunden des Reformators erschien dies merkwürdig und sie forderten ihn zur Rechtfertigung auf. Calvin fühlte sich dadurch in eine recht peinliche Lage versetzt; denn er dachte jetzt doch etwas anders über diese Frage als vor zwei Jahren. „Uns über diesen Punkt zu rechtfertigen", schrieb er an Farel, „wurde mir schwerer als das andere; denn es war wirklich nicht ganz klug und recht, daß wir das verwarfen, was außer allem Streit sein sollte, da es durch die Zustimmung der gesamten Kirche anerkannt ist. Leicht war es freilich, auseinanderzusetzen, daß wir sie nicht verachtet, noch weniger mißbilligt, sondern nur eben unsere Unterschrift verweigert hatten, weil jener kein Recht besaß, sie zu fordern; aber ein Schein von Verdacht blieb doch immer auf uns liegen. Sie mißbilligten alle unser Verfahren."

Die Straßburger Freunde entschieden sich nun dahin, daß Caroli bei Calvin Abbitte tun, der letztere aber noch nachträglich das Athanasianum unterzeichnen solle. Das empfand der leicht verletzte, jähzornige Mann als eine höchst ungerechte Demütigung und geriet darüber ganz außer sich. Einen tiefen Blick in sein Inneres läßt ein Brief tun, den er hierüber an Freund Farel schreibt. Er berichtet, wie er über die Entscheidung der Straßburger Freunde in furchtbare Aufregung geraten sei, und als er sich nun vor ihnen hätte rechtfertigen wollen, habe er sich recht schwer versündigt, daß er sich nicht in Schranken zu halten gewußt habe. „Denn so völlig hatten Ärger und Zorn von mir Besitz genommen, daß ich nach allen Seiten hin meine Bitterkeit aussprudelte. Der Schluß meiner Rede war, daß ich lieber umkommen wollte, als dies unterschreiben. Hierauf wurden wir auf beiden Seiten so hitzig und leidenschaftlich, daß ich gegen Caroli selbst nicht hätte bitterer sein können, wenn er zugegen gewesen wäre. Fast mit Gewalt riß ich mich endlich los und stürzte aus dem Zimmer, Buzer mir nach, der mich mit den freundlichsten Worten zu besänftigen suchte und endlich wirklich

wieder zu den andern hineinzog. Ich sagte, ich wolle die Sache noch überlegen, ehe ich eine bestimmte Antwort gäbe. Als ich nach Hause kam, ergriff mich ein krankhafter Fieberanfall und es blieb mir kein anderer Trost mehr als Seufzer und Tränen. Was mir aber am allermeisten wehe tat, war, daß ich Dir eigentlich das ganze Übel zu verdanken habe; denn zu wiederholten Malen rückten sie mir Deine Sanftmut vor, da Du sogleich den Caroli mit Freundlichkeit umfaßt habest, während ich so starrköpfig sei, daß ich mich keinen Fuß breit ihm entgegenbringen lasse." Dann wirft er dem Freunde Unbedachtsamkeit und Leichtsinn, Mangel an Ernst, Beständigkeit und Klugheit vor: „Hätte ich Dich vor mir gehabt, so würde sich meine ganze Heftigkeit über Dich ergossen haben." Farel, der den großen Reformator fast abgöttisch verehrte, bat demütig um Entschuldigung und Vergebung, und daraufhin entschuldigt sich denn auch Calvin wegen seines stürmischen, fassungslosen Briefes, den die erste Glut des noch frischen Zornes ihm ausgepreßt habe. „Kaum weiß ich noch, was ich damals auf das Papier warf. Doch soviel weiß ich, daß ich meine Ausdrücke eben nicht mäßigte, weil es gleichsam mein einziger Trost in meinem Leiden war, dich verantwortlich zu machen für all das Unheil. . . . Was ich aber auch immer an Dich schreibe, mein Lieber, ob ich mit Dir zanke, Dich schelte, warne, mich gegen Dich wende, Dich anklage — so nimm dies alles ebenso an, als ob Du es mit Dir selber täteſt. Jene Angelegenheit aber wollen wir jetzt dem Herrn anheimstellen, der wird durch seine Gnade wieder gut machen, was wir etwa darin gesündigt haben."

Um dem trotz seiner menschlichen Schwächen und Sünden doch so großen Mann gerecht zu werden, wollen wir nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß er, nachdem die Versöhnung mit Caroli notgedrungen zustande gekommen war, es nun auch ernst damit nahm. „Indessen hoffe ich", schreibt er schon in jenem ersten von Erregung und Leidenschaft durchglühten Brief seinem Farel, „daß die Versöhnung, wie sie jetzt besteht, Dauer haben wird, nachdem sie mir so viel Mühe und Leid verursacht hat. Haben wir ihn nun einmal aufgenommen, so bleibt uns nichts anderes übrig, als treu und beständig an der Vergebung festzuhalten und ihn nicht etwa von neuem zurückzustoßen. Wirke in diesem Sinn auf Deine Kollegen, damit sie ihn nicht durch Schmähungen reizen." — Allein der eitle Caroli wußte sich nicht zu beherrschen, er fuhr in seinen Beschuldigungen fort und hörte nicht auf, Streit und Zank unter den Evangelischen anzurichten. Auch in Metz, wohin er von Straßburg aus ging, konnte er sich nicht halten und trat schließlich wieder in die römische Kirche zurück. —

Doch nach dieser Abschweifung wenden wir uns wieder Servet und seinem Prozeß zu. Das Verhör über die 38 von Calvin aufgesetzten Klagepunkte wurde fortgesetzt, aber ohne nennenswerten Erfolg. Beide Gegner konnten dabei mehrmals Wutausbrüche nicht unterdrücken. Die Leitung

des Prozesses lag in den Händen des Rats, der Servet die gesetzlich berechtigte Bitte nach einem juristischen Beistand, den er fordern konnte, mit der Begründung abschlug, er habe sich als Lügner und Verleumder gezeigt und einem solchen gestehe das Gesetz keine juristische Hilfe zu. In einem Verhör, bei dem Calvin nicht zugegen war, bat Servet, der allmählich den furchtbaren Ernst seiner Lage zu begreifen begann, flehentlich, ihn doch freizulassen, da er sich gegen die Republik Genf nicht vergangen habe. Bei der Herausgabe seiner Bücher habe er keine schlimme Absicht gehabt. Seine Verdammung der Kirchen Genfs und Deutschlands nehme er zurück. Er gestand reuevoll, daß er in Vienne geheuchelt und die Messe besucht habe. Als der Rat ihm freistellte, ob er lieber an das Ketzergericht in Vienne ausgeliefert oder in Genf abgeurteilt werden wolle, bat er unter Tränen um das letztere. Und als seine Richter ihm eröffneten, er werde nach dem Gesetz über die Ketzer abgeurteilt werden, erklärte er, er werde bei seiner Überzeugung bleiben und dafür zu sterben wissen. Alle Bekehrungsversuche machten denn auch seine Festigkeit nicht wankend. Er erhob vielmehr den Einwand, daß die Aburteilung über Glaubenssachen nicht vor ein weltliches Gericht, sondern vor die christliche Gemeinde gehöre und daß die wider ihn erhobene peinliche Anklage mit dem Geist der christlichen Urgemeinde in Widerspruch stehe. Das wollte freilich Calvin nicht gelten lassen, vielmehr predigte er am nächsten Sonntag heftig gegen die gottlosen Irrtümer des Ketzers und ließ durch einen Freund vor dem Rat erklären, daß namentlich gegen Leugner der Trinität schon in der ersten (?) christlichen Zeit die Todesstrafe angewendet worden sei. Wer das leugne, der füge der ganzen christlichen Kirche von Konstantin dem Großen an eine unerträgliche Schmach zu und untergrabe das Ansehen der Obrigkeit.

Schließlich appellierte Servet, vielleicht auf Anraten der Gegner Calvins, an das Urteil der Schweizer Kirchen. Der Rat gestand dies zu und trug beiden Parteien auf, die nötigen Einleitungen schriftlich zu treffen. Calvin sollte noch einmal die Hauptirrtümer Servets zusammenstellen, und der letztere eine Antwort darauf abfassen. Diese beiden Schriftstücke sollten dann den Schweizer Kirchen zur Begutachtung vorgelegt werden.

Die überwiegende Majorität der Ratsherrn und Bürger nahmen an der damals unerhörten Lehre Servets schweren Anstoß und selbst manche Gegner des Reformators fanden sein Auftreten gegen diesen gottlosen und frivolen Ketzer durchaus gerechtfertigt. Verhältnismäßig klein war die Zahl der unversöhnlichen und libertinistischen Gegner Calvins, die die Verurteilung des verwegenen spanischen Arztes zu hintertreiben suchten. Sie traten im Geheimen mit Servet in Verbindung und ermutigten ihn zum Widerstande, da sie ihn als Sturmbock gegen das verhaßte Regiment des Reformators benutzen wollten. Namentlich waren es die einflußreichen Ratsmitglieder Ami Perrin und Philibert Berthelier, die Servet den Rücken



stärkten. Anstatt die Entscheidung der Schweizer Kirchen abzuwarten, trat daher der Angeklagte plötzlich als Ankläger gegen Calvin auf und appellierte an den Rat der 200. Dies letztere Gesuch wurde abschlägig beschieden, trotzdem der Generalkapitän Perrin es befürwortete; dagegen wurde seine Anklageschrift gegen den Reformator der Behörde vorgelegt. Servet verlangte darin, daß man Calvin als falschen Ankläger und eigentlichen Ketzer ins Gefängnis werfe und zum Tode verurteile. Denn gerade jener unterdrücke durch schändliche Entstellung die Wahrheit Christi und verwüste als ein zweiter Simon Magus die Kirche. Etwas später fiel ihm ein, daß er es ja bis dahin für verwerflich erklärt habe, die Ketzerei mit dem Tode zu bestrafen, und er redete darum in einer zweiten Eingabe nur noch von Verbannung und Konfiskation der Güter Calvins zu seinen — Servets Gunsten.

Die beiden Gegner sahen wohl, daß es sich für sie um Leben und Tod handelte, und deshalb boten sie alle Mittel auf, den andern zu vernichten. Freilich war die Lage Calvins weit günstiger. Er schrieb an seine Freunde in der Schweiz und in Deutschland, um sich ihrer Zustimmung zu seinem Urteil zu versichern. Servet seinerseits hielt es nicht für nötig, eine eigene Verteidigungsschrift für die auswärtigen Kirchen zu verfassen, sondern er versah lediglich die Anklageschrift seines Gegners mit Randbemerkungen, die reichlich mit Schimpfwörtern gespickt waren. Er nannte Calvin einen greulichen Ankläger und Mörder. „Du hast einen Sinn, der nichts fassen kann von der Wahrheit, du Elender! Du erkennst nicht die Gründe der Dinge. Durch den alten Zauberer (Simon Magus) betrogen, willst du uns zu Holz und Stein machen.“ Auch wiederholte er kurz und bestimmt seine pantheistische Lehre, daß alles eins und alles Gott sei. „Du hörst es ja schon von den Kirchenvätern, daß ein und dasselbe Wesen es sei, das jegliches trage. Ist es nun nicht Gott, so ist es der Satan; den Fuß bewegend sagtest du, er bewege sich doch nicht in Gott, also wirst du denn durch den Teufel getragen. Wir unsererseits wollen in Gott unser Wesen haben, in dem wir leben, und auch du, obwohl du selber ein Teufel bist, du wirst doch von ihm getragen.“ Und am Schluß: „Du lügst, du lügst, du lügst! Du böseſter, elendester Unhold! So groß ist deine Frechheit, daß du über Dinge urteilst, die du nicht kennst, und weißt doch nichts als deine Grammatik. Nicht durch die Schrift bin ich überwunden; ich stehe allein, aber Christus ist mein Beschützer.“

Nach diesen Stichproben kann man es Calvin wohl glauben, wenn er von den folgenden mündlichen Verhandlungen berichtet, er habe vor Servet gestanden, als sei er der Angeklagte und Gefangene. Obgleich der exaltierte Spanier ihm Schimpfworte zugerufen, deren sich selbst die Richter geschämt, habe er in vielen Fällen geschwiegen, so daß seine Freunde ihn eher der Nachgiebigkeit zeihen könnten.

Am 21. September gingen endlich die Schriftstücke an die Kirchen von Bern, Zürich, Basel und Schaffhausen ab. Schon hatte Calvin mehrere Schreiben in Händen, die kaum einen Zweifel darüber ließen, wie die öffentlichen Urteile der Schweizerkirchen ausfallen würden. Servets Fall lag eben ganz anders als der Bolsecs vor zwei Jahren. Daß Farel die göttliche Vorsehung pries, die den gottlosen Ketzer zu seiner Bestrafung nach Genf geführt habe, und Calvin sogar wegen seiner übergroßen Milde tadelte, weil er sich mit der einfachen Todesstrafe begnügen wolle, nimmt nicht weiter wunder. Aber auch Bullinger in Zürich hatte ganz ähnlich geschrieben und Calvin aufgefordert, den Gotteslästerer nach Verdienst zu lohnen, damit die Welt sehe, daß man in Genf hartnäckige Ketzer und Lästerer zur Ehre der göttlichen Majestät mit dem Schwert der Gerechtigkeit zu verfolgen wisse. Und selbst der bedächtige und sonst gegen Genf mißtrauische Haller in Bern hatte sich in den stärksten Ausdrücken dahin ausgesprochen, daß die Kirche von dem verwegenen Spanier befreit werden müsse und seine Verwunderung darüber geäußert, daß ein solcher Mensch in Genf noch Verteidiger finde.

Und in demselben Sinn fielen die offiziellen Gutachten aus, die am 18. Oktober in Genf eintrafen und den weitgehenden Hoffnungen Servets ein jähes Ende bereiteten. Die vier Schweizerkirchen verurteilten einstimmig Servets Lehre und lobten die Haltung Calvins. Zürich überließ die Art der Strafe, die über „diesen Menschen, der die Grundlagen unseres Glaubens angreift", zu verhängen sei, der Weisheit der Genfer, gab aber der Hoffnung Ausdruck, daß Genf die weitere Verbreitung des häretischen Giftes unmöglich machen werde. Schaffhausen schloß sich dem völlig an. Basel gab den Rat, den Ketzer entweder zu bekehren oder ihm die fernere Beunruhigung der Kirche unmöglich zu machen. Und Bern endlich, das im Fall Bolsec so mild geurteilt hatte, wünschte den Genfern den Geist der Weisheit, des Rates und der Stärke, „damit ihr eure und andere Kirchen von dieser Pest befreit".

Damit war das Schicksal Servets entschieden. Der Opposition entfiel angesichts dieser Gutachten der Mut, und die Unentschiedenen gewannen Festigkeit. Am 23. Oktober versammelte sich der Rat der 25 und der der 60, um das Endurteil zu sprechen. Der Führer der Opposition, Ami Perrin, sowie einige seiner Freunde blieben der Sitzung fern. Doch dauerte es noch drei Tage, ehe man das Urteil sprach. Einige waren für ewige Verbannung, andere für lebenslängliche Kerkerhaft, die Mehrzahl für die Todesstrafe, sei es durchs Schwert oder durchs Feuer. Die strengste Auffassung gewann die Oberhand. Servet wurde zum Flammentode verurteilt. „Um seiner entsetzlichen Lästerungen willen — heißt es in dem Urteil — gegen den Sohn Gottes, gegen die heilige Dreieinigkeit, gegen die Kindertaufe und viele andere Artikel des christlichen Glaubens, Lästerungen, zu grauenhaft, um sie zu sagen, auf denen er trotz aller Abmahnungen fortwährend bestand, daß

7*

er sogar die wahren Gläubigen Atheisten und Zauberer nannte . . ., beschlossen wir, die peinlichen Richter dieser Stadt, die wir die Christenheit von einer solchen Pest zu reinigen verpflichtet sind, daß Michael Servet soll gebunden und auf die Stätte Champel hinausgeführt, dort an einen Pfahl befestigt und samt seinen Büchern verbrannt werden, bis er zu Asche wird und enden so seine Tage, um den andern ein Beispiel zu geben, die etwa gleiches tun wollten."

Ami Perrin, durch diesen Urteilsspruch erschreckt, machte noch einen letzten, verzweifelten Versuch, die Sache vor den Rat der 200 zu bringen, wo er die Majorität in der Hand hatte. Doch war dieser Antrag gegen alles Herkommen und wurde ohne jede Diskussion abgelehnt. Ebenso erging es einem Antrag Calvins und seiner Kollegen, die Strafe des Scheiterhaufens in die mildere der Hinrichtung durchs Schwert zu wandeln, ein Antrag, der den Reformator ehrt und beweist, daß nicht persönlicher Rachedurst, sondern nur die verletzte Majestät Gottes und der fressende Eifer um Sein Haus ihn dazu trieb, Servets Unschädlichmachung herbeizuführen.

Das Urteil sollte gleich am andern Tag vollzogen werden. Als die Abgeordneten des Rats Servet den furchtbaren Spruch in seinem Kerker verlasen, saß er erst längere Zeit wie vom Blitz getroffen entsetzt und betäubt da, dann brach er in verzweifelte Klagen und Seufzer aus, von denen die Wände des Kerkers schaurig widerhallten. Endlich erhob er sich und schrie mit Mark und Bein durchdringender Stimme in seiner spanischen Muttersprache immer wieder um Erbarmen. Allmählich aber faßte er sich und empfahl sich der Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes. Schon früh am andern Morgen stellte sich Farel, der wieder von Neuenburg herbeigeeilt war, im Gefängnis ein, um in seiner einfachen, derben Weise Servet auf seinen letzten, schweren Gang vorzubereiten. Er suchte ihn zu bewegen, die Verwerflichkeit seiner Lehre einzugestehen; doch wies Servet dies bis zu Ende zurück. Als aber Farel auf die Barmherzigkeit Gottes und die Notwendigkeit, sich ihr anzuvertrauen, zu sprechen kam, ging er gern darauf ein. Auch gegen des alten „Eroberers" Mahnung, sich mit Calvin zu versöhnen, hatte er nichts einzuwenden. Der Reformator wurde geholt und Servet bat ihn in Gegenwart zweier Ratsherrn um Verzeihung für alles Unrecht, das er ihm etwa angetan. Calvin erwiderte, er habe ihn nie aus persönlicher Feindschaft verfolgt, und ermahnte ihn, vor allem Gott um Vergebung anzuflehen, den er so fürchterlich gelästert, da er Ihn einen dreiköpfigen Höllenhund genannt. Darauf erwiderte der Verurteilte kein Wort. „Da mein Zureden nichts ausrichtete", schließt Calvin seinen Bericht über diese bemerkenswerte Zusammenkunft, „so habe ich nicht weiser sein wollen als der Meister. Gemäß der Vorschrift des Paulus zog ich mich von dem ketzerischen Menschen, der verkehrt ist und sich selbst das Urteil spricht, zurück." — So schieden die beiden Gegner von einander.

Kurz darauf wurde der Verurteilte aus dem Kerker geholt und vor das Rathaus geführt, wo ihm nach altem Brauch vor versammelter Menge das Todesurteil nochmals verkündigt wurde. Servet warf sich vor den Ratsherrn nieder und bat, ihn durchs Schwert hinrichten zu lassen und nicht durch die Qualen des Scheiterhaufens zur Verzweiflung zu bringen, so daß er seine Seele zugrunde richte. Habe er gesündigt, so sei es in Unwissenheit geschehen, er habe nur die Ehre Gottes fördern wollen. — Umsonst; auch die Bitte Farels, die Strafe zu mildern, hatte keinen Erfolg. Er bekam zur Antwort: der Richterspruch könne nicht mehr geändert werden; das Gesetz sei klar und die Frevel des Mannes zu groß.

So setzte sich denn der ernste Zug nach der alten Richtstätte auf dem Champel vor Genf in Bewegung. Die Anhöhe liegt entzückend schön, aber für Naturschönheit hatte wohl keiner in dieser Stunde ein Auge. Farel setzte auf dem ganzen Wege seine Bekehrungsversuche fort. Servet bat fortwährend mit lauter Stimme Gott um Vergebung für das, was er etwa im Irrtum oder Unwissenheit gesündigt. Kein ketzerisches Wort kam mehr aus seinem Munde; freilich bekannte er sich auch nicht schuldig, wie Farel hoffte und wünschte, um dem Volk ein erbauliches Beispiel vor Augen führen zu können.

Endlich war man am Richtplatz, wo der Scheiterhaufen aus frischem Eichenholz, an dem noch die grünen Blätter hingen, geschichtet war. Servet warf sich nieder und verrichtete ein letztes stilles Gebet. Währenddessen hielt Farel eine kleine Ansprache an das Volk: „Seht ihr wohl, welche Gewalt dem Satan zu Gebote steht, wenn sich ihm einer überlassen hat? Dieser hier ist ein gelehrter Mann vor vielen, und vielleicht glaubte er recht zu handeln, nun aber hat der Teufel von ihm Besitz genommen, was euch ebenso gut widerfahren könnte." Als Servet sich vom Gebet erhob, forderte der alte „Eroberer" ihn auf, einige Worte an das Volk zu richten. Der dem schrecklichen Tode Geweihte fühlte dazu begreiflicherweise weder Stimmung noch Drang in sich und seufzte nur aus angstvoll ringender Seele: „O Gott, o Gott." — „Hast Du nichts anderes zu sagen?" drängte Farel wieder. „Was könnte ich Besseres tun als von Gott sprechen?" war Servets Antwort. Gleich darnach wurde er auf den Scheiterhaufen gehoben und mit eiserner Kette an den Pfahl gebunden; ihm zur Seite legte man sein Buch, den „Bringer bitterer Schmerzen". Als man einen Schwefelkranz auf sein Haupt setzte, entfuhr dem armen Schächer ein Schrei des Entsetzens. Flehentlich beschwor er den Henker, seinen Leiden ein rasches Ende zu machen. Aber dieser versah sein Amt schlecht und zündete das Feuer ungeschickt an. Das frische, nasse Holz brannte nur langsam im Kreise an. Allmählich leckten die gierigen Flammen an dem angstgequälten Opfer empor. Er stieß furchtbare Schmerzensschreie aus, so daß das Volk zitterte und zurückschrak. Einige mitleidige Seelen suchten trockene Reiser zusammen und warfen sie auf den Unglück-

lichen, um seine Qualen zu kürzen. Eine volle halbe Stunde dauerte diese entsetzliche Menschenquälerei, wobei der am Feuer geröstete und zuletzt lichterloh brennende Ketzer beständig Gottes Erbarmen anflehte. „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner!" waren die letzten Worte, die aus dem Flammenwall drangen. Als die große Glocke von St. Peter die Mittagsstunde schlug, hatte Servet ausgelitten und das Volk verließ schweigend die Richtstätte.

Die Nachkommen der Genfer haben diese bedauernswerte Tat ihrer Väter wieder gut zu machen gesucht; im Jahre 1903 ist Servet in Genf ein Sühnedenkmal errichtet worden. Calvin aber hat durch den Servetschen Handel eine traurige Berühmtheit erlangt. Sehr viele weisen jede ehrende Erwähnung des Genfer Reformators ohne weiteres mit den entrüsteten Worten ab: „Was, Calvin? Der hat ja den Servet verbrennen lassen!" Und in der Tat, auf den ersten Blick erscheint uns diese Handlungsweise als eine Grausamkeit und Intoleranz, wie sie schlimmer kaum gedacht werden kann. Wie war es möglich, daß dieser Mann, der die römische Kirche, als von der göttlichen Offenbarung abgefallen, mit leidenschaftlichem Haß bekämpfte und der sein ganzes Handeln nach der Bibel einrichten wollte, der grausamen Praxis Roms gegen die Ketzer nun selbst das Wort redete? Und doch — wer tiefer blickt, wird hier das landläufige Urteil, das namentlich Bildungsphilister und kulturgeschichtlich nicht geschulte Leute über Calvin fällen, nicht mitmachen können. Der Genfer Reformator hat in diesem Prozeß seine Hände weniger befleckt als in dem Streit mit Bolsec und in der höchst bedenklichen Affäre mit Maigret. Und lag die Hinrichtung des Genfer Bürgers Gruet wegen Gotteslästerung nicht auf der gleichen Linie mit der Verbrennung Servets? Calvin hatte eben die mittelalterlichen Gesetze gegen die Ketzer und Gotteslästerer einfach beibehalten und nach diesen wurde Servet vom Genfer Rat verurteilt. Auch in den andern evangelischen Kirchen blieben diese Gesetze noch lange in Geltung. Glaubens- und Gewissensfreiheit in unserem heutigen Sinn hat die Reformation noch nicht gebracht. Es hat noch eines langen Zeitraums bedurft, ehe diese Ideen, die freilich damals schon in einigen erleuchteten Köpfen vorhanden waren, sich allgemein durchsetzten. Man kann das bedauern und beklagen, aber es ist einmal so. Man rang sich nur langsam von den Gedanken und der Praxis der römischen Pseudo-Theokratie los. Geistige Entwicklungen und Befreiungen verlaufen ja immer langsam. Auch das viele unschuldige Ketzer- und Hexenblut, das die protestantischen Kirchen vergossen haben, ist darum zum guten Teil noch der römisch-mittelalterlichen Kirche aufs Konto zu setzen; freilich nur t e i l w e i s e; eine eigene Schuld ist nicht zu leugnen — und es ist uns heute rätselhaft, wie diese Männer, die sich doch ganz auf die Bibel stellten, den Geist des Evangeliums in diesem Punkt nicht zu erkennen vermochten. Haben doch in Zürich und in Sachsen, in Basel und in Schweden noch lange

nach der Reformation „Ketzer“ und „Gotteslästerer“ das Schaffot besteigen müssen. Man nahm in jener rauheren Zeit eben die Todesstrafe nicht so schwer wie heute, vielleicht nicht viel schwerer, als wenn heutzutage einer zu Gefängnisstrafe verurteilt wird, und auf Gotteslästerung steht ja tatsächlich noch jetzt Gefängnisstrafe, wenn sie auch sehr selten verhängt wird und man sie vielfach als einen Anachronismus empfindet. Sinn hat eine solche Strafe ja auch nur, wenn man die irdischen, sozialen Verbände der Kirchen- und Religionsgemeinschaften damit vor groben Beschimpfungen in Schutz nehmen will. Das Groteske an der mittelalterlichen Auffassung war eben dies, daß die armseligen Menschlein mit Kerker und Scheiterhaufen die Ehre des ewigen, heiligen Gottes meinten schützen oder wiederherstellen zu können.

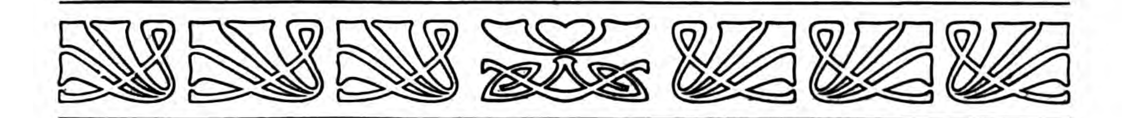
So dachten aber zu Calvins Zeit noch viele der Besten, denen Strenge und Härte, wie man sie dem Genfer Reformator nicht mit Unrecht vorwirft, durchaus fernlag. Nicht nur Calvins Freunde, sondern auch seine Gegner im Genfer Rat waren in der überwiegenden Mehrzahl hier mit ihm einig. Er selbst empfahl, wie wir sahen, noch die mildere Todesart. Wie die reformierten Schwesterkirchen, wie Bullinger, Haller, Ökolampad über den Fall dachten, haben wir schon gehört. Auch der versöhnliche, vermittelnde Buzer in Straßburg proklamierte auf der Kanzel, Servet sei wert, wo man ihn finde, ergriffen und geviertteilt zu werden. Ja selbst der sanfte, leidenschaftslose, für seine Zeit sehr tolerante Melanchthon, der Calvin in der Bolsec-Streitsache scharf getadelt hatte, stand in dem Servetschen Prozeß ganz auf Calvins Seite. „Die Kirche Christi — schreibt er ihm — ist dir jetzt und für alle Zeit Dank schuldig. Eure Obrigkeit ist wahrlich bei dem Tode dieses Lästerers nach allem Recht verfahren. Eure Urteile in dieser Sache habe ich gelesen und lobe sie durchaus. Ich muß mich nur wundern, daß es Leute gibt, die diese Strenge zu tadeln wagen.“ Man feierte Servets Hinrichtung sogar in Versen.

Auf der andern Seite wurde die grausame Bestrafung Servets doch auch von manchen Christen verurteilt. Es wurden Stimmen laut, die die Ketzer dem Gericht Gottes überlassen wissen wollten, da die Bibel sich nicht klar über diesen Punkt ausspreche. Man fürchtete auch vielfach den Papisten mit dieser Ketzerverbrennung eine neue Waffe zur Verfolgung der Evangelischen in die Hand gedrückt zu haben. Servet wurde sogar als Märtyrer gefeiert und besungen; und auf die „Tyrannen von Genf“ wurden Spottgedichte gemacht. Namentlich in der italienischen Gemeinde Genfs, die diese „Stadt auf dem Berge“ bisher als ein Bollwerk religiöser Freiheit angesehen hatte, gab es Gesinnungsgenossen des Spaniers, die in der blutigen Tat eine neue Inquisition, ein neues Papsttum heraufziehen sahen. Auch außerhalb Genfs war die Erregung über diese Ketzerverbrennung so verbreitet, daß Calvin sich entschloß, seine Handlungsweise in einer eigenen

Schrift zu rechtfertigen. Er verteidigt darin die Ketzerverbrennung in schroffster Weise als durch die Schrift geboten. Indes vermehrte der Reformator dadurch nur die Erbitterung gegen seine Person. Von nah und fern wurden ihm Vorhaltungen und Vorwürfe gemacht selbst von Männern, die er für treue Brüder und Freunde gehalten hatte. Es erschienen Gegenschriften, die für Glaubensfreiheit und religiöse Duldung als evangelische Güter eintraten und ein sehr schlechtes Licht auf Calvin fallen ließen. Man warf ihm Missetat und Verbrechen, Grausamkeit, Härte, Ehrsucht und Rachedurst vor, die er vergeblich durch seine Bücher zu bemänteln und rechtfertigen suche. Durch sein schmachvolles Verbrechen habe er als Vertreter des Evangeliums den zukünftigen Jahrhunderten ein trauriges Beispiel gegeben.

„O Christus", heißt es in einer dieser Gegenschriften, „Schöpfer und Herr der Welt, siehest und duldest du alles, was hier geschieht? Bist du dir selber so ganz unähnlich geworden? Als du auf Erden wandeltest, warst du der Sanftmütigste, Barmherzigste, Langmütigste, wie ein Lamm, das vor seinem Scherer verstummt; und als du voller Striemen warst, verspieen und verspottet, mit Dornen gekrönt und schmählich mitten zwischen den Räubern gekreuzigt wurdest, da betetest du für deine Henker! Bist du jetzt wirklich ein so ganz anderer? Ich beschwöre dich bei dem allerheiligsten Namen deines Vaters: befiehlst du, daß diejenigen, die deine Lehren und Gebote nicht so verstehen, wie es unsere Oberen verlangen, durchs Wasser, durchs Feuer, durchs Schwert vertilgt und durch alle erdenklichen Qualen so lange wie möglich gemartet werden? O mein Herr Christus, befiehlst du, billigst du das? Sind die, welche solche Schlachtopfer darbringen, deine Diener? O der entsetzlichen Gotteslästerung, o der frechen Bosheit der Menschen, die es wagen, Christo das zuzuschreiben, was nur auf Befehl und Anstiften des Satans geschehen kann!"





Siebentes Kapitel.

Fortgang des Kampfes und endgültiger Sieg über die Oppositionspartei. Gründung der Akademie.

(1553—1560.)

Was aber auch die Gegner einwenden mochten, — in Genf hatte Calvin einen glänzenden Sieg über den Spanier davongetragen, und dieser war zugleich ein Sieg über die Führer der Oppositionspartei. Viele, die durchaus nicht mit dem Reformator durch dick und dünn gingen, nahmen es ihnen schwer übel, daß sie mit diesem greulichen spanischen Ketzer und Gotteslästerer insgeheim Verbindungen angeknüpft hatten. Zu spät erkannten Perrin und seine Freunde, daß sie sich dadurch viele Sympathien verscherzt und eine entschiedene Schlappe erlitten hätten, eine Schlappe, von der sie sich nicht wieder erholen sollten. Das Jahr 1553 ist der Höhe- und Wendepunkt des Kampfes zwischen Calvin und seinen Gegnern.

Denn eine andere, für ihn mindestens ebenso wichtige Sache beschäftigte den Reformator in diesen Wochen vielleicht noch mehr, als der Prozeß gegen den unglücklichen Spanier. Er hatte einen gefährlichen Kampf um das Konsistorium und dessen Recht der Ausschließung vom Abendmahl zu bestehen. Nicht bloß die Libertiner und ausgesprochenen Gegner Calvins, nein, auch Männer der gemäßigten Richtung wollten das Recht des Kirchenbannes dem Rat, als einer christlichen Obrigkeit, in die Hand legen, wie es auch in andern evangelischen Kirchen der Fall sei. Mehrere Angriffe auf sein Lieblingsinstitut hatte Calvin mit größter Entschiedenheit erfolgreich zurückgewiesen, aber immer wieder und immer kecker erhob die Opposition ihr Haupt. Nicht ungeschickt benützte sie gerade den kritischen Zeitpunkt des Servetprozesses zu einem neuen, kräftigen Vorstoß. Unter den vom Abend-

mahl Ausgeschlossenen befand sich auch der feurig patriotische, entschlossene, aber zuchtlose Philibert Berthelier. Dieser verlangte am 1. September 1553 vom Rat die Aufhebung des Kirchenbanns und die Zulassung zu den Herbstkommunionen gegen den Beschluß des Konsistoriums. Trotz der dringendsten Vorstellungen Calvins setzte der Generalkapitän Perrin mit Hilfe der Mittelpartei, die Servet ohne weiteres verurteilte, den Beschluß durch, den Spruch des Konsistoriums aufzuheben. Der sittlich zügellose und unbußfertige Berthelier sollte wieder unangefochten zum Tisch des Herrn treten dürfen. Calvin, dem vor dieser verhängnisvollen Angelegenheit Servet in den Hintergrund trat, suchte mit allen Mitteln die Zurücknahme dieses Beschlusses zu bewirken. Doch vergebens. Der Rat blieb fest. Aber Calvin war nicht der Mann, der sich diesem Urteilsspruch gebeugt hätte. Er erklärte vor dem Rat, daß er eher den Tod erleiden, als so schamlos das Mahl des Herrn entweihen lassen werde. Der Rat änderte zwar seinen Entschluß nicht, gab aber Berthelier unter der Hand den Wink, sich von der bevorstehenden Herbstkommunion noch zurückzuhalten. Doch erschien dieser mit seinen Anhängern am 3. September im Gottesdienst. Der Dom von St. Peter war gedrängt voll. In größter Spannung harrte die Menge, die von der Sachlage unterrichtet war, der Dinge, die kommen sollten. Der Reformator hielt wieder eine seiner tiefernsten und gewaltigen Reden, durch die er sich die Geister in kritischen Augenblicken immer wieder dienstbar machte. Er schloß mit den ernsten, männlichen Worten: „Was mich betrifft, so wisset ihr wohl, daß Gott mir einen standhaften Mut gegeben hat, nachdem ich ihn von seiner Gnade erfleht. Solange ich hier bin, werde ich Gebrauch davon machen, wie die Dinge auch stehen. Es gibt keine andere Regel für mein Verhalten als die meines Meisters, und was dieser mir vorschreibt, ist mir klar und gewiß. Schon Chrysostomus hat uns gelehrt, lieber zu sterben als die hl. Zeichen denen darzureichen, die der Gemeinschaft mit dem Blute Christi für unwürdig erklärt sind. Wohlan denn, wenn einer zu diesem Tische herantreten wollte, dem das Konsistorium es verbot, so bezeuge ich hiemit zum voraus bei meinem Leben, daß ich mich zeigen werde, wie ich muß und es mir befohlen ist."

Unter den Anhängern Berthеliers wagte keiner, an den Tisch des Herrn zu treten und alles verlief so still und feierlich, „als ob die Majestät des Herrn selbst sichtbar zugegen gewesen wäre". Nichtsdestoweniger hegte Calvin nach diesem Auftritt die Befürchtung, daß der Rat gegen ihn vorgehen könnte und machte sich bereits auf das äußerste gefaßt. Am Nachmittag desselben Sonntags hielt er von der Kanzel zu St. Peter eine Art Abschiedsrede, worin er die Anwesenden beschwor, der Lehre, die er ihnen oft unter Tränen verkündet, treu zu bleiben. Man wolle sich seiner entledigen und vielleicht spreche er zum letzten Mal zu ihnen; denn er wolle nicht sein Gewissen beflecken, sondern eher hundertmal in den Tod gehen als sich beugen. So

schließe er mit dem Abschiedswort des Apostels zu Ephesus (Ap.-Gesch. 20,32): „Ich empfehle Euch Gott und dem Worte Seiner Gnade".

Die Befürchtungen Calvins, er könne von neuem aus der Stadt verbannt werden, waren indes unbegründet. Es hatten sich doch schon recht feste Bande zwischen ihm und der Stadt gesponnen. Zudem machte seine unerschütterliche Haltung auf den Rat solchen Eindruck, daß er in seiner Mehrheit unsicher ward. Am 7. September verlangte Calvin sogar in feierlicher Ratssitzung die Rücknahme der Lossprechung Berthelier. Die Stadtväter verwiesen dem Reformator zwar seine herausfordernde Sprache und suchten ihm aus seinen eigenen „Ordonnanzen" ihr Recht nachzuweisen. Sie wollten Calvin aus seiner Vermischung von Geistlichem und Weltlichem einen Strick drehen und erklärten, daß nach den „Ordonnanzen" der Exkommunizierte der weltlichen Obrigkeit anzuzeigen sei; also stehe der weltlichen Behörde auch bei der Verhängung des Kirchenbannes das letzte Wort zu, ein Schluß, den Calvin natürlich weit von sich wies, denn er hatte mit jener Bestimmung nur den weltlichen Arm für die Kirche mobil machen wollen. Perrin und seine Freunde stärkten dem Rat mit aller Macht den Rücken, und es gelang ihnen sogar durchzusetzen, daß sowohl der Kleine wie der Große Rat im November den gegen das Konsistorium gefaßten Beschluß billigten. Indessen wich Calvin keinen Schritt zurück und appellierte gegen seine sonstige Gewohnheit an die allgemeine Bürger- und Volksversammlung. Daraufhin lenkte der Rat ein und schlug vor, wieder ein Gutachten der Schweizerkirchen über die strittige Frage zu erbitten.

Der Reformator empfand das fortwährende Anrufen auswärtiger Schiedsrichter zwar als eine Demütigung, aber er ging doch auf den Vorschlag ein und suchte die vier Städte in Privatbriefen für seine Auffassung zu gewinnen. Trotzdem fiel die Antwort diesmal nicht so befriedigend für ihn aus, wie er es wünschte und wie es kurz zuvor bei Servet der Fall gewesen war. Zwar pflichteten Zürich und Schaffhausen ihm bei. Dagegen lauteten die Antworten Basels und Berns kühl und zurückhaltend. Und sein Freund Bullinger in Zürich riet ihm privatim Mäßigung an, „damit er nicht durch eine zu harte Strenge diejenigen verliere, die der Herr gerettet wissen wolle". Immerhin hatten diese Gutachten für Calvin den Erfolg, daß der Rat die Entscheidung über die Ausschließung Bertheliers nicht mehr allein auf sich zu nehmen wagte, sondern das Konsistorium zu gemeinsamer Sitzung einlud, worauf Calvin und seine Kollegen jedoch nicht eingingen. Ami Perrin hielt es deshalb für geraten, vorläufig nachzugeben. Er ließ Berthelier fallen und bot Calvin sogar die Hand zum Frieden. Am 30. Januar 1554 wurde eine förmliche Versöhnung mit nachfolgendem Festessen gefeiert. Die Opposition versprach, „daß niemand in Zukunft wieder eine schlechte Sache in Schutz nehmen werde". So blieb Calvin auch hier Sieger, wenn auch das Recht des Konsistoriums noch nicht grundsätzlich und förmlich anerkannt war.

Calvins Macht und Einfluß war seit 1553 im steten Steigen. Außer den beiden gewonnenen Prozessen kam ihm die immer zahlreicher werdende Einwanderung französischer und italienischer Emigranten und evangelischer Flüchtlinge nach Genf außerordentlich zu statten. Auf diese vornehmlich französisch-reformierte Partei, die sich mit jedem Jahr vergrößerte, konnte sich der Reformator unbedingt verlassen. Es fehlte nicht an Reibereien und Zusammenstößen zwischen diesem „neuen Genf" der unbedingten Anhänger Calvins und der altgenferischen Partei, die die „Franzosen" verächtlich als „Pensionäre Calvins" bezeichnete. „He, ihr Franzosen", rief man ihnen zu, „liegt euch denn der brodene Gott (Anspielung auf die Verwandlungslehre der römischen Kirche) so schwer im Magen, daß ihr euch so beeilt, euer Land zu verlassen?" — „Seit diese nichtswürdigen Franzosen hier sind", hieß es, „bekommen keine bedürftigen Bürger Genfs mehr ein Almosen." „In Frankreich oder Italien muß man geboren sein, um noch etwas zu gelten", meinten andere. Man kann diese Abneigung der Kinder Genfs gegen die Flut der Fremdlinge ja gut verstehen; aber wer will es auf der andern Seite Calvin verdenken, wenn er möglichst viel Freunde und Landsleute nach Genf zog und ihnen das Bürgerrecht verschaffte, um seine Sache zu stützen? Was galt ihm das „alte Genf" und die Herrschaft der alten Familien, die um Genfs Freiheit von Savoyen und vom Bischof gekämpft hatten! Er war ja selber ein Fremdling und zudem über diesen Patriotismus erhaben; am ehesten fühlte er sich noch als Franzose. Genf hatte für ihn nur Wert und Bedeutung als Ausgangspunkt einer Reformation für die romanische Welt.

In den wenigen Jahren 1549—1554 siedelten sich nach einem Verzeichnis nicht weniger als 1376 Fremde in der Stadt Calvins an, deren Gesamteinwohnerzahl kaum 20 000 betrug. Fast die Hälfte dieser Einwanderer erwarben sich das Bürgerrecht. Außerdem hielten sich fast beständig zahlreiche Pilger und Durchreisende in der Stadt auf. Viele Christen sahen in Genf „das neue Jerusalem", wohin aus allen Nationen die wahrhaft Gläubigen zusammenströmten. Der steigende Einfluß des Reformators zeigte sich vor allem auch darin, daß endlich Anfang des Jahres 1555 das lang und heiß umstrittene Exkommunikationsrecht des Konsistoriums in aller Form vom Rat anerkannt wurde. „Endlich — schrieb Calvin im Februar 1555 an Bullinger — nach langen Kämpfen ist uns das Exkommunikationsrecht bestätigt worden." Ein weiterer Triumph war, daß im Februar desselben Jahres bei den allgemeinen Wahlen vier entschiedene Calvinisten Syndiks wurden und mehr als dreißig Anhänger Ami Perrins ihre Sitze im Großen Rat verloren. Jetzt konnte man es wagen, vielen der „Fremden", die um diese Zeit schon fast die Hälfte der Bevölkerung Genfs bildeten, das Bürgerrecht zu erteilen. Weiten Kreisen kam das bedenklich vor, und die „alten Genfer" gerieten darob in große Erregung. Es kam zu lärmenden Kundgebungen und Zusammenrottungen. Am 16. Mai fand

ein ernster Zusammenstoß statt. Man sah Schwerter blitzen, Steine wurden geworfen und es erklangen Rufe wie „Verrat“, „die Franzosen wollen die Stadt plündern“, „für Gott und Genf“, „Tod den Franzosen!“ Allein die Gegenpartei und auch der Rat waren gerüstet. Und so wurde der Tumult schon im Entstehen unterdrückt. Es hatte nur zwei Verwundete gegeben, einen auf jeder Seite.

Doch sollte diese Nacht des 16. Mai für das Schicksal des alten und neuen Genf entscheidend werden. Zwei Rädelsführer, die Brüder Comparet, wurden sofort verhaftet. Umfassende Zeugenverhöre fanden statt und bald erfolgten weitere Verhaftungen. Die herrschende Partei nahm gründlich die Gelegenheit wahr, sich die Gegner und Unruhstifter vom Halse zu schaffen, um in Genf für immer Frieden und Ruhe zu haben. Nachdem einige einflußreiche Parteigänger Perrins am 23. Mai ins Gefängnis gewandert waren, richtete man seine Angriffe gegen den Generalkapitän selbst und beschuldigte ihn der Teilnahme an dem Tumult und Aufruhr. Als ein förmlicher Klageantrag gegen ihn im Rat eingebracht wurde, merkte Perrin, wieviel Uhr es für ihn geschlagen hatte, und um wenigstens sein Leben zu retten, floh er noch an demselben Tage auf Berner Gebiet. Vier seiner Parteigenossen taten sofort das Gleiche, andere folgten später, da sie ihr Leben bedroht sahen. Als sie vor Gericht geladen wurden, baten sie um sicheres Geleit, um ohne Gefahr des Lebens sich verteidigen zu können. Bern unterstützte ihre Bitten. Der Genfer Rat antwortete, man werde sie nach Recht und Billigkeit behandeln. Daß die Vorgeladenen dieser „Billigkeit“ indes nicht recht trauten, darf uns nicht wundern; vestigia terrent; sie mochten an Gruet, Servet und andere, denen es sehr schlecht ergangen war, denken. Bereits am 3. Juni wurde Perrin in absentia zum Tode durch das Henkerbeil — nach Abhauen der rechten Hand — verurteilt. Für die andern Flüchtlinge lautete das Urteil auf einfache Enthauptung und Konfiskation ihrer Güter. Das hieß rasche Justiz üben. Aber auch die Genfer Calvinisten enthaupten keinen, sie hätten ihn denn, und die Verurteilten saßen sicher auf Berner Gebiet.

Desto schlimmer erging es den Eingekerkerten. Man versagte ihnen den gesetzlich zugestandenen Rechtsbeistand, da ein solcher, wie die französischen Advokaten erklärten, für „Majestätsverbrecher“ nicht zulässig sei. Man folterte sie so lange, bis sie eine Verschwörung zugaben und neue Mitschuldige nannten. Man folterte den einen, um von ihm Geständnisse gegen den andern zu erpressen und erklärte, daß man nicht eher aufhören werde, als bis sie gestanden, schreibt der französische Rechtsanwalt Colladon, ein fanatischer und einflußreicher Anhänger Calvins. Man versprach den Angeklagten für Enthüllungen Straflosigkeit. Calvin nahm an dem Prozeß lebhaften Anteil. Die Mißbilligung des Verfahrens durch die Schweizerkirchen beirrte ihn nicht. Immer neue Verhaftungen wurden vorgenommen,

immer mehr alte Genfer, die oppositionell gesinnt waren, flohen aus der Stadt. Sie wurden wie Perrin und Genossen „in Abwesenheit" verurteilt. Von den Eingekerkerten ging keiner straflos aus. Gegen vier lautete das Urteil auf den Tod durchs Henkerbeil. Zu ihnen gehörte neben den Gebrüdern Comparet der jüngere Bruder des geflohenen Philibert Berthelier, der bisher das Amt eines städtischen Münzmeisters bekleidet hatte. Er wurde so lange peinlich „verhört", bis er sich schuldig bekannte. Alle Gnadengesuche, selbst die kniefällige Fürbitte seiner alten Mutter, waren umsonst. Auf dem Blutgerüst widerriefen alle vier die ihnen mit der Folter abgezwungenen Geständnisse und wiesen mit voller Entschiedenheit die Anklage, Verschwörer und Hochverräter zu sein, zurück. Die Brüder Comparet stellten jede „Verschwörung" in Abrede und erklärten, ohne Verabredung und Vorbedacht den verhängnisvollen Tumult begonnen zu haben. Claude de Genève erhob gegen Calvin die schwere Anklage, ihn nur deshalb im Gefängnis besucht zu haben, um ihn durch Vorspiegelung eigener Straflosigkeit zum Zeugnis gegen andere zu verleiten. Der jüngere Berthelier endlich erklärte auf dem Schaffot laut und feierlich, er habe sich vielfach und schwer gegen Gott versündigt, aber gegen das Wohl seiner Vaterstadt habe er nichts unternommen. Die Vollstreckung der vier Todesurteile geschah in der barbarischen Weise jener Zeit, die wir bereits kennen.

So scharf und furchtbar ging man gegen die Gegenpartei vor, um ihren Widerstand auf immer zu brechen. Auch während der folgenden Monate dauerten die Verurteilungen noch fort. Wer von der Rückberufung der Verbannten nur sprach, hatte nach der Erklärung des Rats das Leben verwirkt. Die zurückgebliebenen Gegner beugten sich stumm dem eisernen Regiment oder flohen heimlich. Mehrere hundert Familien verließen auf diese Weise ihre Vaterstadt, um nie wiederzukehren. Was half es ihnen, daß sie Calvin und seine fremden Helfershelfer als Kain, Blutmenschen und Wüteriche schalten! Diese Fremdlinge waren jetzt endgültig die Herren der Stadt. Das alte Genf mit seinen Untugenden und Vorzügen existierte nicht mehr.

Viele auswärtige Glaubensgenossen und selbst Freunde des Reformators verurteilten dies rigorose blutige Verfahren der calvinistischen Partei streng. Bullinger bat seinen Genfer Freund, sich doch der Mäßigung zu befleißigen und darauf Bedacht zu nehmen, was zum Frieden und zur Erbauung diene. Die Berner beschuldigten Calvin, daß niemand als er die Genfer Republik eines Teils ihrer besten Bürger beraubt habe; er wolle nur mit seinen „Franzosen" die unumschränkte Herrschaft inne haben. Calvin suchte sich zwar in einer Reihe ausführlicher Briefe zu rechtfertigen; aber er stellt die Sache, wie auch seine Freunde und Verteidiger zugeben müssen, nicht objektiv dar. So hatte der ihm freundlich gesinnte Berner Stadtschreiber Zurkinden ihn vorwurfsvoll gefragt, warum er denn über-

haupt sich in solche weltlichen Geschäfte mische, die doch keineswegs seine Pflicht seien und ihm von so vielen Seiten schweren Haß zuzögen. Darauf versichert ihm, im Widerspruch mit den Tatsachen, der Reformator, daß er sich nur sehr selten und ungern mit solchen Dingen befasse; einzig das Gefühl der dringendsten Notwendigkeit könne ihn dazu bewegen. Von den meisten politischen Fragen halte er sich fern und wisse davon weniger als die Leute aus dem Volk. Und auch die Regierung pflege ihn nur zu berufen, wo sie in wichtigen Angelegenheiten aus sich selber keinen Rat wisse. — Solche Fälle waren aber doch „nichts weniger als selten", wie auch Stähelin betont. In der Tat, wenn man die bezüglichen Akten und Dokumente durchblättert, so sieht man deutlich, wie nicht das Geringste von Wichtigkeit in Genf verhandelt wurde, ohne daß die Behörden den Reformator zu Rate gezogen hätten. Alle schwierigen diplomatischen Aktenstücke sind von ihm abgefaßt und sie sind Meisterstücke von Klugheit und Weisheit, Höflichkeit und Formgewandtheit, Berechnung und Wärme der Gesinnung zugleich. Einen solchen Diplomaten hatte Bern nicht aufzuweisen, und es ist in der Hauptsache Calvins Verdienst, wenn Genf bei den Verhandlungen mit Bern so gut abschnitt.

Als gewiegter und umsichtiger Diplomat erwies sich Calvin auch Frankreich und Savoyen gegenüber, die beide lüstern nach Genf hinüberschielten. Hinter ihnen stand der Papst und das stockkatholische Spanien, die das „Ketzernest" und die „Burg des Abfalls" nur zu gern beseitigt hätten. „Sie ist eine Quelle alles Unglücks für Frankreich", schrieb Philipp II. von Spanien an den französischen König, „der Zufluchtsort aller Irrlehrer, die furchtbarste Feindin Roms. Jederzeit bin ich bereit, mit aller Macht meines Reiches mitzuhelfen zu ihrer Zerstörung." Im Januar 1560 erschien ein französischer Gesandter mit einem Schreiben an den Rat, das in drohenden Ausdrücken die religiöse Verwirrung in Frankreich auf die Genfer Prediger und ihre Sendlinge zurückführte. Rat und Bürgerschaft gerieten darob in große Bestürzung. Nur Calvin blieb ruhig und verwies sie auf die Hilfe des allmächtigen Gottes. Auch in diesem Fall wurde er beauftragt, die Antwort ganz nach seinem Gutdünken abzufassen. Und wenn auch die französische Regierung damit nicht ganz befriedigt war, so ließ sie ihre Mißstimmung doch nicht zur Tat werden und Genf blieb im wesentlichen unangefochten.

Um dieselbe Zeit drohte der Stadt Calvins große Gefahr durch ein geheimes Bündnis zwischen Savoyen, Spanien und dem Papst, die durch das „heilige Unternehmen der Zerstörung der Ketzerburg" sich selbst und ihrem Gott einen Dienst tun wollten. Aber der Tag des Überfalls wurde verraten und die Genfer hatten dadurch Gelegenheit, sich auf den Angriff so zu rüsten, daß die Gegner die Hoffnung auf einen glücklichen Handstreich aufgaben. Die spanischen und savoyischen Diplomaten schoben die Schuld



an diesem Mißlingen ihres Plans einzig auf Calvin, „den Mann von Genf“ oder den „Protektor von Genf“, wie sie ihn durchweg nennen. „So lange dieser Mann an der Spitze der Republik steht“, schrieb einer von ihnen, der Bischof Allardet, „wird es unmöglich sein, sie zu überraschen. Er hat Dämonen in seinem Solde, um alle guten Pläne zu vereiteln.“

— — Kehren wir zum Spätsommer des Jahres 1555 zurück, so verstand es sich von selbst, daß von da an der Zuzug von Fremden und die Aufnahme ins Bürgerrecht der Stadt noch an Umfang gewann. Jetzt war Calvin darauf bedacht, seine „Ordonnanzen“ in noch strengerer und konsequenterer Weise durchzuführen, als das bereits vorher geschehen war. Von dem Exkommunikationsrecht wurde reichlich Gebrauch gemacht, und die Staatsgewalt gab der kirchlichen Disziplin durch weltliche Strafen Nachdruck. Schade, daß der Reformator seine in vieler Beziehung durchaus zu lobende Kirchenzucht in dieser Weise verunzierte und auf den sonst von ihm so hart verdammten römischen Standpunkt hinabdrückte. Auch die Strafen gegen das Fluchen, Schwören u. dgl. wurden so verschärft, daß selbst seine Anhänger im Rat sie „zu hart“ fanden und auf Milderung drangen. Gegen den Katholizismus und alles, was man dafür hielt, wurde noch radikaler vorgegangen. Als im Jahr 1556 ein Blitz das Kreuz auf dem Dom in Genf traf, wurde dies als ein Wink Gottes angesehen und der Befehl erlassen, alle Kreuze auf Kirchen und Gebäuden zu entfernen. Für die alten kirchlichen Feiertage, selbst für Weihnachten, wurden geräuschvolle und profane Arbeiten empfohlen. Am Weihnachtstage 1556 wurde sogar ein Verurteilter durch Henkershand öffentlich mit Ruten gestäupt. Calvin verstand in mancher Beziehung nicht Maß zu halten und einen geschichtlich begründeten Mittelweg einzuschlagen wie Luther.

Freilich nahm das kirchliche Leben unter dieser strengen Zucht von nun an einen immer größeren Aufschwung. „Alles widmete sich dem Dienste des Herrn bis herab auf die Heuchler“, berichtet der offizielle Chronist Roset. Die allgemeinen jährlichen Hausvisitationen wurden jetzt streng und gewissenhaft durchgeführt. Ein religiös-sittlicher Ernst durchdrang mehr und mehr das bürgerliche Leben. Die öffentlichen Wahlen wurden mit Gebet eröffnet. In der Wählerversammlung legte gewöhnlich Calvin selbst auf Grund der Schrift und mit dem Ernst eines alttestamentlichen Propheten den Wählern ihre Pflicht ans Herz. Die acht Geistlichen der Stadt hielten zusammen zehn Predigten am Sonntag und zwei an jedem Wochentag. Alles ging zur Kirche, entweder eigenem Triebe folgend oder der Not, d. h. einem mehr oder weniger gelinden Zwange gehorchend. Eine neue Kirche mußte gebaut werden, da die alten trotz ihrer Geräumigkeit die Menge nicht faßten.

„Einen höchst anziehenden Eindruck bietet die Stadt an den Wochentagen“, schreibt ein Flüchtling, der gerade 1556 nach Genf kam, über das dortige kirchliche Leben an seine noch katholischen Freunde, „wenn die Stunde der Predigt herannaht. Sobald der erste Glockenschlag sich hören läßt, schließen sich alle Buden, jedes Gespräch verstummt; jedes Geschäft wird abgebrochen, und von allen Seiten eilt man in das nächste Gotteshaus. Dort zieht jeder ein kleines Buch aus der Tasche, das die Psalmen in Noten gesetzt enthält, und aus vollem Herzen, in ihrer Muttersprache singt daraus die Gemeinde vor und nach der Predigt, wie es in der alten Kirche zu geschehen pflegte ... Für die Armen habe ich nie in der Kirche öffentlich sammeln sehen. Kein klingender Beutel wird hier mit großem Geräusch um die Ohren der Anwesenden geschwungen; und doch habe ich auf der Straße noch nie auch nur einen einzigen Bettler getroffen. Als ich das Spital auffuchte, löste sich mir das Rätsel bald. Ich sah ein, daß das Elend hier nicht nötig habe, die christliche Liebe erst durch allerhand öffentliche Veranstaltungen anzuflehen, sondern daß man schon von selbst aus wahrhaft brüderlicher Gesinnung ihm reichlich zu Hilfe komme.“ Auch andere Besucher, die nach Genf kamen, äußerten sich begeistert über die Kirchenzucht und die kirchlichen Zustände in Genf.

Nur eins war in dem kirchlichen System Calvins etwas stiefmütterlich behandelt: die höhere Schule. Sie lag seit lange darnieder und Calvin war über den kirchlich-politischen Kämpfen noch nicht an ihren Ausbau gekommen. Er persönlich hatte ja durch Vorlesungen und anderes getan, was er konnte; aber das genügte nicht. Jetzt nahm er diese wichtige Aufgabe energisch und mit bestem Erfolg in die Hand. Der Rat kam seinen Wünschen bereitwillig entgegen, und bald wurde der Bau eines würdigen und großen Schulgebäudes begonnen. Um bei der Erschöpfung der öffentlichen Kassen die nötigen Mittel zu beschaffen, veranstaltete Calvin mit großer persönlicher Mühewaltung (er ging selbst von Haus zu Haus) eine öffentliche Geldsammlung in der Stadt, die das für jene Zeit außerordentlich hohe Ergebnis von 10 024 Goldgulden hatte. Der aus Italien eingewanderte Marquis Carraccioli spendete allein 2954 Gulden. Der alte Freiheitskämpfer Bonivard, der „Gefangene von Chillon“, vermachte „sein ganzes Vermögen“ der Schule; allerdings ein Vermächtnis von zweifelhaftem Wert, denn das Testament enthielt die Klausel, daß man dafür seine Schulden bezahlen möge, was der Rat indes dankend ablehnte. — Eifrig drang Calvin auf Beschleunigung des stattlichen Baues. Obgleich er damals krank war, ließ er sich öfter auf den Bauplatz tragen und feuerte die Arbeiter an, ihr Möglichstes zu tun.

Die große Schwierigkeit, geeignete und tüchtige Lehrer zu bekommen, löste sich für Calvin wie durch eine höhere Fügung. Infolge eines Streites über das Exkommunikationsrecht mit der Berner Regierung, der sie unter-



stellt waren, traten nämlich ein großer Teil der Waadtländer Geistlichen und Lehrer der Lausanner Akademie aus der Berner Kirche aus und gingen nach Genf, wo sie mit offenen Armen aufgenommen wurden. Unter diesen Gesinnungsgenossen Calvins war neben seinem alten Freunde Viret auch der streng rechtgläubige, klassisch gebildete Theodor Beza, dessen Name in Zukunft aufs engste mit dem seines Meisters verbunden bleiben sollte. Er wurde Rektor der neuen Akademie und nach Calvins Tode dessen Nachfolger in Genf. Calvin selbst begnügte sich mit einer Professur für Theologie. Auch sonst waren unter den Lausanner Lehrern erprobte Schulmänner von gelehrtem Ruf. Mit ihnen konnte man sowohl die Lehrstühle der Akademie wie die ersten Lehrstellen an der höheren Schule, dem Kollège, besetzen.

Am 22. Mai legte Calvin dem Rat die von ihm aufgestellten „akademischen Gesetze" vor, die natürlich gebilligt wurden. Am 5. Juni wurde die Anstalt mit einer denkwürdigen Feier im Dom von St. Peter eröffnet. Dabei wurde auch Calvins Schulordnung, die in der Geschichte des Unterrichts einen nicht unbedeutenden Platz einnimmt, vom Rats-Sekretär verlesen. Diese klar durchdachten Schulgesetze verleugnen den logischen Geist und sittenstrengen Charakter Calvins nicht. Der Reformator vertritt hier den einzig richtigen Grundsatz, daß die Schule den *ganzen* Menschen bilden soll, nicht nur seinen Verstand, sondern vor allen Dingen auch seinen Willen. Und diese *erzieherische* Aufgabe betont er entschiedener wie irgend einer vor ihm. Daneben legt er aber Gewicht auf eine tüchtige wissenschaftliche Ausbildung, besonders auf das Studium der klassischen Sprachen, von deren Nützlichkeit und Notwendigkeit er nicht minder tief wie Luther durchdrungen war. Wird doch von ihm erzählt, er habe alljährlich einmal den ganzen Cicero durchgelesen. Doch ist auch ihm das Studium der alten Sprachen nur das Mittel, die heilige Schrift in der Ursprache lesen und verstehen und eine christliche Theologie begründen zu können. Den Schluß seiner Schulgesetze bilden die verschiedenen Eidesformeln für Lehrer und Schüler; denn auch die Studierenden mußten bei der Aufnahme ein langes Glaubensbekenntnis unterschreiben, das die Calvinische Dogmatik im Auszuge enthielt und alle Ketzereien alter und neuer Zeit, von Marcion bis auf die Anabaptisten und Servet, verdammte. Dieser Eid wurde übrigens zwölf Jahre nach Calvins Tode wieder abgeschafft, um nicht Lutheraner und Papisten vom Besuch der Akademie auszuschließen. Bemerkenswert ist, daß der um einige Jahrzehnte jüngere Studienplan der Jesuiten in vielen Punkten eine sehr große Ähnlichkeit mit der Calvinischen Schulordnung zeigt, gewiß ein interessantes Zeichen und gutes Zeugnis für seine Zweckmäßigkeit und Zeitgemäßheit. Beide sind vom Geist der Logik und Ordnung durchdrungen, wenn auch der religiös-sittliche Geist, der in ihnen herrscht, sehr verschieden ist. Übrigens hatte Ignaz von Loyola dieselbe Schule in Paris besucht wie Calvin.

Auch der Erfolg bestätigte die Vortrefflichkeit der Calvinischen Schule, die über Erwarten rasch aufblühte. Schon im ersten Sommer zählte die unterste Klasse des Lyceums 280 Schüler. Nicht weniger als 900 junge Männer, so ziemlich aus allen Nationen Europas, ließen sich bereits im ersten Jahre als regelmäßige Schüler einschreiben, und fast ebensoviele, vornehmlich Flüchtlinge aus Frankreich und England, bildeten sich in den theologischen Vorlesungen Calvins und seiner Kollegen zu Evangelisten und Predigern für ihr Vaterland aus. Diese Doppelanstalt bildete nicht nur eine ernste, gestählte, glaubensfeste Einwohnerschaft heran, die mit freudigem Gehorsam sich dem Joch der Kirchenzucht unterwarf, sondern wurde auch die Pflanzschule jener glaubensstarken, opferwilligen, von glühendem Eifer beseelten Jünger Calvins und seiner Lehre, die den Kampf um die Weltherrschaft mit dem Papsttum aufnahmen und auf lange Zeit hinaus für Westeuropa und später Amerika weltgeschichtliche Bedeutung erlangt haben. Die Akademie Calvins wurde sozusagen ein großes, internationales Missionshaus, und es war deshalb nicht mehr als recht und billig, daß die protestantischen Staaten England und Holland sie durch öffentliche Sammlungen unterstützten. Auch nach des Stifters Tode blieb der Genfer Akademie ihr Ruhm, und die von ihr verliehenen Auszeichnungen und Grade wurden in den reformierten Landen auf das höchste geschätzt.





Achtes Kapitel.

Calvins reformatorische Bedeutung für die außerdeutschen Länder.

a) Frankreich.

Die vielseitige und tiefdringende Wirksamkeit Calvins in Genf hätte wahrlich hingereicht, um das Leben eines energischen und arbeitsfreudigen Mannes ganz auszufüllen. Aber für einen Mann von der Begabung, der Willenskraft und dem erstaunlichen Schaffensdrang des Genfer Reformators bildete sie doch nur eine Seite seines gesamten Wirkens. Er fühlte sich nicht nur Genf, sondern der ganzen Kirche, ja der ganzen Christenheit verpflichtet. Wie der Apostel Paulus wurde er täglich angelaufen und konnte mit ihm sprechen: „Wer wird geärgert und ich brenne nicht!" „Er war die unternehmendste Natur, die es gab", meint ein katholischer Polemiker, „und nichts — fügt er von seinem Standpunkt aus hinzu — war sicher vor der Brandfackel in seiner Hand, mit der er allerorten das Feuer entzündete und schürte."

In erster Linie erstreckte sich seine auswärtige Tätigkeit natürlich auf sein französisches Vaterland. Fast ohne es zu wollen, wurde er zum geistigen Mittelpunkt der französischen Reformation. Seine Lehre und Kirchenordnung wurde für alle französischen Gemeinden maßgebend und das neue Genf die vorbildliche „Stadt auf dem Berge". Große Verehrung, unbedingte Autorität genoß er unter den französischen Reformierten, und er seinerseits sorgte und arbeitete für sie, wo und wie er nur konnte. „Meine Seele brennt, wenn ich an die Bedrängnis meiner Brüder in Frankreich denke", schreibt er einmal an Viret, „sie strengt jeden Nerv an, um ihnen zu helfen." Während der Verfolgung verwendet er sich für sie durch Briefe und Gesandt-

schaften bei evangelischen Fürsten und Höfen und schont weder Mühen noch Kosten, um ihnen ihr schweres Joch zu erleichtern. Viel wichtiger und tiefgreifender aber war der Trost und die Ermahnung, die er den Märtyrern der evangelischen Sache in das Dunkel ihrer Not und die Nacht ihrer Gefängnisse durch zahllose Schreiben sandte, um sie in der Stunde der schwersten Prüfung zu stärken und vor Abfall zu bewahren. „Es ist wunderbar", schreibt der Katholik Pasquier, „wie seine Boten aller Wachsamkeit und Aufmerksamkeit zum Trotz in unsere Gefängnisse drangen, die mit armen Verführten angefüllt waren, und wie es ihm gelang, unaufhörlich durch seine Briefe zu ermahnen, zu trösten, zu befestigen und auch die zaghaften Gemüter dahin zu bringen, daß sie dem schmerzlichsten Tode mit Freuden entgegengingen."

„In tiefer Demut" empfiehlt sich der Reformator den Gebeten der Märtyrer und ermahnt sie immer wieder, zu beharren. Schwankte und strauchelte eines, durch Drohungen, Bitten oder Tränen der Angehörigen bewogen, so redet Calvin ihm aufs ernstlichste ins Gewissen, und selbst hochgestellte und vornehme Personen, die sonst nur Schmeicheleien und schöne Worte zu hören gewöhnt waren, ließen sich von ihm Mahnungen des züchtigenden Ernstes und der rücksichtslosen Aufrichtigkeit gefallen. Ähnlich verfährt er bei denen, die andere Anfechtungen zu erdulden hatten als den Märtyrertod.

„Wohl, gnädige Frau — schreibt er an die Schwester der Herzogin von Estampes, die von ihrem Gemahl, dem Herrn de Cany, um ihres Glaubens willen aufs härteste behandelt wurde — wohl schnürt es mir das Herz zusammen, wenn ich von der engen, grausamen Gefangenschaft höre, in der Sie jetzt gehalten werden. Aber deshalb lasse ich doch nicht ab, Sie zum Mut und zur Beharrlichkeit zu ermahnen; denn gerade dann muß die Kraft der göttlichen Gnade sich an uns zeigen, wenn Satan und die Feinde uns am härtesten bedrängen. Sie haben freilich wohl nicht gemeint, daß Sie in Ihrem eigenen Hause so harte Kämpfe würden zu bestehen haben. Aber immer mehr und mehr legt der Herr uns auf, und bereitet durch das Leichtere auf das Schwerere vor. Was Sie jetzt erleiden, sind nur Rutenstreiche, während andere bereits zu widerstehen haben bis in den Tod. Statt ungeduldig zu werden, machen Sie sich darauf gefaßt, daß noch Härteres kommen kann. Was aber auch komme: geben Sie weder einer Versuchung der fleischlichen Trägheit nach, noch einer Regung der Verzweiflung Raum. Das beste Mittel dagegen ist, daß wir in die Verheißungen Gottes uns recht vertiefen, die wie Stufen uns zum Himmel emporführen sollen, damit wir dieses hinfällige und vergängliche Leben verachten lernen; und wiederum auch die Drohungen Gottes recht erwägen, auf daß wir nicht vor denen uns fürchten, die nur den Leib töten können, sondern vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle. Scheuen Sie sich zu dem Ende nicht

davor, das Gefühl Ihrer Sündhaftigkeit in Ihnen zu erwecken, seufzen Sie um ein ernstliches Mißfallen an Ihnen selber, und Sie werden darüber vergessen, was Ihnen mißfallen kann in Ihrem äußeren Ergehen. Der Sieg aber kommt nicht von Ihrer Kraft, sondern von dem Herrn. Er ist uns von Gott gemacht zur Zuflucht und zur Stärke und in ihm vermögen wir alles."

Wenn die Umstände es erlaubten, so riet Calvin den im Glauben Angefochtenen und Gefährdeten sehr, nach Genf überzusiedeln, wo sie Gott in voller Freiheit des Gewissens dienen könnten. Das ceterum censeo seiner Ermahnungen ist, alles unbedingt zu meiden, was mit der römischen Kirche irgendwie zusammenhängt. Hierin ist er unerbittlich. Auch von zarten, schwachen Frauen verlangt er, daß sie sich offen gegen Rom erklären, selbst wenn dies den Tod durch Henkershand nach sich ziehe. Er bekämpft mit größter Schärfe die Pseudo-Nikodemiten (die gleich Nikodemus dem Evangelium heimlich anhängen zu können meinten), die das unumwundene Bekenntnis vor der Öffentlichkeit scheuten und sich äußerlich in manchen Dingen der römischen Kirche anbequemten. Uns erscheint es fast fanatisch, wenn einer sich lieber vom Turm herunterwerfen ließ, als daß er ein Kreuz küßte. Calvin verwies in solchen schweren Situationen einfach auf Isaaks Opferung und Abrahams Wort an seinen Sohn: „Der Herr wirds versehn." Und er ließ sich darin nicht beirren, wenn es nicht so glücklich ablief wie in der alttestamentlichen Geschichte. Aber mögen seine Anordnungen im einzelnen auch manchmal kleinlich und peinlich gewesen sein — vielleicht ließ sich die Reformation in romanischen Landen nur auf diese rigorose Weise durchführen. Der Reformator erkennt ehrlich an, daß d i e viel höheren Lobes wert sind, die mitten im Abgrund der Gefahr Gott treu bleiben, als er, der nicht so viel Versuchungen zu bestehen habe. „Selbst wenn sie fallen, wird es ihnen leichter vergeben werden, als es bei mir der Fall sein könnte. Der Herr weiß, daß ich von vielen, die in Frankreich leben, überzeugt bin, sie seien heiliger und vollkommener als ich."

Unter den berühmten französischen Adelsgeschlechtern, mit denen Calvin in enger, seelsorgerlicher Verbindung stand, steht die uralte Familie der Chatillon, die seit Jahrhunderten die höchsten Würden in Staat und Kirche bekleidete, an erster Stelle. Sie ist die eigentliche Heldenfamilie der französischen Reformation. Übte er auf fast alle Glieder dieses altadeligen Geschlechts einen bedeutsamen Einfluß aus, so war doch seine Bekanntschaft und seelsorgerliche Beziehung zu dem älteren Bruder, dem Admiral Caspar von Coligny, von der größten Tragweite. Coligny, „vielleicht der berühmteste Mann der damaligen Welt", wie Leopold von Ranke ihn nennt, ist wohl die edelste Frucht am Baum der französischen Reformation, und hätte Calvin nur diesen einen Schüler gewonnen, so wäre er schon ein mächtiges Werkzeug zu ihrer Verbreitung geworden. Wie erfreulich es auch für ihn war, den berühmten, einflußreichen Helden für die reformatorische Sache zu gewinnen,

so erläßt er ihm doch kein Titelchen von den strengen Forderungen eines ernsten und ganzen Christentums. Er stellt ihm nichts anderes als Verfolgung und Kampf, Selbstverleugnung und Opfer in Aussicht, aber man fühlt es doch seinen Briefen an Coligny ab, daß er Vertrauen zur Standhaftigkeit dieses Mannes hat; und darin hat er sich ja auch nicht getäuscht. „Viele Ermahnungen zur Geduld und zum Glauben bedürfen Sie nicht mehr", schreibt er ihm, „denn ich bin es gewiß, und zudem wird es mir auch ausdrücklich bezeugt, daß unser barmherziger Gott Sie so gestärkt hat durch die Kraft seines Geistes, daß wir nur noch Dank zu sagen haben . . . . (Aber) Sie wissen es ja zur Genüge, gnädiger Herr, wie schwer es ist, inmitten von Ehre und Reichtum und der Herrlichkeit der Welt das Ohr Ihm darzuhalten. . . . . Darum bitte ich Sie aufs dringendste, nachdem Gott solche Gnade an Ihnen tat und solche Muße Ihnen schenkte, so benutzen Sie dieselbe nun auch nach seinem Willen; merken Sie auf, gleich als ob er Ihnen ins Ohr flüstern wollte, lernen Sie immer mehr die Süßigkeit seiner Liebe schmecken und vertiefen Sie sich in sein heiliges Wort."

Admiral Coligny hat ja in den greuelvollen Religions- und Bürgerkriegen der folgenden Jahrzehnte, in die der Geisteskampf leider ausartete, eine wichtige Rolle gespielt und ist im Jahre 1572 bei der Pariser Bluthochzeit der römischen Partei und der ränkesüchtigen Medicäerin zum Opfer gefallen.

Mit einem andern hochgestellten Ehepaar, dem König Anton von Navarra und seiner Gemahlin Johanna, machte Calvin nicht so erfreuliche Erfahrungen. Es sind die Eltern des späteren Königs Heinrich IV., der um die Krone Frankreichs seinen Glauben verleugnete; denn Paris schien ihm „wohl eine Messe wert" zu sein. Er hat diese Unzuverlässigkeit von seinem Vater geerbt, während seine Mutter „eine Debora des Evangeliums und eine wahre Hugenottenkönigin" war. Ihr Gatte dagegen spielt durch seine Charakterlosigkeit eine recht klägliche Rolle und hat die Sache der Reformation aus schwächlichen Rücksichten und niederen Motiven verraten. Er nahm einen sehr guten Anfang und Calvin setzte nicht geringe Hoffnungen auf ihn. Als er seine Wankelmütigkeit erkennt, ermahnt er ihn ernstlich: „. . . . Im übrigen, Sire, müssen Sie sich standhafter zeigen als bisher. Legen Sie frühe Ihre Waffen an, üben Sie sich im Worte Gottes, lassen Sie sich dadurch belehren und ermahnen, damit mehr und mehr alle Menschenscheu aus Ihrem Herzen schwinde, und die königliche Würde mit ihren Ehren und Schätzen Sie nicht daran hindere, das Joch Christi zu tragen, ohne das niemand zum Himmelreich eingeht." Aber alle Ermahnungen waren vergebens. Immer mehr überwucherten unmännliche Eitelkeit und sinnliche Lüste das innere Leben König Antons, namentlich seitdem er als Statthalter für den minderjährigen Karl IX. unter den Einfluß der intriganten, buhlerischen Katharina von Medici geriet. Der schwächliche Fürst versicherte

den strengen Mahner zwar nach wie vor seiner Huld und Gnade, schlug aber seine Ermahnungen in den Wind und ging unbekümmert seine eigenen Wege weiter. Ja er griff 1562 sogar zu den Waffen gegen seine bisherigen Glaubensgenossen, wobei er sich allerdings gleich zu Anfang die Todeswunde holte. Auf seinem Sterbebette verlangte er wieder nach dem Trost des Evangeliums und schied halb in Reue, halb in Verzweiflung aus dem Leben.

Nach dem Tode ihres Gemahls erinnert der Reformator die Königin Johanna ernstlich an ihre Pflichten gegen Land und Volk und fand in ihr nach wie vor die willigste und gelehrigste Schülerin. Allen Bannstrahlen Roms und Drohungen Spaniens zum Trotz führte sie mit glaubensstarker Hand das Werk der Reformation in ihrem kleinen Königreich Navarra so gründlich durch, als ihr Seelsorger in Genf es nur wünschen konnte.

Calvin übte im vollen Sinn des Worts das Amt eines Bischofs nach apostolischem Muster an der im Entstehen begriffenen reformierten Kirche Frankreichs aus. Er kann als der eigentliche Reformator seines Heimatlandes bezeichnet werden und hat der französischen Reformation durch seine Schriften und durch seine Schüler ihren besonderen Charakter aufgedrückt. Es ist wunderbar, wie er seinen Schülern den Geist des Opfermutes einzuhauchen vermochte. „Es ist unglaublich — schreibt er selbst an Bullinger — mit welchem Feuereifer, ja mit welchem Ungestüm meine jungen Leute sich dem Dienst des Evangeliums widmen. Sie verlangen ein Amt an einer Gemeinde unter dem Kreuz mit derselben Begierde, mit der andere nach den Reichtümern der Welt und den Ehren der päpstlichen Würden trachten. Sie belagern meine Türe, um einen Teil des Arbeitsfeldes zugewiesen zu erhalten. Sie streiten sich um die Posten, als ob das Reich Christi überall in Frieden lebte. Nie hatte ein Fürst eifrigere Höflinge als die meinigen es sind. Oft suche ich sie zurückzuhalten. Ich zeige ihnen das furchtbare Edikt, welches jedes Haus zu zerstören gebietet, in dem ein Gottesdienst gehalten werde. Ich tue ihnen kund, daß in mehr als zwanzig Städten die Gläubigen von dem wütenden Volke niedergemacht wurden und daß noch Schlimmeres ihrer warten könne; aber nichts kann sie aufhalten."

Den Gemeinden legt Calvin immer wieder in kluger Weise die Pflicht der Gemeinschaftsbildung und des Zusammenschlusses ans Herz. Er zeigt sich auch hier als der treffliche Organisator, als der Mann der festen Ordnung und Autorität, der immer wieder darauf dringt, daß die zersprengten reformierten Häuflein sich um das Predigt- und Ältestenamt organisieren. Unerbittlich zeigt er sich gegen alle, welche das Band der Ordnung und kirchlichen Organisation gefährden. Er verlangt in diesem Punkt unbedingten Gehorsam und Unterwerfung des Einzelnen unter die Gesamtheit.

Fast nirgends war während der Reformationszeit das Politische und Religiöse so miteinander verquickt und vermengt wie in Frankreich. Dadurch fiel ein dunkler Schatten auf die religiöse Bewegung. Zur Entschuldigung

mag angeführt werden, daß die französische Obrigkeit die Anhänger der Reformation besonders hart und grausam behandelte und verfolgte. Übrigens darf man Calvin durchaus nicht für alles, was auch von reformierter Seite an Irrigem und Verkehrtem mit unterlief, verantwortlich machen. Des öfteren ermahnt er die unterdrückten Gemeinden, der Wut der Feinde nicht mit der Macht des fleischlichen Armes zu widerstehen, sondern die Herzen in Geduld zu fassen und sich unter Gottes starke Hand zu beugen, wenn schwere Wetter hereinbrechen. „Greifen wir aber zu den Waffen, so hindern wir Ihn, uns zu Hilfe zu kommen." Der erste Tropfen Bluts, den die Reformierten vergießen, werde Ströme Blutes hervorrufen, die ganz Europa überschwemmen würden. „Lieber sollten wir daher alle hundertmal umkommen wollen, als den Namen des Christentums und Evangeliums solcher Schmach aussetzen." Dagegen ist Calvin durchaus damit einverstanden, daß die Reformierten ihre Ansprüche auf gesetzlichem Wege und im Parlament vertreten. Als es dennoch zum Kriege kam, die Parteien gegen einander wüteten und die Protestanten, wo sie die Oberhand hatten, oft nicht viel anders verfuhren wie ihre Gegner, da bezeichnete der Reformator dies als den sicheren Weg zur Zerstörung der evangelischen Erneuerung. „Durch Tumult und Waffen — schreibt er in einem Brief — meinen die Unsrigen die Freiheit erlangen zu können, die doch auf einem ganz andern Wege gesucht werden sollte. Mein Gutachten haben sie verachtet und entschuldigen sich damit, daß einer der Ersten in Frankreich sie auffordere, die Waffen zu ergreifen. Aber was sollen alle diese Beschönigungen!"

In seinen Zuschriften an die Prediger der Gemeinden spricht sich dieselbe tiefe Empörung aus. „Meint nur nicht — schreibt er einmal — daß ich es mißbillige, wenn die Obrigkeit gegen solche Wütenden einschreitet; ich zürne ihnen nicht minder als der König und würde nicht minder die Strafe an ihnen vollziehen, die er in seinen Edikten verordnet." Unter anderem beklagt Calvin „jene wahnsinnigen Ausbrüche, da ihr die Bilder verbranntet und die Kreuze niederschluget . . . Niemals hat der Herr uns befohlen, die Götzen zu zerstören, außer ein jeder in seinem eigenen Herzen und im Öffentlichen die Obrigkeit, der er dazu die Gewalt gegeben. Nicht als ob wir die Bilder rechtfertigen wollten; wie gern gäbe ich mein Leben darum, stünde keines mehr in der Welt, aber Gehorsam ist besser denn Opfer . . ."

Man sieht, daß der Reformator nicht „revolutionär" vorgehen wollte, sondern daß nach ihm auch in der Zeit der Umgestaltung alles ehrlich und ordentlich zugehen sollte. Aber selbst ein Calvin konnte in jener Zeit der Gärung und Leidenschaften nicht immer seinen Willen durchsetzen. Die Dinge trieben einer Entscheidung zu. Wollten die Reformierten nicht zur römischen Kirche zurücktreten oder sich wehrlos abschlachten lassen, so mußten sie sich mit den Waffen in der Hand verteidigen. Und als die Sache im Jahr 1562 so weit gediehen war, konnte und wollte auch Calvin nicht mehr den



Krieg hindern. Er läßt bereitwillig seinen Freund und Schüler Beza als Feldprediger ins protestantische Heer treten, bringt Geldmittel für den Krieg auf und sucht in jeder Weise die Sache seiner französischen Glaubensbrüder zu unterstützen. Tag und Nacht beschäftigt er sich mit diesem „Makkabäerkampfe". „Möge es, wenn es zur Schlacht kommt, nur ohne viel Blutvergießen abgehen", schrieb er an einen Freund. „Unaufhörlich und von ganzem Herzen bitte ich Gott darum, daß er lediglich die Häupter schlage und das Volk verschone." Noch schmerzlicher aber als das Blutvergießen war ihm die Gewalttätigkeit und Zuchtlosigkeit, die ja fast in keinem Kriege fehlen und sich auch im reformierten Heere einstellten, so sehr Coligny und Beza auch die Manneszucht aufrecht zu erhalten suchten. Der Krieg dauerte nicht lange. Schon im Frühjahr erkaufte der in der Schlacht bei Dreux in Gefangenschaft geratene reformierte Prinz von Condé seine Freiheit durch einen sehr ungünstigen Friedensschluß, der den ernsteren protestantischen Führern wie Coligny und Beza fast als Verrat an ihrer Sache erschien. Auch Calvin war dieser Ansicht.

Die späteren leidenschaftlichen und verwickelten Kämpfe hat er nicht mehr erlebt. Ähnlich wie Luthern ist es auch ihm der Hauptsache nach erspart geblieben, die schrecklichen Greuel der Verwüstung zu erleben, die der unselige Religions- und Bürgerkrieg über sein Vaterland brachte.

b) England und Schottland.

Eine große Bedeutung hat Calvin auch für die englische und namentlich schottische Reformation gewonnen. Zwar entzog sich Heinrich VIII. seinem Einfluß nicht minder als dem der übrigen Reformatoren. Dagegen wurde es anders, als 1547 der junge Eduard VI. unter Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs von Somerset, den Thron bestieg. Auf eine ernstliche Reformation bedacht, wandten sie sich an eine Anzahl evangelischer Theologen, darunter auch an Calvin, um Rat. Der letztere legte nun in einem ausführlichen Schreiben an den Herzog seine Ansichten über Lehre und Kirchenzucht in seiner ernsten, eindringlichen Weise dar. Diese Schrift wurde sehr freundlich aufgenommen und der Herzog sandte dem Reformator zum Dank dafür einen kostbaren Ring. Auch nach Somersets noch in demselben Jahre erfolgten Sturz blieb Calvin in Verbindung mit ihm, und die neue Regierung verfolgte im wesentlichen dieselbe Richtung.

Der Ausgang des Schmalkaldischen Krieges trieb in den nächsten Jahren eine Anzahl bedeutender reformatorischer Männer wie Buzer, a Lasco, Peter Martyr u. a. als Flüchtlinge nach England, wo sie eine bedeutsame Tätigkeit für die englische Reformation entfalteten. — Im Jahre 1551 widmete der Genfer Reformator dem erst vierzehnjährigen König Eduard VI. zwei seiner Kommentare und ließ sie ihm persönlich überreichen. In einem

Begleitschreiben sucht er die englischen Machthaber von der Beschickung des bevorstehenden Tridentinischen Konzils abzuhalten; denn es sei jetzt weniger als je die Zeit, sich auf Vermittlungs- und Versöhnungsunterhandlungen mit dem Papste einzulassen. Dieses Schreiben wurde am englischen Hofe sehr gut aufgenommen, was für Calvin eine ganz besondere Genugtuung war. „Keine Summe Goldes — schreibt er einem Freund — hätte mir mehr Freude machen können."

Doch blieb in England noch viel zu tun übrig. Als ein besonders schädliches Übel sah es Calvin an, daß die Großen des Landes alle Einkünfte der Kirche an sich rissen und um einen Hungerlohn unwissende und unwürdige Prediger bestellten. Er redete deswegen dem wieder zu Gnaden angenommenen Herzog von Somerset sowie dem Erzbischof Cranmer ernstlich ins Gewissen. Mehr noch drang er bei diesen und andern hochgestellten Männern, ja selbst beim jungen König, in einer eigenen Schrift auf die Umgestaltung der bisher noch vorhandenen katholischen Kultusform. „Solange eine solche Masse von päpstlichem Unrat zurückbleibt — schreibt er an Cranmer — wird der reine Gottesdienst nicht nur entstellt, sondern je länger je mehr unterdrückt und unmöglich gemacht." Diese eindringlichen Vorstellungen blieben nicht ohne Eindruck, und zweifellos hätte die englische Kirche calvinistische Formen angenommen, wären nicht in diesen Jahren die einflußreichsten Vertreter der Reformation vom Tode dahingerafft worden. Zuerst starb Buzer, dann fiel zu Anfang des Jahres 1552 der Herzog von Somerset doch noch seinen Feinden zum Opfer (er starb auf dem Schaffot), und bereits im folgenden Jahre endete das Leben des jungen Herrschers selbst.

Die Reformatoren hatten wohl Grund, darüber traurig zu sein; denn die blutige Maria, eine fanatische Katholikin, trat nun die Regentschaft an und verfolgte die Evangelischen mit Feuer und Schwert. Um ihr Leben zu retten, flüchtete eine ganze Anzahl Reformierter nach dem Festlande, namentlich nach der Schweiz, wo Calvin sich ihrer nach Kräften annahm. Glücklicherweise herrschte die katholische Maria nur fünf kurze Jahre. Schon 1558 bestieg ihre protestantische Halbschwester Elisabeth den englischen Thron. Doch lag dieser politisch klugen Frau daran, die Katholiken ihres Reiches mit der Staatskirche auszusöhnen, und Calvins sehnlicher Wunsch, seine reformierte Kirchenverfassung auch in England eingeführt zu sehen, ging nicht in Erfüllung, zumal die „jungfräuliche Königin" eine Abneigung gegen den nüchternen und strengen Calvinismus hatte; ja sie besaß sogar eine persönliche Animosität gegen den Reformator, da sie ihn nach seinem Schüler John Knox beurteilte, der gleich bei ihrem Regierungsantritt von Genf aus ihr „Weiberregiment" äußerst heftig angegriffen und es für etwas Ungeheuerliches und Widergöttliches erklärt hatte, daß eine Frau über Staaten und Männer herrsche. Der Frauenstolz der empfindlichen und sehr von sich eingenommenen Königin war dadurch aufs höchste verletzt. Sie nannte den

rauhen Knox „den frechsten und zuchtlosesten Menschen der Erde" und keiner durfte in ihrer Gegenwart seinen Namen mehr nennen. Calvin suchte auch sie zu gewinnen, indem er ihr, wie vordem ihrem Bruder, seinen Kommentar zum Jesajas dedizierte. Aber sie wies die zugedachte Ehrung als eine Beleidigung zurück und antwortete dem Genfer Reformator, sie werde ihr Land und ihre Kirche nicht nach s e i n e n Ratschlägen, sondern nach ihrer eigenen Einsicht regieren. In größter Bestürzung suchte sich Calvin gegen ihren Vorwurf, daß er sich mit Knox über ihr Regiment unwürdig geäußert habe, zu rechtfertigen, indem er ausführte, daß er zwar im allgemeinen Knoxens Ansicht sei, die Königin aber für eine der wenigen ausgezeichneten Ausnahmen halte, die es unter den Frauen gebe. Aber auch dieser schmeichelhaften Rechtfertigung gegenüber bewahrte die Königin ihre kühl ablehnende Haltung und mit der direkten Einwirkung des „Mannes von Genf" auf England war es von nun an vorbei.

Indirekt aber blieb sein Einfluß noch immer bedeutsam. Schon die zahlreichen englischen Flüchtlinge, die nach dem Tode der blutigen Maria in ihre Heimat zurückkehrten, stellten eine sehr ansehnliche Macht dar; denn die meisten von ihnen waren calvinisch gesonnen und verbreiteten seine Gedanken erfolgreich weiter. Das englische Puritanertum, das sich im Gegensatz zur englischen Hochkirche allmählich herausbildete, ist in der Hauptsache auf Calvin und seine Schüler zurückzuführen.

Eine viel einschneidendere Bedeutung jedoch gewann Calvin für die reformierte Kirche S c h o t t l a n d s. Und zwar geschah dies durch den schottischen Reformator John Knox, der in dem Genfer Reformator sein unbedingtes Vorbild sah. Durch ihn hat die schottische Kirche eine solche Gestalt gewonnen, daß man sie als die eigentlich calvinische bezeichnen kann, vielleicht mehr noch als die Genferische und Französische. Der rauhe Reformator Schottlands war im Jahr 1554 beim Regierungsantritt der katholischen Maria mit vielen Glaubensgenossen nach Genf geflüchtet, wo sich alsbald eine englische Gemeinde bildete. Hier in Genf erhielt Knox erst seine eigentliche theologische und kirchliche Prägung. Er war ganz hingerissen von dem Genfer Gottesstaat. „Seit der Apostel Zeiten — schrieb er an seine schottischen Freunde — hat es keine Stätte auf Erden gegeben, wo das Evangelium in solcher Kraft und Reinheit gelehrt wird. Auch an andern Orten verkündigt man es, aber nirgends erneuert und durchdringt es das Leben wie hier. Ich habe mich lange gesehnt, daß Gott mich in diese Stadt bringen möge; jetzt, da es geschehen, soll sie mir zur Schule werden, in der ich das rechte Christentum lerne." Mitten unter den Jünglingen saß der 50 jährige Mann mit seinen scharfen, energischen Zügen, auf denen die um der Reformation willen erlittene Galeerenhaft ihre Spuren hinterlassen hatte, im Hörsaal Calvins und lauschte gespannt den Worten des bewunderten Meisters. Auch im persönlichen Umgange nahm er dessen Geist in sich auf.

Unter Calvins Beratung sandte er schon bald Flugschriften an die Häupter der Reformationspartei seiner schottischen Heimat und arbeitete fleißig an einer englischen Bibelübersetzung, die in Schottland sehr große Verbreitung fand.

Im Jahre 1559 kehrte er in seine Heimat zurück und stellte sich an die Spitze der reformierten Bewegung. Da er mehr ein gewaltiger Erweckungsprediger als ein tüchtiger Organisator war, so rief er in allen wichtigen Fragen der innerkirchlichen Einrichtung Calvins Entscheidung an und dieser beriet ihn in gewohnter Weise. Da er Knox als Draufgänger kannte, so ermahnte er ihn eher zu weiser Mäßigung und riet ihm, nicht allzu strenge zu verfahren. Schon im August 1560 erklärte die konstituierende Versammlung die römische Kirche in Schottland für abgeschafft. Und die angenommene Grundlage der neuen kirchlichen Gestaltung entsprach in Lehre, Verfassung und Kirchenzucht dem calvinischen Geiste dergestalt, daß der Genfer Reformator selbst sie nicht anders hätte abfassen können. Die schottische Kirche ist dieser ihrer Grundlage treu geblieben. Sie hat unter allen reformierten Kirchen die Gedanken des Meisters am vollkommensten dargestellt, und dies nicht zum Schaden der Schotten, die in der Schule und Zucht calvinischer Gedanken zu einem streng rechtlichen, hochgebildeten, edlen und wohlhabenden Volk herangereift sind.

Hauptsächlich von Schottland aus hat sich der Calvinismus später auch nach Nordamerika verbreitet und weist hier in einzelnen Staaten die echten, typischen Züge des Calvinismus auf; dasselbe gilt von Holland, wo er teilweise das Luthertum verdrängte. Doch geschah das in der Hauptsache erst n a ch des Reformators Tode, und wir gehen deshalb hier nicht näher darauf ein. Auch in Böhmen, Ungarn und andern Ländern gewann das reformierte Bekenntnis mit der Zeit Boden. Gegenwärtig mag — um das hier gleich zu sagen — die Zahl der Reformierten auf der ganzen Erde etwa 30 Millionen von den ca. 140 Millionen Protestanten betragen; die Zahl der Lutheraner ist schätzungsweise ungefähr 10 Millionen größer.

c) Italien.

Was Calvins Bedeutung für Italien anbetrifft, so haben wir schon früher von seinem Besuch und seiner Wirksamkeit am Hofe der Königin von Ferrara vernommen. Es steht ziemlich fest, daß dort auch der berühmte Malerfürst Tizian zu seinen Schülern gehört hat. Zum Beweise dafür zeigt man noch heute ein Tizian'sches Porträt Calvins in der Galerie des Bevilacqua-Palastes. Eine Zeitlang soll der große Künstler ein Anhänger der neuen Lehre gewesen sein; doch war der Eindruck kein dauernder.

Überhaupt gelangte in Italien von dem Samen, den Calvin und seine Genossen streuten, nicht viel zu rechtem Wachstum. Teils wurde er von der römischen Inquisition unterdrückt und vernichtet, teils war der leicht-



fertige und unbeständige Sinn des italienischen Volkes kein günstiger Nährboden für den Samen des Evangeliums. Calvin selbst beklagt sich bitter über die Irreligiosität des italienischen Volkes, das zum großen Teil weder von einem Schöpfer der Welt noch von einem zukünftigen Gericht etwas wissen wolle. Nirgends auf der apenninischen Halbinsel, wenn wir hier von den Waldensertälern Savoyens absehen, konnte die Reformation feste Wurzeln schlagen. Vereinzelte treue Bekenner haben ihren Glauben mit dem Märtyrertod besiegelt und wir besitzen noch Briefe Calvins, in denen er sie zum Ausharren bis ans Ende ermahnt. Viele verließen ihr Vaterland und flüchteten in protestantische Gegenden. Eine ganze Anzahl zog nach Genf und bildete hier eine kleine italienische Gemeinde, die sich der tatkräftigen Hilfe des Reformators erfreute. Die Flüchtlinge gehörten zum großen Teil der Elite des italienischen Volkes an. Wir hören von Herzögen und Grafen, Bischöfen und Äbten, reichen Handelsherrn und feingebildeten Frauen, die in ihrer Heimat alles verließen und unter großen Gefahren in Genf ein Asyl suchten, wo sie ihr bisher glänzendes Leben gegen ein sehr einfaches und bescheidenes Dasein eintauschten.

Zu ihnen gehörte auch ein Neffe des Papstes Paul IV., der Marchese von Vico und Kammerherr Karls V., Galeazzo Carraccioli. Durch die Predigt Peter Martyrs bekehrt, glaubte er unter den schmerzlichsten Kämpfen Weib und Kind und alle Güter verlassen zu müssen, um in Genf unter Glaubensgenossen leben zu können. „Ich verleugne mich selbst aus Liebe zu Dir“, sagt er in einem uns erhaltenen Gebet. „Gesegnet sei die Verbannung und das Kreuz, welches mich der Eitelkeit und der Sünde der Welt entreißt.“ Mit Calvin wurde er bald eng befreundet und der Reformator widmete ihm 1556 die neue Auflage seiner Auslegung der Korintherbriefe. „Sie haben alles besessen — schreibt er in der Zueignung — woran ein Mensch sein Herz hängen mag und haben es darangegeben: ein adeliges Erbteil von altem und berühmtem Namen, Ehren, Reichtümer, eine edle und keusche Frau, liebliche Kinder, ein herrliches Land, Paläste und Kunstschätze, Scharen von Dienern und Pferden, und wohnen jetzt in unserer kleinen Stadt wie der Geringsten einer, nicht reichlicher und nicht ärmlicher als die ersten besten Bürgersleute.“ Alle Überredungsversuche der Seinigen vermochten den charaktervollen und opferfreudigen Mann nicht umzustimmen. Seine edle Gemahlin, die sich aufs entschiedenste weigerte, ihm „in das Elend der ketzerischen Stadt“ zu folgen, erklärte das Band der Ehe für zerrissen. Von da an blieb jede Verbindung Carracciolis mit der alten Heimat zerschnitten; mit Calvins Billigung ging er 10 Jahre später in Genf eine neue Ehe ein. Er starb im Jahre 1586 hochangesehen, aber in großer Armut, wie ein Historiker bemerkt. Ähnliche Schicksale wie er erlebten auch andere vornehme Italiener. Auf 300 Familien belief sich schon nach einigen Jahren die Zahl der italienischen Auswanderer, die in Genf eine neue Heimat fanden.

Freilich hatte dieser Radikalismus, der auf ethischem Gebiet Calvin so gut gefiel, auf dogmatischem doch auch recht unangenehme Seiten für ihn, wie er gerade an der italienischen Gemeinde Genfs erfahren sollte. Er beklagt sich in seiner Schrift gegen Servet darüber, daß so viel kluge und gelehrte Männer den unseligsten Irrtümern und Ketzereien verfallen, und besonders seien unter ihnen viele Italiener, denn diese besäßen im allgemeinen einen großen Scharfsinn, der bei ihrer beweglichen Geistesanlage sehr versuchlich wirke.

Der erste, mit dem der Genfer Reformator in dieser Beziehung unerfreuliche Erfahrungen machte, war Socini, der geistige Vater der Socinianer. Er war ein liebenswürdiger, offener Charakter, den neben tiefer Sehnsucht nach Wahrheit eine große Schärfe des Verstandes auszeichnete. Im Jahre 1548 kam er zuerst nach Genf, um bei dem als scharfsinnigen Theologen bekannten Calvin Belehrung wegen seiner Zweifel, namentlich hinsichtlich der Auferstehung des Fleisches, zu suchen. Nicht ganz befriedigt, aber doch mit freundlichen Gefühlen zog der junge Italiener weiter nach Zürich. Doch hier fand er noch weniger, was er suchte, und Bullinger verwies ihn wieder auf den Genfer Reformator, in der Überzeugung, daß nur die feinste Dialektik über diesen scharfsinnigen Geist etwas vermöge. Socini setzte denn auch schriftlich seine Erörterungen mit Calvin fort, und dieser suchte ihm in einem Schreiben vom Juli 1549 allerlei Schwierigkeiten zu lösen. Er fragt Socini, ob diese Zweifel nicht vielleicht mehr der Neugierde als dem frommen Interesse entspringen, und fährt fort: „Weniger um mir Mühe zu ersparen, als weil ich hievon überzeugt bin, antworte ich in aller Kürze. Daß Dir die Auferstehung des Fleisches unglaublich vorkommt, wundert mich nicht im mindesten. Daß Du Dir jedoch deswegen einbildest, Du dürftest davon aufgeben, was Dir nicht zusagt und Dich einfach daran halten: wir würden dereinst mit einem neuen Leibe bekleidet werden, ist der Schriftlehre keineswegs entsprechend." Dann sucht er ihm durch zahlreiche Schriftstellen nachzuweisen, daß der gleiche, gegenwärtige, sterbliche Leib erweckt, verwandelt und unsterblich gemacht werden solle, wie auch Christus in seinem gekreuzigten Leib wieder auferstanden sei.

Diese Belehrung genügte aber Socini nicht und er erbat sich nochmals bestimmtere Auskunft über die Frage, ob die Auferstehung des Fleisches durch *Vernunftgründe* erwiesen werden könne. Diesmal antwortet Calvin ihm noch zurechtweisender als das erstemal. Er erklärt, daß er auch nicht einmal das *Verlangen* habe, mehr über diese Frage zu wissen. „Wenn ich Dir sage, daß mir *nicht mehr* von Gott geoffenbart und gegeben ist, so wäre es unbillig von Dir, noch weiter in mich zu dringen. . . Was ich Dir geschrieben habe, steht mir so fest und ist mir so sicher durch Gottes Wort dargetan, daß mich kein Zweifel darüber anficht. Willst Du mehr erfahren, so mußt Du es anderswo suchen." Socini wandte

sich dann weiter nach Deutschland und befand sich gerade bei Melanchthon in Wittenberg, als dort die Nachricht von dem Bolsecschen Prozeß eintraf. In diesem konnte er dem von ihm verehrten Calvin nicht Recht geben und machte ihm über die heftige und gewalttätige Art, mit der er den Streit um die Prädestinationslehre geführt, Vorstellungen. Er konnte sich hierbei auch auf das Urteil Melanchthons berufen. Calvin antwortete ihm, er solle sich nicht unnützerweise mit solchen nichtigen Dingen beschäftigen und sich nicht mit gefährlichen Hirngespinsten verderben. „Durch mein Schweigen werde ich nun zu erlangen suchen, daß Du mich nicht wieder störst über das nachzusinnen, was meinem Glauben zur Erbauung dient." Trotzdem wandte Socini sich drei Jahre später noch einmal in derselben Frage an Calvin und legte ihm seine Zweifel und Bedenken gegen die Prädestinationslehre ausführlich dar. Calvin suchte zwar seine Zweifel zu widerlegen, wurde aber in seinem Mißtrauen gegen den Zweifler nur noch bestärkt. Er bat Bullinger, ein Glaubensexamen mit dem jungen Italiener anzustellen. Socini legte darauf ein durchaus befriedigendes Glaubensbekenntnis ab und das freundschaftliche Verhältnis zum Reformator scheint ferner nicht getrübt worden zu sein. Mit andern schweizerischen Theologen bemühte sich Calvin im Jahre 1558, Socini wieder zu seinem in Siena konfiszierten Vermögen zu verhelfen, und der letztere spricht ihm dafür in herzlichen Worten seinen warmen Dank aus.

So weit können wir den Verkehr dieser beiden Männer verfolgen. Socini starb bereits 1562 im 37. Lebensjahre in Zürich. Schon in der letzten Zeit vor seinem Ende hatte er sich von den früheren Freunden zurückgezogen und damit angedeutet, was seine hinterlassenen Schriften vollends offenbar machten: daß er nämlich im Grunde nicht zu ihnen gehöre und sich nie völlig als zu ihnen gehörig gefühlt habe.

Auch die Gedanken des zum Flammentod verurteilten Servet hatten in der italienischen Gemeinde Genfs Boden gefunden. Der Rechtsgelehrte Matteo Ribaldo sprach offen seine Mißbilligung über die Verbrennung Servets aus, an dessen Lehre nicht *alles* zu verwerfen sei, und äußerte die Ansicht, es müsse jedem erlaubt sein, zu glauben, was er wolle. Eine Unterredung mit Calvin verlief resultatlos. Ribaldo leugnete hartnäckig, daß Vater und Sohn *ein* Gott seien. Daraufhin wurde er vor den Rat beschieden und als Ketzer mit ewiger Verbannung aus Genf bestraft. Aber das „Gift seiner Ketzerei" hatte bereits weiter um sich gefressen, und immer offener wagte man in der italienischen Gemeinde, die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit zu bezweifeln. Besonders der geistvolle und gelehrte Arzt Georg Blandrata machte sich dadurch unliebsam bemerkbar. Nachdem er jahrelang seine Bedenken mit Calvin besprochen und dieser sie ihm zu widerlegen versucht hatte, wurde der Reformator der Sache überdrüssig, und er fuhr Blandrata hart an, da er bösen Willen bei ihm voraussetzte.

Blandrata fragte unter anderem nach Substanz und Person in dem Wesen des dreieinigen Gottes, ob man Gott auch ohne den Sohn anrufen dürfe, ob die theologische Spekulation in der kirchlichen Lehre erlaubt sei u. a. Als er endlich Calvin vorschlug, ausdrücklich zu verwerfen, was die alten Kirchenlehrer wie Justin und Tertullian in unvollkommener Weise gelehrt hätten, und seine eigene, „besser ausgebildete Darstellung“ an die Stelle zu setzen, vermutete Calvin eine Falle, wodurch er in die antitrinitarischen Streitigkeiten hineingezogen und der rechtgläubigen Christenheit verdächtigt werden solle, und er verbot Blandrata sein Haus. Da dieser sich in Genf nicht mehr recht sicher fühlte, ging er später nach Polen.

Ein Gesinnungsgenosse Blandratas war sein Landsmann Johann Valentin Gentile. Er warb im stillen Anhänger für seine Ansichten und mußte deshalb ins Gefängnis wandern. Er betrachtete Calvin als seinen persönlichen Feind und beklagte tief, daß er sein Vaterland Calabrien verlassen und so weit hieher gekommen sei, um Calvin zu sehen, dessen großer Name ihn angezogen habe. Man hielt ihm vor, daß die Quelle seines Irrtums nicht etwa Unwissenheit, sondern verkehrter Sinn, Eitelkeit und Verstocktheit sei. Mit erregten Schmähungen überschüttete der Gefangene den Reformator. Als er sah, daß er zu weit gegangen war, bat er um Nachsicht und widerrief, um sich zu retten. Er wolle lieber so vielen gelehrten Männern, die seine Meinung als Irrtum verworfen hätten, glauben, auch wenn sie träumten, als sich selber, wenn er wache. Auf diese schlecht verhüllte Spottrede hin schickten die Machthaber in Genf sich an, gegen den hartnäckigen Irrlehrer „peinlich“ vorzugehen, und der Gerichtshof meinte noch milde zu sein, als er ihn anstatt zum Scheiterhaufen zum Tode durchs Schwert verurteilte. Da indes der Verurteilte sich zu jedem Widerruf bereit erklärte und Calvin, den Rat und die Kirche um Verzeihung bat, so ließen die Richter Milde walten. Immerhin mußte Gentile noch im Büßerhemde, barfuß und barhaupt, eine brennende Fackel in der Hand, unter Trompetenschall und Zusammenlauf des Volks durch die Straßen ziehen, Richter und Obrigkeit kniefällig um Verzeihung bitten und seine Schriften eigenhändig auf den Scheiterhaufen werfen. Außerdem mußte er unter Eid geloben, das Weichbild der Stadt nicht verlassen zu wollen. Daß er diesen Eid brach und bei erster bester Gelegenheit aus der ihm so ungastlichen Stadt entfloh, wird man dem charakterschwachen Italiener nicht sehr verdenken können; denn in dem glaubensengen und -strengen Genf war ein Ketzer wie er seines Lebens doch nie so recht sicher. Wurde doch schon im Februar des folgenden Jahres seine Landsmännin, Katharina Copa aus Ferrara, die die Strenge des christlichen Lebens in Genf mißbilligt, den Tod Servets getadelt und sich als Anhängerin Gentiles erklärt hatte, zu derselben fußfälligen Abbitte wie er verurteilt, mit dem Zusatz, Genf innerhalb 24 Stunden bei Todesstrafe zu verlassen.



Daß diese aus Genf Vertriebenen nicht den Ruhm des Reformators in die Welt hinausposaunten, sondern ihm böse Nachrede bereiteten, läßt sich denken. Übrigens ist Gentile seinem Schicksal doch nicht entgangen. Er setzte seine antitrinitarische Propaganda auch außerhalb Genfs fort und wurde 1566 in der Nachbarstadt Bern durchs Schwert hingerichtet. Es gab in jener Zeit eben auch außerhalb Genfs sehr peinliche Glaubensgerichte.

d) Polen.

Hoffnungsvoller als in Italien ließ sich die reformatorische Bewegung in Polen an, dessen Bewohner ja in mancher Beziehung den Südländern ähneln. Luther erfreute sich hier schon gleich bei seinem Auftreten begeisterter Zustimmung. Doch fand später die reformierte Lehrauffassung in Polen noch größeren Anklang als die lutherische. Es hängt das wohl mit der Neigung der Polen zusammen, radikaler vorzugehen, auch gegen die kirchliche Tradition, als Luther dies tat. Hierin kam ihnen Calvin mehr entgegen, wie denn auch die aristokratisch-republikanische Form seiner Kirchenverfassung den polnischen Einrichtungen besser entsprach. Seine Schriften fanden in Polen bald große Verbreitung. In der zweiten Hälfte der 40 er Jahre bildeten sich im Lande eine Anzahl Gemeinden nach Genfer Vorbild, und in seiner Zueignung des Kommentars zum Hebräerbrief an König Sigismund August vom Jahr 1549 tritt Calvin schon als der berufene Wortführer der polnischen Reformation auf. „Und so fordere ich denn — schreibt er sehr selbstbewußt in einem Brief an den König — als der, welchen der höchste König zum Herold seines Evangeliums und zum Prediger seiner Kirche ernannt hat, in Seinem Namen Euer Majestät auf, die Sorge um den reinen Gottesdienst in Ihrem Reiche jeder andern voranzustellen."

Außerdem trat der Reformator mit den einflußreichsten Männern Polens in Briefwechsel und belehrte, ermahnte und drängte sie, nicht mehr mit bloßer Duldung ihrer Überzeugung sich zufrieden zu geben, sondern die allgemeine Einführung der Reformation zu verlangen. Man ging den König an, alsbald eine allgemeine Nationalsynode einzuberufen, an der die Wortführer der Reformation, in erster Linie Calvin, Beza und Melanchthon teilnehmen sollten. Indes hielt der König nicht, was der Genfer Reformator von ihm erwartet hatte. Er war nicht so rücksichtslos entschlossen wie Calvin und konnte es in seiner Stellung wohl auch nicht sein. Zudem wurde er durch die inneren Streitigkeiten der Protestanten an der Richtigkeit ihrer Prinzipien irre gemacht und wußte nicht recht, welcher der beiden Parteien er sich zuwenden sollte. Immerhin wies er die von dem päpstlichen Legaten geforderte gewaltsame Ausrottung der Ketzer weit von sich und hielt sich persönlich zur evangelischen Auffassung.

Indessen erwuchs Calvin in Johannes a Lasco, dem edelsten und bedeutendsten Vertreter des Evangeliums in Polen, ein verheißungsvoller Bundesgenosse. Von der blutigen Maria aus England und den lutherischen Streittheologen aus Deutschland vertrieben, kehrte er 1556 in seine Heimat zurück und begann hier eine erfolgreiche, reformatorische Tätigkeit. Calvin beriet ihn dabei, wo und wie er nur konnte. Lasco stand auch beim König in hohem Ansehen und hatte Zutritt bei Hofe.

Der evangelische Adel war in Calvin gedrungen, persönlich nach Polen zu kommen, da seine Anwesenheit die reformatorische Sache vielleicht mit einem Schlage entscheiden werde. Dieser konnte jedoch eine solche Hoffnung nicht teilen und lehnte ab; er könne um dieses einen Werkes willen nicht alles andere im Stich lassen. Auch sei kein Grund vorhanden, von ihm mehr zu erwarten als von dem trefflichen a Lasco. Brieflich aber ermahnte er die hohen Herrn unaufhörlich mit der ganzen Rückhaltlosigkeit des „Heroldes Gottes". „Vielleicht wäre es Ihnen lieber", schreibt er dem Grafen von Tarnow, einem Führer der evangelischen Bewegung in Polen, „ich schwiege jetzt; aber das Beispiel des Paulus, der zur Zeit und zur Unzeit anzuhalten befiehlt, gebietet mir ein anderes." Indessen wurde der ernste Mahner, der ihm aufdringlich erschien, dem Grafen allmählich doch etwas unbequem und er antwortete ihm wenig höflich, für seine Person erkenne er keine Verpflichtung an, die polnische Kirche von dem Unflat des Papsttums zu reinigen. Daß freilich die Prediger das „Amt des Schreiens" (munus clamandi) hätten, wolle er nicht in Abrede stellen; aber er, der an den Stufen des Thrones stehe, müsse von andern Gesichtspunkten ausgehen. Ihm liege es vor allem ob, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten und sich dafür nicht auf irgend welchen geheimnisvollen Schutz Gottes, sondern auf die von der Vernunft gebotenen Mittel zu verlassen. Auch die Prediger würden besser tun, wenn sie mehr in diesem Sinne handelten und nicht durch allerlei bittere Schriften, unnütze Neuerungen und theologische Zänkereien immer wieder die Ordnung und den Frieden störten.

Calvin blieb ihm die Antwort nicht schuldig; sie fiel ernst genug aus und zeigt, daß er seiner Würde nichts vergab. Mit feiner Ironie erwidert er u. a.: „Ich darf mich zu Ihrer Gesinnung eines weit besseren versehen, als Ihre Briefe auszudrücken scheinen. Ich hätte gewünscht, daß Euer Exzellenz sich eines Schreibers bedient hätten, der getreuer niedergeschrieben, was Sie ihm aufgetragen; denn nicht Ihre, sondern seine Ideen hat er zu Papier gebracht. Mehr werde ich darum nicht darauf sagen und mich auch durch den Spott, der mir entgegengehalten wird, nicht dazu reizen lassen, die Grenzen der Bescheidenheit zu überschreiten. Zu schmeicheln verstehe ich zwar nicht; aber auch die Roheit des niedrigsten Volkes habe ich mit Sanftmut ertragen gelernt und will die ehrerbietige Hochachtung

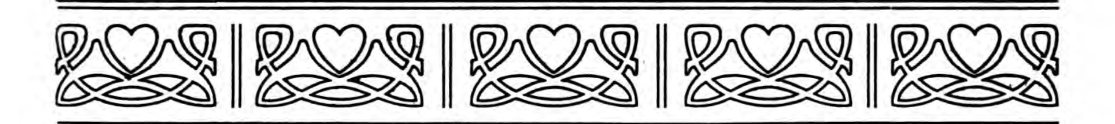


nicht vergessen, die ich Euer Exzellenz schulde. Nur werden Sie es mir zu gute halten, wenn ich nicht ertragen kann, daß man den heiligen Namen Gottes zugleich mit der Religion ins Lächerliche zieht."

Freundlicher war der Fürst von Radziwill gegen Calvin. Doch neigte auch dieser zur antitrinitarischen Auffassung, die um jene Zeit durch Socini und Blandrata in Polen verbreitet war. Insbesondere wußte der aus Genf vertriebene Blandrata die Polen zu bezaubern „wie ein Engel vom Himmel", und selbst a Lasco, der schon 1559 starb, kämpfte vergebens gegen seinen Einfluß an. In Wilna, der Residenz Radziwills, hatte der Italiener die ganze Geistlichkeit für sich gewonnen. Und als Calvin sich in scharfer Polemik gegen Blandrata wandte, ergriff Fürst Radziwill entschieden Partei für ihn und wurde fast irre an dem Genfer Reformator. Zwar verlegte der italienische Arzt das Feld seiner Tätigkeit bald nach Siebenbürgen, aber er hatte doch schon zahlreiche Anhänger gewonnen. Und als nun mehrere Synoden (1561—63) die antitrinitarischen Lehren verwarfen, traten sie aus der reformierten Kirche aus und gründeten eine eigene Gemeinschaft. Alle schriftlichen Ermahnungen Calvins verschlugen nichts dagegen, so daß er im Jahr 1563, kurz vor seinem Ende, meinte, er würde sich am liebsten von der Sache zurückziehen und schweigen; das ganze polnische Volk sei ihm verdächtig geworden und es komme ihm vor, als ob nur wenige es aufrichtig meinten.

Tatsächlich hatte die Reformation unter dem leichtbeweglichen Polenvolk noch keine festen Wurzeln geschlagen, sonst hätten die Jünger Loyolas wenige Jahrzehnte später nicht so leichte Arbeit gehabt.





Neuntes Kapitel.

Calvins Beziehungen zur Schweiz und zu Deutschland.

a) Die Schweiz.

Eigenartig sind die Beziehungen, in die der Genfer Reformator zur Schweiz getreten ist, soweit sie damals schon reformiert war. Ein Mann wie Calvin konnte nicht anders, als auch hier zu versuchen, durch seine geistige Überlegenheit eine Einwirkung auszuüben und ein geistiges Abhängigkeitsverhältnis herzustellen. Es handelte sich dabei vornehmlich um die Lehre vom hl. Abendmahl und um das rechte Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Der starre Zwinglianismus sollte hier überwunden werden und in der höheren Form der Calvinischen Lehrauffassung aufgehen. Calvin hoffte dadurch auch dem lutherischen Deutschland näher zu kommen und so eine großartige Einheit der Reformierten und Lutheraner zu gewinnen, die sich seit dem Fehlschlagen der Einigungsverhandlungen zwischen Luther und Zwingli ziemlich schroff gegenüberstanden.

Zu diesem Zweck knüpfte er schon bald Unterhandlungen mit den Zürichern, namentlich mit dem einflußreichen und gediegenen Bullinger an. Dieser war zwar mit Calvins Abendmahlslehre wesentlich einverstanden, vermutete aber doch einen geheimen Zusammenhang derselben mit den ihm unsympathischen Buzerischen Unionsbestrebungen zwischen Lutheranern und Reformierten. Wie um den Genfer Reformator auf den Zahn zu fühlen, sandte er ihm 1546 seine neue Schrift „Von den Sakramenten" noch vor dem Druck „im tiefsten Vertrauen" mit der Bitte zu, ihm sein Urteil darüber kundzutun. Das geschah denn auch mit der rückhaltlosen Offenheit, die Calvin eigen war. Bullinger fühlte sich dadurch zuerst

etwas gereizt und antwortete in ziemlich scharfem Ton. Calvin erwiderte, er habe nur seine Bitte mit der Offenheit eines wahren Freundes erfüllt. Doch sehne er eine innigere Gemeinschaft mit den Glaubensgenossen in der Schweiz herbei. „Denn obschon ich mir einer innigeren Verbindung mit Christo in dem Sakrament bewußt bin als Du in Deinem Buche ausdrückst, so wollen wir doch darum nicht aufhören, denselben Herrn zu haben und in ihm eines zu sein."

In einem späteren Schreiben setzt er Bullinger dann noch einmal seine Ansicht vom Abendmahl kurz und bündig auseinander und sucht darzutun, daß dieselbe sich in sehr wesentlichen Punkten mit der Auffassung der Züricher decke: „Ihr besteht darauf", schreibt er, „daß Christus nach seiner menschlichen Natur im Himmel sei und dasselbe behaupten auch wir. Ihr leugnet, daß der Leib des Herrn räumliche Unbeschränktheit habe; und wir stimmen von Herzen dieser Meinung zu. Ihr wollet nicht, daß die Zeichen mit der Sache verwechselt werden, und wir lassen nicht ab, darauf zu dringen, daß man das eine von dem andern unterscheiden müsse. Das allerdings lassen wir uns nicht nehmen, daß Christus bei seinem Mahle unter uns gegenwärtig ist, ja daß seine Gemeinschaft uns wirklich und wesentlich dargereicht wird mit den äußeren Zeichen, so daß wir Teilhaber werden seines Blutes und Fleisches, und er mit allen seinen Gütern Wohnung in uns macht und wir in ihm. Ist dies nicht einfach und klar, oder entfernt es sich etwa von dem Worte Gottes?"

Dieses Schreiben machte großen Eindruck auf Bullinger und förderte die Annäherung um einen guten Schritt. Nachdem Calvin noch auf eine Anfrage Bullingers über einige ihm noch unklar gebliebene Punkte befriedigende Auskunft gegeben, spricht er die Hoffnung aus, daß die Züricher nun endlich ihren „ungerechten und unwürdigen Verdacht", als wolle er sie mit Buzerschen Vermittlungsformeln einfangen und täuschen, fahren lassen werden. Darauf schrieb der milde und ruhige Bullinger sehr entgegenkommend: Calvin habe durch seine Erklärung viel bei ihm ausgerichtet. Jetzt verstehe er ihn viel besser als vorher. „Ich will gewiß nicht auf meiner Meinung und meinen Ausdrücken beharren, außer soweit sie der Wahrheit entsprechen. Sind wir nun dem Sinne nach nicht mehr von einander verschieden: warum sollen wir es in irgend einem Punkte bleiben? . . . Laß uns ernstlich beten und alle Kräfte in der Schweiz ernstlich zusammennehmen, damit unsere Kirchen einträchtig werden! Darauf wende alle Deine Bemühungen! Wir werden ebenfalls mit allen Kräften unserer Pflicht nachkommen."

Über dieses Entgegenkommen Bullingers war der Genfer Reformator hoch erfreut. „Dein Brief", schreibt er, „hat mich wunderbar erquickt und getröstet. Nie erinnere ich mich, ein erfreulicheres Schreiben erhalten zu haben. Wir sind demnach in der Sache so gut wie einig, und nichts



steht im Wege, daß wir auch über die Ausdrücke uns verständigen." Auf Farels Drängen entschloß sich Calvin sogar, persönlich nach Zürich zu reisen, um die Einigungsverhandlungen weiter und womöglich zu einem guten Ende zu führen. Im Mai 1559 kam er mit seinem Neuenburger Freunde in Zürich an. Und über Erwarten schnell verständigte und einigte man sich. Unter Mitwirkung einiger Ratsmitglieder kam sehr bald die berühmte „Zürcher Übereinkunft" (Consensus Tigurinus) zustande, durch welche sich die Zwinglische und die Calvinische Reformation für immer zu der einen „reformierten Kirche" vereinigten. Der ursprüngliche Zwinglianismus wurde durch die Calvinische Lehrauffassung namentlich in der Abendmahlsfrage ergänzt und auf eine höhere Lehrstufe erhoben, ein Akt von kirchengeschichtlicher und auch weltgeschichtlicher Bedeutung; denn der Protestantismus, der damals durch die Niederlage der evangelischen Fürsten im Schmalkaldischen Krieg in große Bedrängnis geraten war, gewann dadurch wieder an Ansehen, Kraft und Einfluß.

Die Freude über diese Einigung war bei allen Anhängern der evangelischen Unionsbestrebungen außerordentlich groß. Von Melanchthon wird erzählt, daß er erst von da an das nötige Vertrauen zu den Schweizern gewonnen habe, um sich ihnen offener zuzuneigen und nie mehr gegen sie zu reden oder zu schreiben. Durch behutsames, geschicktes Vorgehen gelang es auch, fast alle deutsch-schweizerischen Kirchen, die zwinglisches Gepräge trugen, zu bewegen, der „Zürcher Übereinkunft" beizutreten. St. Gallen, Schaffhausen, Graubünden, Neuenburg gaben alsbald ihre Zustimmung. Auch Basel, zwar etwas verletzt, daß man es bei den Verhandlungen ignoriert habe, hatte gegen die Sache selbst nichts einzuwenden. — Die Verständigung der beiden reformierten Mutterkirchen Zürich und Genf trug schöne Früchte. „Und diese Verständigung ist von da an nie mehr gestört worden", ruft Beza aus; „wir dürfen hoffen, daß sie fortdauern werde bis an das Ende der Welt."

Nur der Kanton Bern schloß sich von dieser Einigung aus. Die nächsten Nachbarn vertragen sich ja oft am wenigsten. Genf hatte mit Hilfe Berns seine Selbständigkeit errungen, und der mächtige Kanton rechnete dafür auf die Dankbarkeit der kleinen Schwesterstadt und hätte sie wohl nicht ungern in ein Hörigkeitsverhältnis hinabgedrückt. Das wollten sich die Genfer aber keineswegs gefallen lassen. Dazu kamen noch nationale und religiös-kirchliche Differenzen. Das überwiegend romanische Genf bildete seit der Zeit, wo Calvin dort den maßgebenden Einfluß hatte, in vieler Hinsicht einen Gegensatz zu dem germanischen Bern, wo eine zwinglische und eine lutherische Richtung neben einander existierten. Dadurch, daß das Genf geistig verwandte Waadtland dem Kanton Bern einverleibt war, hatten sich die Reibungsflächen noch vermehrt. Wir haben diese Reibereien ja schon mehrfach berührt. Kurz vor dem Zustandekommen der „Zürcher Übereinkunft" schrieb der milde Berner Theologe Haller an Bullinger:

„Calvin und Farel sind den meisten unserer Senatoren wohl bekannt und ebenso wohl verdächtig.“ Er selber schätze zwar Calvin hoch und lerne gern von ihm, doch besitze jener allzuviel Regentengeist, und den liebe man in Bern nicht. — Als die Berner von der „Zürcher Übereinkunft“ erfuhren, war man sehr überrascht und verdrießlich. Auf die Einladung Bullingers, der Übereinkunft beizutreten, erwiderten die Berner, sie sähen nicht ein, wozu das neue Bekenntnis dienen solle; denn in den früheren Konfessionen sei schon alles zur Genüge auseinandergesetzt. Auch habe zwischen der Berner und der Genfer Kirche nie ein offener Zwiespalt bestanden, der es ratsam und nötig mache, angesichts der Papisten ihre Einigung kundzutun.

So hartnäckig verweigerten die Berner ihre Unterschrift. Calvin konstatierte mit Genugtuung, wie Recht er gehabt, wenn er sie schon früher als störrische Köpfe bezeichnet habe. Noch gereizter wurde die Stimmung zwischen den beiden Schwesterstädten seit dem Herbst 1551 infolge des Bolsec'schen Streites; denn statt der Abendmahlslehre trat nun eine ganz neue Frage, die so hervorstechende Prädestinationslehre, in den Mittelpunkt der Verhandlungen. Calvin gab sich der Hoffnung hin, daß das glaubensverwandte Bern sich in diesem Stück wenigstens mit ihm in Übereinstimmung befinde. Wie sehr er sich darin täuschte, zeigten die darüber eingeholten Gutachten der Schweizer Kirchen. Sie suchten die Ansicht Bolsecs als eine von vielen frommen Gottesmännern vertretene zu entschuldigen und warnten die Genfer davor, ihn streng zu behandeln; vielmehr sollten sie die brüderliche Liebe, die das vornehmste Kennzeichen der Brüder sei, walten lassen; denn Liebe und freundliche Geduld richteten mehr aus als Strenge und stürmische Hitze. Calvin faßte in seiner aufbrausenden Heftigkeit diese Ermahnungen als eine absichtliche Beleidigung auf. Er würdigte die Berner, deren bösen Willen er für unverbesserlich hielt, keiner Antwort. In dem Prozeß gegen Servet war Bern im ganzen einig mit Genf, doch wurde Calvin auch in dieser Sache von manchen Bernern übertriebener Härte beschuldigt. Sogar die Tagelöhner in den Schenken und die Weiber auf den Straßen lärmten über die Genfer Irrlehrer, die das Böse für Gottes Werk erklärten. Auf die energischen Beschwerden Calvins und seiner Kollegen versprach zwar der Berner Rat, Bolsec überwachen zu lassen; auch verbot er das Streiten über kirchliche Ordnungen und Lehren. Zugleich aber wurde vor der Prädestinationslehre gewarnt, und bei Strafe der Landesausweisung den Berner Landeskindern verboten, nach Genf zu gehen, um dort „zur großen Schmach und Verachtung der Landeskirche das Abendmahl nach calvinistischer Weise zu feiern“.

Diese Verordnung empfand Calvin als einen Schlag ins Gesicht. Unverzüglich machte er sich mit seinen getreuen Freunden und Vasallen Farel und Viret auf den Weg nach Bern. Zwei Ratsmitglieder und ein Geistlicher aus Genf begleiteten sie. Vergebens bot der Genfer Reformator in den



langen Verhören und Verhandlungen seine ganze wuchtige und eindringliche Beredsamkeit auf, eine Genugtuung zu erlangen, seine Person und Lehre zur Anerkennung und die „Lästerer“ zur Bestrafung zu bringen. Der Rat ermahnte beide Teile zur Versöhnlichkeit und künftigen Vermeidung alles Haders, nahm aber sein Edikt bezüglich des Abendmahls nicht zurück. Daß Calvin sich daraufhin zu allzu heftigen Vorwürfen hinreißen ließ, machte die Sache natürlich nur schlimmer. Die Gegner antworteten im gleichen Ton und der Rat formulierte sein Urteil nur noch schärfer. Eine so bittere Demütigung hatte der gewaltige Mann wohl noch nie erlebt. In größter Erregung und Entmutigung kehrte er nach Genf zurück, überzeugt, daß die Berner nicht ruhen würden, bis sie ihn aus der Stadt vertrieben und sein Werk zerstört hätten. Und doch durfte er jetzt weniger als je seiner Gereiztheit und Bitterkeit gegen Bern nachgeben, denn gerade in jenen Tagen war es, wo Savoyen wieder die Stadt Genf bedrohte und der Bundesvertrag mit dem mächtigen Bern ablief. Um sein Werk in Genf zu erhalten, unterdrückte der Reformator mit mannhafter Selbstbeherrschung seinen Zorn und zeigte sich als klugen Diplomaten und weitblickenden Staatsmann. Er wandte sich in einem gemäßigten Schreiben an den Berner Rat, ja ließ es sich nicht verdrießen, persönlich um Herstellung der alten freundlichen Beziehungen zu bitten. Aber das alles hätte die gegen Calvin erbitterten Berner Herren wohl nicht umgestimmt, wenn nicht die übrigen Schweizerkantone um der evangelischen Sache willen für Genf eingetreten wären und Bern zum Einlenken bewogen hätten. Der Bundesvertrag wurde im Jahre 1558 unter großem Jubel der Genfer Bevölkerung feierlich zu einer „ewigen Allianz“ erneuert und damit ohne Opfer und Demütigungen für Genf wenigstens auf *politischem* Gebiet eine Einigung erzielt.

Die kirchliche und theologische Kluft freilich blieb nach wie vor bestehen, ja vertiefte sich noch. Seine größte Schärfe erreichte dieser Widerstreit noch in demselben Jahre 1558, als die Lausanner Geistlichen auf Calvins Drängen hin die Zügel der Kirchenzucht schärfer anzogen. Es handelte sich darum, ob das Recht der Ausschließung vom Abendmahl und aus der Kirche dem Rat oder der Geistlichkeit zustehen sollte. Der Berner Rat nahm dies Recht für sich in Anspruch und wollte milde Kirchenzucht ausgeübt wissen. Doch ließ er lange Zeit weise Mäßigung den Geistlichen gegenüber walten, und da auch der einflußreiche, milde und edle Viret, „der unentbehrliche Mann mit unschätzbaren Eigenschaften“, sich um eine Versöhnung bemühte, wäre es vielleicht noch zu einem Ausgleich gekommen, hätte sich Calvin nicht mit ganzer Wucht dazwischen geworfen. Er fuhr den alten treuen Freund mit unverdienter Härte an und setzte es durch, daß ein großer Teil der Lausanner und Waadtländer Geistlichen die Austeilung des Abendmahls *ohne* das Exkommunikationsrecht endgültig verweigerten. Daraufhin wurden sie vom Berner Rat ihres Amtes entsetzt und aus dem Lande gewiesen. Die

meisten fanden Amt und Brot an der neubegründeten Genfer Akademie; Viret ging später als Prediger nach Frankreich.

Damit war die offizielle Stellung Berns zum Calvinismus entschieden. Wie das Verhältnis von Juda und Samaria erschien von nun an dem Genfer Reformator das Verhältnis zwischen Genf und Bern, wobei er der letzteren Stadt natürlich die Rolle Samarias zuwies. Die übrigen evangelischen Schweizerkirchen aber nahmen trotz der Zuneigung, die man für den allgemein beliebten, echt evangelischen Viret empfand, mehr Partei für die Berner und klagten Calvin und seine Freunde der Schroffheit, des Eigensinns und der Streitsucht an. — Trotzdem haben Calvins Anschauungen auch in Bern, wo sie offiziell nicht anerkannt waren, im Lauf der Zeit sich Eingang verschafft und sind bis in die Gegenwart hinein wirksam. Ist doch auch ein Mann wie der Waadtländer Alexander Vinet, der Gründer der „freien Kirche" in der französischen Schweiz, ein geistiger Sohn und Erbe des großen Genfer Reformators.

b) Deutschland.

In gewisser Beziehung kann Calvin auch zu den deutschen Reformatoren gezählt werden. Wir sahen schon im ersten Abschnitt, welches Ansehen er während seiner Straßburger Zeit in dem evangelischen Deutschland genoß, und wie er unter den ersten Wortführern an einer Reihe von Reichstagen und Religionsgesprächen teilnahm. Auch als er nach Genf übergesiedelt war, unterhielt er noch zahlreiche Beziehungen zu Deutschland. Mit großer Aufmerksamkeit und erstaunlichem Scharfsinn verfolgt er alles, was dort geschieht, zeigt sich über alles unterrichtet und nimmt an allem den lebendigsten Anteil. Erblickte und ehrte er doch in der evangelischen Kirche Deutschlands die Mutter der ganzen reformierten Christenheit.

Seine mehr nebensächlichen Bemühungen um die Durchführung der Reformation in Metz und dem damals noch deutschen (württembergischen) Mömpelgard seien hier nur kurz erwähnt. Viel wichtiger ist Calvins Eingreifen im Jahre 1544, als Kaiser Karl V., um dem mit Frankreich verbündeten Papst einen Schreck einzujagen, reformatorische Neigungen zur Schau trug und eine Nationalsynode zur Erledigung des Religionsstreites berufen wollte. Als Papst Paul III. daraufhin an den Kaiser eine Strafepistel erließ, veröffentlichte Calvin seine „Bemerkungen zu dem Briefe des Papstes Paul III. an Kaiser Karl V.", um dem letzteren gegen den Papst den Rücken zu stärken. Der Papst hatte seine Strafpredigt gegen den Kaiser als eine dringende Pflicht hingestellt, um nicht als ein Eli und schlechter Hoherpriester, der die Fehler seiner Söhne ungerügt lasse, erfunden zu werden. „Wenn dies Beispiel der Strafe Gottes den heiligsten Vater wirklich so erschreckt", bemerkt hierzu Calvin in feiner und scharfer Weise,

„so muß man sich nur darüber wundern, daß er lediglich über das sogenannte Vergehen des Kaisers sich bekümmert, während er doch den Sünden seiner eigenen und natürlichen Kinder so gleichgültig zusieht." Auch dieser Papst hatte nämlich etliche uneheliche Kinder, die ein ebenso anstößiges und ausschweifendes Leben führten wie er selber. „Und indem du nun den Kaiser deiner väterlichen Liebe versicherst", fährt der Genfer Reformator mit schneidender Ironie fort, „o wie viel herzliche und ausgezeichnete Beweise derselben müssen ihm da einfallen! Wenn die christlichen Fürsten sich vor diesem päpstlichen Götzenbilde nicht wie vor einer finsteren Gottheit fürchteten, welch eine herrliche Liste von Liebeswohltaten, die ein jeder von ihnen erfahren, könnten sie wohl veröffentlichen! Aber wir brauchen ja ihre Geheimnisse nicht zu durchdringen. Was jedermann bekannt ist, genügt vollkommen, um klar zu machen, was für eine Vatergesinnung du gegen sie hegst!"

Von einem allgemeinen Konzil erwartet Calvin bei der damaligen Zerrissenheit und Verwirrung nichts, auch werde der Papst niemals zugeben, daß alle Kirchen zu einer freien und billigen Verhandlung zusammentreten. Aber ein allgemeines Konzil sei auch gar nicht das rechte Heilmittel. Die Kirchengeschichte zeige Beispiele genug von Versammlungen, die ohne allen Zusammenhang mit Rom zur Ordnung dieser oder jener Frage abgehalten worden seien. „Warum solltest du denn nicht diesem Beispiel folgen, erhabener Kaiser?"

Aus den erst vor einigen Jahrzehnten wieder aufgefundenen, von Karl V. selbst verfaßten „Denkwürdigkeiten aus seinem Leben" geht hervor, daß Calvins Schrift dem Kaiser nicht unbekannt geblieben, aber nicht sehr freundlich von ihm aufgenommen worden ist. „Es betrübte ihn sehr — heißt es an einer Stelle — daß die Protestanten diese Veranlassung benutzten, um dem Papste in seinem Namen zu antworten." Jedenfalls hat sich Karl V. durch Calvins Schrift nicht günstiger für die Reformation stimmen lassen. Er ließ den Gedanken an ein Nationalkonzil fallen und schloß sich dem im Jahre 1545 vom Papste einberufenen Tridentiner Konzil an. Als die Protestanten die Beteiligung ablehnten, kam es bekanntlich zum Schmalkaldischen Kriege. Die Uneinigkeit und mangelnde Opferfreudigkeit unter den Evangelischen selbst in dieser Krisis tadelt Calvin scharf. „Welch ein ungeordnetes Wesen, welch ein armseliges Benehmen, das unter ihnen herrscht!" schreibt er. „Hätten sie nur ein Körnlein Salz in sich, so hätten sie ihre Angelegenheiten mit einer gewissen Voraussicht besorgt und nicht so von einem Tag zum andern gelebt. Aber was soll ich sagen? Ohne den Herrn gibt es keinen Rat, keine Stärke, und Er hat sie verlassen." Nichtsdestoweniger erschütterte ihn der traurige Ausgang des Krieges. Doch mahnte er zu umso größerem Festhalten am Evangelium auch unter dem Kreuz, das der Herr schicke. „Hier gilt es glauben und hoffen, dann werden

wir auch schauen, und am Ende gibt es nicht nur ein zeitliches, sondern auch ein ewiges Leben. Wenn nur die noch Unbekehrten sich durch solche Schickung endlich erschüttern lassen, um ihren Gott zu suchen, und auf diese Weise seinem letzten Gericht entrinnen."

Im übrigen tat Calvin alles, um dem Unglück der Protestanten zu wehren oder es wenigstens zu mildern. Er machte auch eine Rundreise durch die Schweiz, um die evangelischen Stände für eine etwaige gemeinsame Abwehraktion enger zusammenzubringen. Die verfolgten und geflüchteten Brüder, einen Buzer, einen Brenz und andere, tröstete, stärkte, ermutigte er in seinen Briefen. Der württembergische Reformator Brenz schreibt von Basel aus, wohin er unter vielen Gefahren geflüchtet war, an den Genfer Freund und erzählt ihm, wie er durch Gottes Gnade und der Freunde Eifer aus den Klauen des „Autokraten", der ihn schon zum Tode verurteilt hatte, gerettet worden sei. Er habe in Basel zwar viel gefunden, Bequemlichkeit, Gastfreundschaft, wohlwollende Bürger, gelehrte Freunde und vor allem freundliches Entgegenkommen der Diener der Kirche; aber wenn er an die verwüsteten Gemeinden daheim, an seine verlassene Familie und an die Gefahr, in der so viele treue Seelenhirten schweben, denke, so könne ihn keines der äußern Dinge recht trösten und erquicken. Darum bittet er den Genfer Reformator dringend um seine Fürbitte; „denn eine Hoffnung bleibt uns nicht mehr, als die gen Himmel schaut. Ja, mache dich auf, teuerster Calvin, tritt mit uns zusammen, um die Hände emporzuheben. Wir wollen den Herrn anrufen, bis er erhört und die übrig gebliebenen Reste errettet."

Calvin richtet darauf an den schwergeprüften Württemberger Reformator einen innigen und herzlichen Trostbrief, in dem es heißt: „Wenn mir in diesen traurigen Zeiten irgend etwas Freude machen konnte, so war es dein lieber und freundlicher Brief. Denn welche Angst hat er dadurch von meiner Seele genommen, daß er mir anzeigte, du seiest nach so vielen Gefahren und Nöten dem Rachen des Todes entronnen! Das Leben mag dir allerdings jetzt hart und schwer genug fallen; aber halte dich daran daß der Herr dich nicht vergeblich errettet hat. Gewiß hat er noch irgend eine Arbeit für dich, die wir jetzt noch nicht wissen. Denn wie trüb und hoffnungslos die Dinge auch für den Augenblick aussehen: der das wunderbare Werk der Erneuerung seiner Kirche angefangen, wird es sicherlich nicht wieder untergehen lassen. Er reinigt uns jetzt, und wir wollen das geduldig ertragen; wir wollen uns halten wie solche, über denen das Schwert hängt und die das Feuer umgibt; aber zu seiner Zeit wird er auch wieder Barmherzigkeit walten lassen und die gedemütigte Kirche aus der jammervollen Verwüstung unter den Schatten seiner Flügel sammeln . . . Wir unterdessen gedenken hier in unserem Gebete beständig deiner und deiner Bundesgenossen und wünschten nur, daß wir dir auch noch mit anderem Beistande zu Hilfe

kommen könnten! Lebe wohl, trefflicher Mann und in dem Herrn geehrter Bruder! Der Gott, dem du dienest, leite dich fort und fort durch seinen Geist und segne deine heilige Arbeit!" —

Der Kaiser hatte, um seinen Sieg auszunutzen, 1548 das sogenannte Augsburger „Interim" als eine vorläufige Einigungsformel bis zur Entscheidung durch ein allgemeines Konzil auffetzen lassen und das mehr in katholischem Geist gehaltene Dokument dem größten Teil des evangelischen Deutschland aufgezwungen. Selbst der milde, friedfertige, aber etwas schwache Melanchthon hatte sich für das „Interim" gewinnen lassen. Darauf schrieb ihm Calvin einen sehr ernsten und schmerzerfüllten Brief, der doch zugleich die Liebe und Verehrung bezeugt, die er für den praeceptor Germaniae und Freund Luthers empfand. „Vor mir und vor andern suche ich dich zu rechtfertigen, so gut es nur immer geht; vielmehr klage ich dich vor dir selbst an, damit ich nicht wie die anderen dich hinter deinem Rücken verurteilen müsse . . O du verstehst wohl, warum ich so eifrig werde! Lieber wollte ich ja hundertmal mit dir sterben, als dich dein eigenes Geisteswerk überleben sehen."

Calvin wandte sich in einer eigenen Schrift gegen das „Bastard-Interim" und legte die w a h r e Art dar, wie man die Kirche reinigen und stärken solle. Mit rückhaltlosem Ernst mahnt und züchtigt er da: „Die Zeit heischt von uns, daß wir unseren Glauben, den wir früher mit Zunge und Feder bekannt, jetzt auch mit unserem Blut bezeugen. Sind wir bisher gewissenhafte Schüler in Christi Schule gewesen, so müssen wir hiezu genügend vorbereitet sein. . Ich muß wohl sagen, daß eine Feigheit, Treulosigkeit, Undankbarkeit, wie sie seit einem Jahre sich unter uns gezeigt hat, kaum je erhört worden ist und nur allzu genügend den jähen Sturz des wahren Christentums in so vielen Ländern und Städten erklärt. Mögen die sich erwecken lassen, die noch irgend ein Gefühl der Frömmigkeit in sich tragen; mögen sie erkennen, wie die ausgestreckte Rechte Gottes ihnen gebietet, i n d e n T o d z u g e h e n. Und damit ihnen der Mut nicht entfalle, sollen sie nicht zweifeln, daß es unendlich seliger ist, mit der elenden, mißhandelten, zerstoßenen Kirche ihr Geschick zu teilen, als sich um des persönlichen Friedens und Vorteils willen ein von den Kindern Gottes gesondertes Los zu erwählen. Ist es denn ein so großes Unglück zu sterben? ruft jene heidnische Frau bei dem Dichter aus. Und wahrlich, mit tiefer Beschämung wollen wir uns das wiederholen, wenn wir etwa noch schwanken und zagen, indem eine entscheidende Stunde an uns herantritt. Ich wenigstens, so sehr ich auch meine Untüchtigkeit kenne, bin im Vertrauen auf meinen Gott gewiß, daß ich nötigenfalls durch die Tat beweisen werde, wie ich das wirklich glaube, was die Schrift sagt: Selig sind, die in dem Herrn sterben."

Diese Schrift ist die letzte, mit der der Genfer Reformator sich an der deutschen Reformation beteiligt hat, und an sie knüpfen sich die ersten



Anzeichen der tiefen, unheilvollen Veränderung in seinen Beziehungen zu den deutschen Lutheranern. Von dieser Schrift wurde nämlich in Deutschland ein Nachdruck veranstaltet, der den Abschnitt über die Taufe wegließ. Der ungenannte Herausgeber — es war niemand anders als der ultralutherische Flacius Illyrikus in Magdeburg — erklärte in einer Nachschrift, daß in Calvins Auffassung der Taufe ein krasser Pelagianismus sich offenbare, der nicht weiter verbreitet werden dürfe. Mit aller Entschiedenheit und Schärfe wies Calvin diesen Vorwurf zurück. „Pelagius fand die Taufe überflüssig, weil er die Kinder für unschuldig hielt. Wo tue ich Ähnliches? Habe ich die Kinder von der Schuld der Sünde ausgenommen? Setze ich ihr Heil in ihre angeborene Heiligkeit? Leugne ich, daß sie durch Gottes Barmherzigkeit in die Kirche aufgenommen werden? Ich gebe nur nicht zu, daß die Taufe als solche — das äußere Zeichen der inneren Gabe — dies ausrichtet, und daß die Errettung also mehr an s i e als an die ewige Erwählung Gottes geknüpft ist. Darum kann ich dann allerdings nicht gelten lassen, daß ein Kind, das v o r der Taufe gestorben, deshalb vom Himmelreich ausgeschlossen sei."

Es zeigte sich hier zum ersten Mal, daß die Anschauungen Calvins im evangelischen Deutschland doch nicht so allgemein geteilt wurden, wie man bisher hätte glauben können, daß die strengen Lutheraner in ihnen vielmehr eine Gefährdung der reinen Lehre erblickten. Bisher hatte in der deutschen Reformation auf dem Boden des Augsburger Bekenntnisses neben der strengeren auch die mildere Richtung Melanchthons und der süddeutschen Theologen als gleichberechtigt bestanden. Mit der letzteren, weitherzigeren Auffassung konnte Calvin gut auskommen. Hatte er bei aller Hochschätzung und Verehrung Luthers doch nie ein Hehl daraus gemacht, daß er dessen Abendmahlslehre nicht ganz beitreten könne, so wies er die Auffassung Zwinglis, der in den Sakramenten nichts als leere Zeichen übrig ließ, mindestens ebenso energisch zurück. Er stand in diesem Stück zwischen Luther und Zwingli. Niemand hatte bisher in Deutschland ernstlich daran Anstoß genommen, und Melanchthon wie Brenz fühlten sich hierin mit ihm einig. Luthers und Melanchthons Abendmahlslehre galten im evangelischen Deutschland bis dahin als gleichberechtigt. Calvins Streben ging nun dahin, die seinem Standpunkt entsprechende Melanchthonische Auffassung gegenüber der strengeren, speziell lutherischen, allmählich zur allgemeinen Geltung zu bringen, wie in der Schweiz gegenüber der Zwingli'schen Richtung. Er sehnte sich und strebte von ganzem Herzen aus der elenden Zerrissenheit der evangelischen Christen und Kirchen nach der von dem Herrn gebotenen Einheit, und er glaubte zu dieser am ersten auf Grund seiner Abendmahlslehre, die er für die schriftgemäßere hielt, kommen zu können. Wo er nur immer kann, rühmt und preist er diese Einigkeit als das e i n e große Gut, dem wir mit Leib und Seele und der Hingabe unseres Herzblutes nach-

zustreben haben. „Länder und Meere möchte ich durchschiffen, um sie zu holen, meinen Hals darbieten, um sie zu erkaufen. O ich wollte, alle Kirchen Christi würden durch so viel Einigkeit verbunden, daß uns die Engel vom Himmel herab ihre Harmonien dazu sängen." Sein Streben nach Einheit im Glauben und in der Lehre war so gewaltig, daß er in Genf, wo er die Macht hatte, alle Anderslehrenden unterdrückte. Außerhalb Genfs mußte er es natürlich auf anderem, mehr geistigem und gütlichem Wege versuchen. Er konnte sich diese Einigung freilich nicht anders denken, als daß alle sich seinem Glauben und seiner Lehre anpaßten, wenn er auch vorläufig eine gewisse Weitherzigkeit üben und die strittigen Punkte zurückstellen konnte. Das Ziel aber blieb immer, den andern zu seiner Überzeugung hinüberzubringen. Selbst Melanchthon gegenüber, den er als einen Vater der Reformation, als Lehrer Deutschlands und als echten, wahrhaftigen, der Heiligung nachjagenden Christen innig verehrte, verfährt er nicht anders.

Die beiden Männer — der zarte, weiche, demütige, nachgiebige Melanchthon, und der unbeugsame, stahlharte Genfer Reformator — hatten ja gerade nicht viel Gleichartiges in ihrem Wesen. Trotzdem war ihr Freundschaftsverhältnis lange Jahre hindurch ein warmes und inniges. In seinem ersten Brief an Melanchthon aus dem Jahre 1543 schreibt er: „Könnten wir doch, wie du es wünschtest, öfter mit einander verkehren, sei es auch nur durch Briefe. Auf deiner Seite wäre dabei freilich der Vorteil nicht; aber was mich betrifft, so kannst du dir nicht denken, welchen Trost ich aus dem milden, lieblichen Geist deiner Briefe schöpfe. Was hier alles auf mir liegt und mich bedrängt, mag ich dir nicht sagen . . . Indessen bleibt uns doch zuletzt dies Eine, was keine Trennung und Entfernung uns nehmen kann: die gewisse Zuversicht jener Gemeinschaft, die Christus gestiftet hat mit seinem Blut, und geweiht und besiegelt in unsern Herzen durch seinen heiligen Geist, so daß wir schon hienieden uns lieben können in der seligen Hoffnung, an die du in deinem Briefe erinnerst, daß wir dereinst im Himmel werden zusammen wohnen für immer in einer Liebesfreude, die kein Ende mehr nimmt, und einer Freundschaft, die nie mehr aufhört . . . Sei Gott befohlen, du höchst trefflicher Mann, den ich immer im Sinne haben und ehren werde in dem Herrn . . . ."

Calvin widmete Melanchthon auch seine Schrift gegen den katholischen Theologen Pighius, worin er seine Prädestinationslehre rechtfertigte, obgleich er wußte, daß der Freund hierüber anders urteile. Die Antwort Melanchthons auf diese Zueignung ist sowohl für seine Person, als auch für seine besonnene Stellung in jener schwierigen Frage sehr charakteristisch: „Was nun die in deinem Buche behandelte Frage selber betrifft", schreibt er nämlich, „die Frage von der Prädestination, so hatte ich in Tübingen



einen gelehrten Freund, Franziskus Stadianus, der zu sagen pflegte, er halte beides für richtig: daß alles geschehe, wie die göttliche Vorsehung es bestimmt habe, und daß dennoch alle Dinge sich nach ihren eigenen Gesetzen ereignen; er selbst freilich wisse sich das nicht zusammen zu reimen. Da ich nun den Satz festhalte, daß Gott nicht Urheber der Sünde sei, sie auch nicht wollen könne, nehme ich in der Schwachheit meiner Einsicht dasselbe an, damit die Ungelehrten dabei bleiben, daß David z. B. durch seinen eigenen Willen zum Sündigen hingerissen worden. Auch bin ich überzeugt, daß er den heiligen Geist hätte behalten können, als er ihn hatte, und daß überhaupt in diesem Kampfe der Wille einigen Spielraum habe. Freilich kann man die Frage noch genauer behandeln, aber diese Darstellung wird sicherlich für die Gemüter die heilsamste sein. Laß uns unsern eigenen Willen anklagen, wenn wir fallen; nicht in Gott wollen wir die Ursache suchen und uns gegen Ihn erheben. Laß uns bedenken, daß Gott helfen will und dem beisteht, der aufrichtig kämpft. ‚Wolle du nur, sagt Basilius, und Gott wird dir entgegenkommen.‘ Ein heiliger Eifer entstehe also in uns, und Gottes unendliche Güte werde von uns gepriesen, der Hilfe verheißt und sie gewährt, doch freilich nur den Bittenden, die da glauben. Dies sagt uns das Wort Gottes und dabei laß uns bleiben und nicht nach weiterem verlangen; dann werden wir auch beistimmen können, wenn der geheime Ratschluß des Heiligen uns gezeigt werden wird."

Man sieht schon an dieser milden Kritik, daß Melanchthon nichts von der Prädestinationslehre des Genfer Freundes wissen wollte. Calvin nahm den vorsichtigen Widerspruch des hochangesehenen Wittenberger Freundes gegen seine sonstige Gewohnheit schweigend hin, ja er übersetzte und empfahl sogar dessen berühmte „loci communes", trotzdem auch diese die Prädestinationslehre ablehnen. Das ist einem Calvin sehr hoch anzurechnen und zeugt für seine innige Verehrung Melanchthons, wenn er auch in der empfehlenden Vorrede seine Abweichung in diesem Punkt nicht verschweigt.

Mit der Zunahme der Spannung zwischen Luther und Melanchthon wegen der Abendmahlslehre, die den zarten, schüchternen Mann niederdrückte und einschüchterte, nimmt der Briefwechsel mit Calvin öfter eine andere Färbung an. Der Genfer Reformator sucht dem Wittenberger Freunde etwas von seiner Festigkeit und Energie einzuhauchen und dringt in ihn, öffentlich für die von ihm erkannte Wahrheit in die Schranken zu treten. „Du klagst über Luthers Heftigkeit und rücksichtslos unduldsames Wesen; aber muß dieser Fehler nicht notwendigerweise fort und fort wachsen, wenn jeder vor ihm erzittert und in allem ihm nachgibt? Bedenke doch, in welchen Zustand dadurch die Kirche kommt! Nicht nur uns selber, sondern auch ihr sind wir es schuldig, unsern Mund aufzutun und es kühn herauszusagen, daß wir keine Knechte werden wollen; und frage dich auch, ob der Herr dich nicht vielleicht dazu in diese Bedrängnis geführt hat, damit

du veranlaßt werdest, ein umso völligeres Bekenntnis von dem abzulegen, was du für das Richtige hältst. Es ist ja in der Tat die Wahrheit und ich erkenne es gerne an, daß du bisher durch deine milde, friedliche Art viel dafür getan hast, die Geister von Streit und Hader fernzuhalten oder wieder davon zurückzubringen. Ich billige diese deine Klugheit und Mäßigung. Aber ist es darum recht, vor jeder Berührung der streitigen Frage zurückzuscheuen wie vor einer verborgenen Klippe, nur um bei niemandem anzustoßen?"

Nicht minder ernst redet er Melanchthon in dem Briefe zu, den er nach dem „Interim" an ihn richtete. Der bedeutend ältere Wittenberger Freund ließ sich diese scharfen Ermahnungen gefallen und antwortete nach wie vor in dem alten freundlichen Ton. „Verehrter Mann, geliebtester Bruder", schreibt er in dem nächsten Briefe nach Genf. „Wie oft würde ich an Dich schreiben, wenn ich zuverlässigere Boten hätte; denn ich möchte mich über alle wichtigen Dinge mit Dir unterhalten, weil ich sowohl Dein Urteil sehr hoch achte, als auch die Redlichkeit und Reinheit Deiner Seele kenne. Jetzt lebe ich wie der Esel unter den Wespen; aber vielleicht werde ich in kurzem aus diesem sterblichen Leibe zu jener himmlischen Gesellschaft dort oben gelangen."

In seiner Antwort auf diesen Brief geht Calvin wieder auf die Gnadenwahllehre ein, worin die beiden Freunde ja voneinander abwichen. Er möchte Melanchthon zu gerne seine Überzeugung beibringen. Zwar wisse er, schreibt er, daß, wenn es nur auf menschliches Wissen ankäme, e r sich hierin Melanchthon fügen müsse und niemand verlangen könne, daß er zu ihm — Calvin — herabsteige. Aber von dergleichen Rücksichten könne ja unter Dienern Christi nicht die Rede sein. Da sehe man vielmehr nur auf eines: daß man nämlich in der einen Wahrheit Gottes übereinstimme. „Und mich hindert nun, daß ich es offen sage, mein Gewissen, in diesem Stück der Lehre D i r beizutreten. Du hältst Dich immer an die allgemeinen, an a l l e gerichteten Verheißungen in der Schrift, und gewiß stellt diese niemand in Abrede. Aber woher kommt es denn, daß sie nicht bei allen Kraft haben? Daher, daß Gott nicht allen seine Kraft mitteilt. Die Sache ist klar genug; aber da es eben so klar ist, daß Du sie anders zu behandeln suchst, so wird niemand wissen, was er denken soll. Mir macht es nicht wenig Sorge und Schmerzen, daß Du in diesem Stück Dir selber so wenig treu bleibst. Höre ich doch, daß, als Dir unsere Vereinigungsschrift mit den Zürichern vorgelegt wurde, Du sogleich die Feder genommen und den Satz ausgestrichen habest, der mit vieler Mäßigung die Erwählten Gottes von den Verworfenen unterscheidet, was wahrlich ganz abgesehen von andern Rücksichten der Sanftmut Deines Geistes widerspricht."

Immer wieder kommt Calvin in seinen Briefen auf diese Lehrverschiedenheit zurück, und immer ungeduldiger werden seine Ermahnungen.



Er bedauert sogar, in seinen früheren Briefen nicht ernstlicher mit dem Wittenberger Freund geredet zu haben. Wir sehen hier den ganzen Calvin. Gut nur, daß Melanchthon nicht in Genf lebte, sonst hätte der Genfer Reformator ihn wahrscheinlich noch ganz anders bedrängt und auch diese Freundschaft hätte noch in die Brüche gehen können wie die mit Herrn von Falais. Dauernden und prinzipiellen Widerspruch bezüglich seiner Lieblingslehre konnte Calvin eben von niemand ertragen. Er war ihm gänzlich unverständlich, weil er mit naiver Selbstverständlichkeit annahm, daß jeder, der nicht verkehrten und bösen Willens sei, sich wenigstens mit der Zeit von der Wahrheit seiner Lehre, die er unbedingt mit der Wahrheit Gottes gleichsetzte, überzeugen lassen müsse. In dieser Beziehung war der sonst so große Mann von einer merkwürdigen Intoleranz, und seine obige Bemerkung über Luthers „Heftigkeit und rücksichtslos unduldsames Wesen" zeigt, wie wenig er sich selbst in diesem Stück kannte.

In Briefen an andere Freunde sprach er noch schärfer über Melanchthon. „Es liegt ihm nichts daran, durch sein Schweigen die Wahrheit zu verraten", schreibt er an Peter Martyr. „Seine Schwachheit und Schläfrigkeit hat ein unheimlichen Grad erreicht", klagt er Farel. Selbst durch öffentliche Erklärungen in seinen Schriften sucht er Melanchthon zu zwingen, sein Schweigen zu brechen und gegen seine (Calvins) ultralutherischen Bekämpfer für ihn einzutreten. Mehr als einmal berief er sich vor aller Welt darauf, daß Melanchthon seine Abendmahlslehre teile. „Wenn er nur mit einem Wörtlein widerspricht, so will ich augenblicklich schweigen." Aber alles vergeblich! Melanchthon ließ sich nicht zu einer Stellungnahme für Calvin verlocken. Wußte er doch nur zu gut, welchen Sturm das unter den Epigonen Luthers, die lutherischer sein wollten als ihr Meister, verursachen würde. Und er hatte sowieso schon genug im Fegfeuer der theologischen Streitereien gelitten und sehnte sich nach Ruhe vor der rabies theologorum, der „Wut der Theologen". So mußte Calvin sich mit der Erkenntnis zufrieden geben, daß Melanchthon eben „von furchtsamem Charakter" sei. Es tut wohl und spricht für die menschliche und christliche Größe Calvins, daß er die Freundschaft trotzdem nicht abbrach, sondern dem Freunde bis zuletzt neben all dem Bitteren und Harten doch zugleich so freundlich und herzlich wie möglich schreibt. Er dankt ihm, daß er noch an der Freundschaft festhalte und daß er nach wie vor seine Sorgen und Schmerzen dem Freunde anvertrauen dürfe. Nur noch einmal möchte er Melanchthons freundlich Angesicht sehen und mit ihm die Übel beweinen, denen sie beide nicht abhelfen könnten. Er berichtet — was bei Calvin nur äußerst selten auch den intimsten Freunden gegenüber vorkommt — von seinen persönlichen Verhältnissen, von seiner Krankheit, seiner Medizin, was er essen und trinken darf usw. „Was aber auch geschehe, laß uns die Bruderfreundschaft treu bewahren, deren Band keine Listen des Satans je

zerreißen werden.“ Das sind die letzten Zeilen Calvins an Melanchthon, die uns aufbewahrt sind.

Am 19. April 1560 wurde der vielgeprüfte Melanchthon aus der „streitenden“ in die triumphierende Kirche hinübergenommen. „O Philipp Melanchthon“, klagt Calvin ein Jahr später mit südländischer Überschwenglichkeit in seiner Schrift gegen Heßhusius, „Dich rufe ich an, der Du nun mit Christo lebest bei Gott und uns dort erwartest, bis wir dereinst mit Dir werden zu jener seligen Ruhe versammelt sein! Wie hundertmal hast Du gesagt, wenn Du müde von Deiner Arbeit und von Deinen Sorgen erdrückt Dein Haupt an meinen Busen legtest: ‚O daß ich doch an diesem Herzen sterben dürfte!‘ Und ich meinerseits habe tausendmal gewünscht, daß es uns doch geschenkt werden möchte, zusammen zu leben. Gewiß, Du würdest dann stärker gewesen sein in den unvermeidlichen Kämpfen, mutiger in der Verachtung des Hasses und aller Anklage und Verleumdung! Dann wäre auch der gottlose Sinn so mancher niedergehalten worden, denen jetzt Deine Schlaffheit, wie sie es nannten, nur Mut gemacht hat zu erneuten Schmähungen.“

Doch wir haben schon vorgegriffen und kehren noch einmal kurz zum Jahre 1550 zurück, als der streng lutherische Flacius Illyrikus in der deutschen Ausgabe von Calvins Schrift gegen das „Interim“ dessen Auffassung von der Taufe als Pelagianismus und schlimme Ketzerei abgestempelt hatte. Sobald die strengen Lutheraner Kunde davon bekamen, daß Calvin eine Einigung mit der mildlutherischen Richtung anstrebe, nahmen sie die Waffen zur Hand. Der Hamburger Pastor Joachim Westphal trat 1552 zuerst mit einer Schrift gegen Calvin auf den Plan, um die treuen Lutheraner zum Kampf gegen diesen „Sakramentsschänder“ aufzurufen. Ohne weiteres wurde Calvin zu den Zwinglianern geworfen, obgleich gerade in der Abendmahlslehre ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden besteht. Die tiefere Auffassung Calvins wurde als berechnender Betrug erklärt oder lächerlich gemacht, und gerade die äußersten Härten der lutherischen Abendmahlslehre ihr entgegengestellt. Nicht weniger als 28 Sekten — je nach der Auslegung der Einsetzungsworte — wußte dieser ziemlich grobe Eiferer unter den „Sakramentierern“ aufzuzählen. „Die Lästerungen dieser Leute“, rief er am Schluß, „sind solcher Art, daß sie eher durch die Gewalt der Obrigkeit als durch die Feder widerlegt werden sollten.“ Man sieht, daß dieser Ultralutheraner dem Genfer Reformator an „verzehrender Intoleranz“ um nichts nachsteht.

Und sein praktisches Verhalten entsprach der Theorie. Als in diesen Jahren die reformierte Londoner Gemeinde a Lascos, durch die blutige Maria vertrieben, in Norddeutschland eine Zuflucht suchte, da wußte Westphal dies mit allen Mitteln zu verhindern. Überall reizte er Geistliche und Obrigkeit gegen die „calvinistischen Sakramentsschänder“ auf und schilderte sie



als „Märtyrer des Teufels", die ärger seien als Mordbrenner und Giftmischer, Räuber und Mörder. „Denn sie vergiften die reine Lehre, sie stehlen das Wort Gottes, sie morden die Seelen. Aus Antrieb des heiligen Geistes hat der Mann Gottes Lutherus den Rat gegeben, die Sakramentierer zu meiden und sie auch aus der bürgerlichen Gemeinschaft zu verjagen." In Hamburg ließ Westphal jedem Bürger bei schwerer Strafe untersagen, einen der Flüchtlinge, sei es Mann, Weib oder Kind, in sein Haus aufzunehmen.

Calvin war auf diese Nachricht hin wie vom Donner gerührt. Obgleich er ja selbst in Genf, wenn es sich um die Einheit der Lehre und Ansteckung durch Ketzerei handelte, hart und streng verfuhr, verstand er es in diesem Fall nicht, wie man die armen Flüchtlinge, Männer, Frauen und Kinder, ärger behandeln könne als die Papisten. „Großer Gott — schrieb er — muß denn die Barbarei unter den Christen sogar die Wut des Meeres übersteigen?" Trotz der Abmahnung des milden, ruhigen Bullinger, der zum Schweigen und Ertragen riet, griff der feurige, heftige Reformator zur Feder und leuchtete Westphal in denkbar scharfer Weise heim. Auf Bullingers Rat tilgte er allerdings noch etliche starke Anreden wie „Schurke", „Bestie". „Warum gegen Westphal so heftig", schreibt der Züricher Reformator, „während Du mit Luther so gar vorsichtig umgehst und seine krassen Ausdrücke möglichst zu bedecken und zu entschuldigen suchst?" Dies letztere tat Calvin sowohl aus Überzeugung wie aus Diplomatie, denn sonst wäre auch bei der mild lutherischen Richtung jede Aussicht auf Einigung von vornherein abgeschnitten gewesen. — In der beregten Schrift wurde Westphal äußerst verächtlich behandelt und seine Handlungsweise einseitig der satanischen Lust, den Frieden zu stören und die Einheit zu zerreißen, zugeschrieben. Im übrigen waren bezüglich der Abendmahlslehre die einigenden Momente stark hervorgehoben und alles, was auf mild lutherischer Seite anstoßen konnte, möglichst vermieden. Calvin kann es durchaus nicht verstehen, wie man die Kirchen darum trennen wolle, weil die einen sagen, das Brot sei der Leib, der mit und unter dem Element dargereicht werde, während die andern es für ein Zeichen halten, das aber keineswegs leer, sondern mit der bezeichneten Sache selber ausgestattet ist, so daß der Mund das Element (Brot), die gläubige Seele Christum empfängt. — Und darin, dünkt uns, hat Calvin recht.

Westphal, dessen Bedeutung und Einfluß der Genfer Reformator anfangs zu niedrig anschlug, antwortete in verstärkter Tonart, und Calvin konnte sich wieder nicht entschließen, zu schweigen. In dieser zweiten, im Jahr 1556 erschienenen Abwehrschrift führt er aus, wie Westphal ja selber zugebe, daß seine (Calvins) Schriften vielen lutherischen Glaubensgenossen sehr wert und erfreulich waren, solange er sich von den Zürichern zu unterscheiden schien. „Woher denn die plötzliche Entfremdung?" fragt er mit berechtigtem Befremden. „Bin ich etwa von meinen bisherigen Überzeu-



gungen abgefallen? Sogar mein Ankläger behauptet das nicht, sondern gibt zu, daß, was die Zürcher Übereinkunft enthalte, auch in meinen Schriften sich finde. So kann es denn nur die Lust des Streitens sein; nur der während des Streitens immer mehr entbrennende Haß, der ihn dazu treibt, die vordem gern gehörte Lehre jetzt so wütend anzugreifen, damit er gar nichts mehr mit uns gemein habe. Oder ist diese Lehre etwa dadurch anders und schlimmer geworden, daß sie jetzt auch von Zürich ausgeht?" „Mit Luthers Namen — heißt es an einer anderen Stelle — wird alles zugedeckt und alles gerechtfertigt. Wittenberg ist für sie das heutige Jerusalem, von dem für die ganze Welt das Heil ausgeht. Seine Heftigkeit, der man ja freilich mehr Maß und Besinnung wünschen möchte (War Calvin nicht ebenso heftig? D. Verf.), soll die ihrige entschuldigen, während sie doch nicht wert sind, mit seinem Schatten ihre schmählichen Blößen zu decken. Alle Kirchen, die nicht unmittelbar von ihm abhängen, sind jeder Gabe des heiligen Geistes bar und ledig. . . ."

Calvin diktierte diese Schrift im höchsten Drange der Geschäfte so schnell, daß er nicht einmal Zeit fand, sie durchzulesen; dennoch zeugt auch sie von der bewundernswerten Schärfe und Fülle des Geistes ihres Verfassers. Freilich ging auch hier wieder trotz aller Vorsätze, sich zu mäßigen, die alte Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, die dem Gegner nichts nachgab, mit ihm durch. „Ich ertappe mich darüber", schreibt er nach der Lektüre des Druckes an Bullinger, „daß ich den Menschen härter behandelt habe, als ich es im Sinne hatte; . . . es ist, als ob ich beim Diktieren mich selbst verloren hätte. Findet das Buch keinen Beifall, so kann ich demnach bezeugen, daß es nicht von mir selber ausgegangen ist. Doch ohne Scherz: ich hoffe, es werde Dir und den Brüdern willkommen genug sein, um keiner Entschuldigung zu bedürfen."

Die dritte und letzte Abwehr- und Streitschrift gegen Westphal ist womöglich noch bitterer und heftiger. „Letzte Ermahnung an Westphal" betitelt er sie und fügt gleich das von ihm öfter (auch im Fall Servet) zitierte und befolgte Wort hinzu: „Höret er auch auf diese nicht, so ist mit ihm zu verfahren, wie Paulus mit ketzerischen Menschen zu verfahren gebietet." Calvin betont hier, daß in dem Augsburgischen Bekenntnis, wie es 1541 in Regensburg formuliert sei (variata), nicht ein Wort sich finde, das seiner Lehrweise widerspreche. Trotz aller Heftigkeit beteuert er am Schluß, daß er nicht aus Eitelkeit und um die Siegespalme streite, sondern daß es ihm einzig um die Sache und die Eintracht der Evangelischen zu tun sei. Er ruft Christum und seine Engel zu Zeugen an, daß, „sobald Westphal von seinem bitteren Verdammen ablassen wird, ich von Herzen bereit bin, in ein Verhältnis der Freundschaft und brüderlichen Liebe mit ihm zu treten, ja selbst in diesem Augenblick, so er ein Bruderherz zu mir fassen will, werde ich nicht anstehen, ihn wiederum als Bruder zu lieben."

Eine wahre Flut von Schriften ergoß sich seit 1556 aus Deutschland über Calvin und seine Anhänger. „Es ist, als ob sie eine Verschwörung gegen uns angestiftet hätten; durch die Menge ihrer Bücher wollen sie uns erdrücken.“ Und mit schmerzlicher Klage ruft er aus: „Das innigste Gemeinschaftsband unter den Christen soll das Abendmahl sein, und statt dessen wird es zum Zankapfel gemacht, der alle Gemeinschaft zerstört.“ Eine vierte Streitschrift Westphals ließ Calvin durch Beza beantworten, da er es satt hatte, das oft Gesagte noch einmal zu wiederholen, „um lediglich Schimpfworte und Weibergeschwätz dafür einzutauschen“. Die sächsische Regierung schloß in ihrem offiziellen Konfutationsbuch „die Irrtümer Zwinglis und Calvins vom heiligen Abendmahl“ als schlimme Ketzereien streng aus ihrem Lande aus. Viele lutherische Geistliche wollten noch weiter gehen und von Weimar oder Magdeburg aus einen förmlichen Bannstrahl auf Calvin und seine Freunde schleudern. Der heilige Vater in Rom hätte sicherlich seine helle Freude an diesen gelehrigen Schülern in sächsischen Landen gehabt. „Wenn sie es tun“, schreibt Calvin in überaus richtiger Erfassung der Situation an Freund Farel, „so überlasse ich sie dem allgemeinen Gelächter; ich wenigstens werde schweigen und zusehen, wie ihre Raserei sich durch ihre eigene Verstiegenheit richtet.“

Doch schrieben nicht alle in dieser heftigen und gehässigen Tonart. Die süddeutschen Lutheraner blieben viel sachlicher, gemäßigter und gerechter als die norddeutschen. Besonders angenehm fällt der Tübinger Generalsuperintendent Jakob Andreä durch die besonnene Art seiner Auseinandersetzung mit Calvin auf, was der letztere dankbar anerkennt. Er schreibt ihm, daß seine Schonung und Freundlichkeit ihn beinahe mehr freue, als ihr dogmatisches Auseinandergehen ihn betrübe. „Dein Buch habe ich“, schreibt er ihm, „da ich des Deutschen nicht kundig bin, einem Freunde zu lesen gegeben, und so viel ich von ihm höre, verteidigst Du, was ich bestreite, ohne Gereiztheit und ohne irgend jemand zu beleidigen. Freilich betrübt es mich nun nicht wenig, daß mehr Verschiedenheit in unsern Meinungen ist, als ich glaubte; aber wenn sie nur mit Mäßigung und Friedensliebe vorgetragen wird, so wird der Herr wohl offenbaren, was jetzt noch nicht mit vollkommener Klarheit erkannt wird.“

Ähnlich schreibt er an den süddeutschen Prediger Martin Schaller: „Was die strittige Lehre selbst betrifft, so scheinen mir auch die Auseinandersetzungen der Eurigen, soweit ich sie kenne, keineswegs völlig zusammen zu stimmen. Nur das finde ich bei allen, daß sie den Genuß des Leibes Christi auch von seiten der Ungläubigen behaupten und auf diese Behauptung den größten Wert legen. Dem mich anzuschließen, ist mir nun freilich schlechterdings unmöglich; denn durchaus äußerlich und fleischlich wird ja da der Genuß des verklärten Herrn aufgefaßt und sein Geist offenbar von seinem Leibe getrennt. Ich behaupte, daß sich Christus allerdings allen darbietet,

aber doch nur von denen genossen werden kann, die seiner würdig sind. Und Gott ist mein Zeuge, daß ich diese Lehre nicht aus Hartnäckigkeit festhalte, sondern weil ich mich durch das Ansehen der Schrift und das Zeugnis der alten Kirche gedrungen fühle . . . Warum indessen sollte diese Differenz eine aufrichtige und innige Gemeinschaft hindern? Von der Augsburgischen Konfession bin ich nicht abgewichen; noch heute würde ich sie gern und anstandslos unterschreiben wie vormals, in dem Sinne, den ihr Verfasser selber ihr beigelegt."

Aber das Mißtrauen gegen Calvin war nun einmal wach geworden und griff auch nach Süddeutschland über. Brenz und seine Württemberger nahmen, wenn auch in der Form milder, doch in der Sache ebenfalls gegen die Lehre des Genfer Reformators Stellung. Der fromme, ehrwürdige Württemberger Reformator, der mit Recht ein entschiedener Gegner der Zwinglischen Abendmahlslehre war, übertrug diese Abneigung auch auf die Auffassung Calvins, seitdem er sich mit den Zürichern geeinigt, ohne wohl genug zu berücksichtigen, daß die Calvinische Abendmahlslehre wesentlich von der Zwinglis verschieden war und der mild lutherischen Auffassung sehr nahe stand.

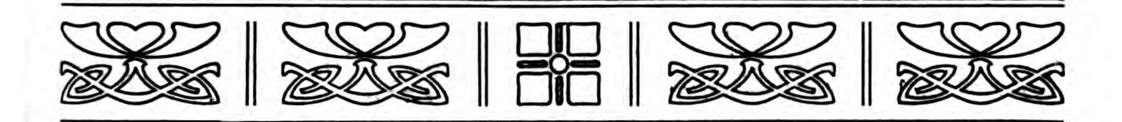
Die verhängnisvolle Spaltung zwischen Lutheranern und Calvinisten war perfekt geworden und hat für den gesamten Protestantismus verderbliche Folgen nach sich gezogen. Sonderlich in Deutschland. Die weitere Ausbreitung der Reformation stand seitdem stille. Der fromme Kaiser Maximilian II. konnte bei aller Anerkennung des höheren Wahrheitsgehalts der deutschen Reformation nicht über das schwere Ärgernis hinwegkommen, das er an den Zänkereien und der heillosen Zerklüftung der Evangelischen nehmen mußte. Und damit nicht genug, verlor die deutsche Reformation in den nächsten Jahrzehnten bedeutende Gebiete, die sie bereits besessen hatte, an die „Gegenreformation" der römischen Kirche — auch das im letzten Grunde eine Folge der unseligen Spaltung der Evangelischen. Man kann den tiefen Schmerz des weit- und scharfblickenden Genfer Reformators über das Scheitern seines Einigungsplanes wohl verstehen. Es liegt indes eine Art Nemesis darin. Hier, wo Calvin weitherzig war und auch wohl der Schriftwahrheit am nächsten kam, mußte er unterliegen. In Genf hatte er seine einseitige und durchaus nicht schlechthin biblische Prädestinationslehre siegreich gegen alle Gegner mit rücksichtsloser und unduldsamer Energie durchgesetzt.

Wenn sich der Streit auch hauptsächlich um die Abendmahlslehre drehte, so trennten doch auch noch andere, im Grunde schwerwiegendere Differenzen die beiden Parteien. Wir meinen vornehmlich die Prädestinationslehre. Und mit Bezug auf diese konnten die Lutheraner mit einigem Fug zu Calvin wie zu Zwingli sagen: „Ihr habt einen andern Geist als wir."



Übrigens faßte der Calvinismus trotzdem schon bald in Deutschland festen Fuß. Bereits im Jahre 1563 trat der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz offen zum reformierten Bekenntnis über; seine Theologen schufen den ausgezeichneten, evangelisch tiefen Heidelberger Katechismus. Etwa um dieselbe Zeit wurde der Calvinismus in Bremen eingeführt. Später hat er Eingang gefunden am Niederrhein, in Ostfriesland, Lippe, Anhalt, Hessen usw. Im Jahre 1613 traten die Hohenzollern, freilich mehr aus äußerlichen Rücksichten, zur reformierten Kirche über, ohne indes ihr Land nachzuziehen. Mehrfach ist im Laufe der Jahrhunderte von reformierter Seite aus noch der Versuch einer Union mit den Lutheranern gemacht worden, am erfolgreichsten von Friedrich Wilhelm III. von Preußen und seinen Theologen, wenn auch diese Union nicht ohne Härten durchgeführt ist und man an ihr mancherlei Kritik üben kann. Jedenfalls hat auch sie mit zu dem erfreulichen Resultat beigetragen, daß die harten Gegensätze sich allmählich mehr und mehr abgeschliffen haben und die beiden evangelischen Konfessionen einander mit der Zeit immer mehr haben kennen, verstehen und schätzen lernen.





Zehntes Kapitel.

Die letzten Lebensjahre des Reformators; seine Persönlichkeit; sein Heimgang.

(1560—1564.)

Wir kommen nun noch kurz auf die letzten Lebensjahre Calvins in Genf zurück. Seitdem er den Widerstand der Opposition gebrochen, war er auf den strengeren Ausbau seiner Ordonnanzen bedacht gewesen. Die weltliche Obrigkeit war ihm jetzt stets willfährig. Sie bestätigte ihm auch sofort die neue, revidierte Sammlung aller Ordonnanzen im Jahre 1561, durch die Calvin seine kirchliche Reformation in Genf abschloß. Trotz der angeblichen Scheidung zwischen kirchlicher und weltlicher Machtsphäre setzte sich die Theokratie in Genf auch auf bürgerlichem Gebiet immer mehr durch, weil Calvin eben infolge seiner überragenden Machtstellung das weltliche Gebiet dem geistlichen Einfluß unterwarf. So lag die Entscheidung auch für Wahlen, Finanzen, Krieg und Frieden nicht eigentlich im Rathaussaal, sondern auf der Kanzel von St. Peter. Der Rat verzichtete im Jahr 1562 aus freiem Antrieb sogar auf die übliche Anrede „Sehr gestrenge Herren" und begnügte sich mit dem einfachen „Sehr geehrt". Die ganze weltliche Verwaltung nahm immer mehr geistliche Formen an. Die Macht des Konsistoriums trat mehr und mehr in den Vordergrund. Es übte eine noch immer strengere Sitten- und Kirchenzucht. Ein Bauer, der beim Pflügen auf seine Ochsen flucht, wird ebenso bestraft, wie ein Bürger, dem im Eifer des Gesprächs eine Schwurformel entschlüpft. Ein biederer Lohgerber, der sich einmal zum Frühstück Pasteten genehmigt, muß diesen Frevel durch eine dreitägige Kerkerstrafe bei Wasser und Brot büßen. Selbst gegen Kinder wurde zuweilen mit der ganzen Strenge des Gesetzes vorgegangen.

So mußte ein 15 jähriges Mädchen, das allerdings seine Eltern geschlagen hatte, dies mit dem Tode durchs Henkerbeil büßen.

Mit wachsender Strenge wird auch die Reinheit des Glaubens überwacht. Jede Abweichung vom öffentlichen Bekenntnis wird unnachsichtig unterdrückt. Widerspruch gegen Calvins Prädestinationslehre zieht noch im Jahre 1558 bloße Verbannung nebst öffentlicher Abbitte nach sich, fünf Jahre später wird das gleiche Verbrechen schon mit Geißelung bis aufs Blut, Brandmarkung und ewiger Verbannung bestraft. Ein sonst gut evangelischer Bürger, der unbedachtsam Maria „unsere Frau" nannte, wird wegen dieser „fluchwürdigen und in dieser Stadt unerträglichen Blasphemie" exkommuniziert. Ein auf der Durchreise in Genf weilender deutscher Lutheraner, bei dem man ein Kruzifix fand, das er seines Kunstwertes wegen in Frankreich erworben hatte, erhielt, da man ihn als Fremdling glimpflicher behandelte, nur eine scharfe öffentliche Rüge und die Weisung, in Zukunft besser die Bibel zu studieren, um sich von der Verwerflichkeit seines römischen und götzendienerischen Tuns zu überzeugen. Der Buchdrucker Antoine Norbert wird (1561) lebenslänglich verbannt, nachdem ihm vorher die Zunge durchstochen war, weil er auf Calvin gescholten und in der Trunkenheit seine Arbeitsgenossen im Gebete gestört hatte. Wer Urteile der kirchlichen und bürgerlichen Obrigkeit zu kritisieren wagte, hatte schwere Strafe zu erleiden. Die Bücherzensur wurde bezüglich profaner Literatur so streng gehandhabt, wie nur je von der römischen Index-Kongregation, und ähnliches mehr. Dabei entging dem Konsistorium nichts; denn es hatte, namentlich unter den französischen Flüchtlingen, zahlreiche Späher und Zwischenträger.

Diese drakonische Zucht trug ihre Früchte, gute und zweifelhafte. Es gab zahlreiche fromme, willenskräftige und nach Heiligung des Lebens strebende Christen in Genf, die den Ordonnanzen gern und aus freien Stücken entsprachen. Weiter waren da Elemente, die eines so scharfen Zügels wohl bedurften und bei denen die eiserne Zucht des Gesetzes eine recht gute erziehliche Wirkung hervorbrachte. Jedenfalls durchdrang der ernste, strenge, puritanische Geist Calvins immer mehr die Genfer und machte wenigstens äußerlich einen imponierenden Eindruck. Der Andrang zu Calvins Predigten war ungeheuer. Alles diskutierte über religiöse, kirchliche und theologische Fragen. Genf war eine Stadt der Theologen geworden.

Indessen wo Licht ist, da ist auch Schatten. Es liegt ein Korn Wahrheit in dem harten Urteil, daß Calvins System entweder Fanatiker oder Heuchler zeitigte. Die eiserne Strenge mußte, wie wir Kinder Adams nun einmal sind, viele dazu verführen, calvinische Frömmigkeit zur Schau zu tragen, auch wenn es im Herzen ganz anders aussah. Es waren nicht nur die schlechtesten Elemente, die man aus Genf hinausstieß, und nicht nur die

besten, die darin verblieben. Calvin hat in dieser Hinsicht unter seinen nächsten Verwandten und Anhängern sehr bittere Erfahrungen machen müssen. Er mußte da mehr als einmal ein Auge zudrücken und tat es auch. Einer der begeistertsten Lobredner des Reformators und seines Werkes, der schon erwähnte Bonivard, sprach durch sein Leben der calvinischen Lehre und Zucht geradezu Hohn. Bis in sein Greisenalter war er in schmutzige Liebeshändel verwickelt und hat sich nach Calvins Tode nicht gescheut, das Andenken des Mannes, dem er bei Lebzeiten geschmeichelt, zu beflecken; und andere haben es ähnlich gemacht. Angesehene Männer, die in Genf Jahre lang als Muster der Frömmigkeit und Tugend gegolten, wurden schließlich als Heuchler und Verbrecher entlarvt. Unter ihnen nicht ganz wenige Franzosen, die um ihres Glaubens willen Vaterland und Besitz verlassen hatten. Es zeigte sich hier, daß Treue im Kleinen oft schwerer ist als Treue im Großen, ein christlicher Lebenswandel schwerer als eine einmalige, heroische Glaubenstat. Aber die Mehrzahl, das sei zu ihrer Ehre gesagt, nahm es mit ihrem Christentum ernst. — —

Was Calvins persönliche Stellung in Genf betrifft, so hat er den äußern Schein eines geistlichen oder weltlichen Herrschers bis zu Ende aus fast ängstlich vermieden. Er trat stets möglichst einfach und prunklos auf und wollte am liebsten als schlichter und einflußloser Geistlicher angesehen werden. Indessen ist es nach allem, was wir von ihm wissen, kein Zweifel, daß der kleine, unscheinbare Mann in der Rue des Chamoines den größten Einfluß in Genf hatte und im Grunde die Geschicke der Stadt lenkte. Sein Wille beherrschte das kirchliche wie das bürgerlich-politische Leben. Er verband mit dem Geiste eines Propheten und Reformators die Eigenschaft eines weitblickenden, kühl berechnenden Staatsmannes. Der ganzen europäischen Welt ist diese seine Stellung nicht verborgen geblieben. Stand er doch mit allen kirchlichen und politischen Parteihäuptern des damaligen Protestantismus in regem brieflichem Verkehr. Alle sahen in ihm — und mit Recht — die Seele und Triebfeder der Genfer Kirche und Politik. Und trotz seiner äußerlichen Anspruchslosigkeit war Calvin sich seiner hervorragenden Gaben und seiner eminenten Bedeutung durchaus bewußt. Gern vergleicht er sich mit seinem Ideal, dem von ihm viel bewunderten und oft zitierten Priesterkönig David. Wie in einem Spiegel glaubt er in dem Lebenslauf Davids ein Bild des eigenen Lebens zu erkennen. „Wie viel geringer ich auch bin als David", sagt er in der Vorrede zu seiner Psalmenauslegung, „so darf und muß ich mich doch in gewissem Sinn mit ihm vergleichen; denn wie jener von seiner Herde hinweg zu der höchsten Würde im Reiche Gottes berufen wurde, so hat auch mich Gott aus der Dürftigkeit und Dunkelheit hervorgezogen, um mich mit dem ehrenvollen Amt eines Herolds und Dieners des Evangeliums zu betrauen." Er wußte und fühlte

sich in dem republikanischen Genf mit Recht als der einflußreichste und bedeutendste Mann. Wenn man das durch die Tat anerkannte und sich ihm fügte, war er zufrieden und war gut mit ihm auszukommen.

Sein äußerlich einfaches und fast dürftiges Leben war das arbeitsreichste, das man sich nur denken kann. Er entfaltete eine schier unermeßliche Tätigkeit. Eine unglaubliche Arbeitslast lag auf seinen Schultern. Der kleine, schwächliche, oft kränkelnde Mann verfügte allerdings auch über eine ganz enorme, geradezu erstaunliche Arbeitskraft. Nur eine so wunderbare geistige Kraft und eine so gewaltige Energie, wie der geniale Reformator sie besaß, konnte diese Berge von Arbeit bewältigen. Schon in Straßburg leistete er Erstaunliches. In einem Briefe an Farel schildert er gelegentlich, was er alles an e i n e m Tage arbeitet: „Zuerst habe ich etwa zwanzig Korrekturbogen meines Buches durchzusehen, die der Bote mitnehmen wollte; dann kam meine gewöhnliche Vorlesung an der Universität, dann die Predigt, vier Briefe, die beantwortet werden mußten, lagen auf dem Schreibtisch; einige Zwistigkeiten waren ins reine zu bringen, und mehr als zehnmal kamen unter alledem Leute zu mir, denen ich Rede und Antwort stehen mußte. Entschuldige mich darum, wenn mein Brief kurz und ungeordnet ausfällt." — Daß ihm bei dieser ungeheuren Arbeitsfülle wenig Zeit blieb für Geselligkeit und für Dinge, die nicht mit seinem Beruf eng zusammenhingen, ist wohl selbstverständlich; er hätte die daran gewandte Zeit auch als verloren betrachtet. Als etwas ganz Außerordentliches bemerkt er es schon, als er in Straßburg einmal bei einem Abendessen im Freundeskreise bis nach acht Uhr verweilte. „Wohl gelabt — schreibt er an Freund Farel — kehrte ich zurück; aber einen besonnenen Kopf mußt du jetzt nicht von mir erwarten. . . ."

In Genf häufte sich die Arbeit natürlich noch bedeutend. Beza gibt die Zahl seiner regelmäßigen jährlichen Predigten auf 286, die der Vorlesungen auf 186 an. Zur Vorbereitung hatte er selbstverständlich nicht viel Zeit. Fast nie schrieb er eine Rede auf; desto eifriger wurden sie von seinen Verehrern nachgeschrieben und veröffentlicht. Mehrere Tausende sind uns auf diese Weise erhalten. Ein Mann verdiente sich durch Nachschreiben calvinischer Predigten seinen Lebensunterhalt. Bei Abnahme seiner Körperkräfte ließ Calvin sich ins Auditorium tragen. Stets nahm er nur den einfachen Text der heiligen Schrift mit aufs Katheder; er brauchte keinerlei Notizen, sondern sprach vollständig frei, wie es ihm der Augenblick gab. Und doch war sein Vortrag stets klar und logisch geordnet, und der Stil unterschied sich nicht wesentlich von dem seiner wissenschaftlichen Bücher, ein Beweis von der ganz hervorragenden, fast wunderbaren geistigen Begabung des Mannes. Man darf wohl sagen, daß Calvin sowohl an Schärfe und Feinheit des Geistes wie an klassischer und theologischer Gelehrsamkeit alle andern Reformatoren übertragte.

Der ungeheuern Predigt- und Vortragstätigkeit Calvins entsprachen seine übrigen vielseitigen Arbeiten: die mannigfache Seelsorge, die verschiedensten Verhandlungen, Beratungen und Sitzungen, die ausgebreitete schriftstellerische Tätigkeit, die unglaublich ausgedehnte Korrespondenz usw. — Kein Wunder, daß er, um diese schier fabelhaften Arbeitsberge zu bewältigen, sich schon beim Morgengrauen, im Winter noch in dunkler Nacht vom Lager erhob. Wenn er bis zum Abend seinen mannigfaltigen Berufsarbeiten obgelegen hatte, begann die wissenschaftliche Arbeit, die ihn bis tief in die Nacht hinein an seinen Studiertisch fesselte. Ein kurzer Schlaf von meist nur vier Stunden genügte ihm.

Die Lebensweise des Reformators war ebenso bescheiden und einfach wie seine häusliche Einrichtung. Jahrelang begnügte er sich mit einer einzigen Mahlzeit, die er um Mittag einnahm. Später verlegte er auf Rat seines Arztes diese Mahlzeit auf den Abend und nahm mittags noch ein wenig Wein und Brot zu sich. Der einfache Hausrat gehörte wie seine Amtswohnung der Stadt Genf. In dieser Hinsicht hat er ein musterhaftes Leben geführt und ohne Worte eine gewaltige Predigt gehalten. „Fluch über die Pfarrer — schreibt er einmal — die sich selbst weiden. Ist es nicht Sitte, daß die Hirten die Herde weiden?" Zwar war das ihm in Genf ausgesetzte Gehalt für jene Zeit recht hoch; es betrug neben freier Wohnung 500 Gulden jährlich außer Wein- und Getreidelieferung; „denn er ist — sagen die Genfer Ratsprotokolle — ein Mann von großer Gelehrsamkeit und sehr geschickt, die christlichen Kirchen wieder aufzubauen. Auch hat er große Ausgaben für durchreisende Fremde zu machen." Das letztere ist wohl zu beachten; denn Calvin wurde von Flüchtlingen und Fremden aus fast aller Herren Länder, die seinen Rat und seinen Geldbeutel in Anspruch nahmen, förmlich überlaufen. Und er kargte nicht mit Wohltaten und Unterstützungen, namentlich wenn es sich um französische Glaubensgenossen handelte. Jedenfalls ist der Vorwurf seiner Gegner, als habe er ein üppiges Leben geführt, völlig unbegründet. Als einst ein solcher vor dem Genfer Rat dem Reformator diesen Vorwurf machte, konnten sich die Ratsherrn eines Lächelns nicht erwehren; denn sie kannten Calvins asketisches Leben genau und wußten am besten, daß er eben erst ein namhaftes Geschenk des Rats ausgeschlagen und geschworen hatte, er würde die Kanzel nicht mehr besteigen, wenn man ihn in seiner einfachen Lebensweise störe.

Für seine großartige schriftstellerische Tätigkeit hat Calvin so gut wie keinen klingenden Lohn bekommen. Einen Teil seiner Kommentare zu den neutestamentlichen Briefen gab er dem Buchhändler Wendelin in Straßburg ohne Honorar in Verlag; „denn das ist die einzige Weise", schreibt er an Farel, „wie ich meinen Dank für seine ehemalige Güte gegen mich abtragen kann. Zur Zeit meiner größten Bedrängnis hat er gegen vierzig Gold-

gulden für mich ausgegeben und sich in jedem Stück meiner Angelegenheiten aufs treueste angenommen. Ich würde mir schwarze Undankbarkeit zu schulden kommen lassen, wenn ich ihm jetzt meine Manuskripte versagte."

Als er einmal eine größere Reise nach Deutschland machen möchte, ist seine Kasse völlig erschöpft, und während einer Teuerung muß er sogar Schulden machen. Auf die Verleumdung der Gegner, daß er in Genf Schätze sammle, konnte er in seiner Vorrede zu den Psalmen mit Fug erwidern, wenn man, so lange er lebe, an seine Armut nicht glauben wolle, so würde bald genug der Tod die Wahrheit an den Tag bringen. Er hinterließ bei seinem Tode einschließlich des Erlöses aus seiner wertvollen Bibliothek nur 225 Taler und einen silbernen Becher, den er von einem hohen Freunde geschenkt erhalten hatte. Wie gering selbst für jene Zeit diese Summe ist, zeigt der Umstand, daß Luther, der auch gerade keine Reichtümer gesammelt hatte, immerhin ein Vermögen von 9000 Gulden hinterließ. Und an Gelegenheit, sich Schätze zu sammeln, hätte es Calvin wahrlich nicht gefehlt. Bayle gerät über die Uneigennützigkeit des Reformators in helle Bewunderung, um so mehr als — wie er meint — auch die trefflichsten Christen in diesem Punkte nicht leicht sich selbst vergessen, sondern sehr wohl wissen, die Gottseligkeit habe auch die Verheißung d i e s e s Lebens und Gott segne sie oft wunderbar an Gütern. „Ein Testament wie Calvins aber ist ein so selten Ding, ein solches armes Leben ist etwas so Heroisches, daß man ein armseliger und fühlloser Geist sein muß, wenn man es nicht bewundert." — Calvin konnte denn auch mit berechtigtem Stolz einem Gegner schreiben, er habe je und je das Leben der Armut gelebt und sei keinem dabei zur Last gefallen. „Von dem Gehalte, das mir ausgesetzt worden, habe ich hie und da vielmehr etwas zurückerstattet, als daß ich je eine Erhöhung verlangt hätte."

In der Öffentlichkeit zeigte Calvin sich fast nur, wenn Beruf und Amt ihn riefen. Der Masse des Volkes blieb er fern; er hat nie die Volkstümlichkeit Luthers und Zwinglis besessen. Doch genoß er ungemeine Hochachtung, ja Verehrung im Volk, die allerdings nicht ganz frei von Furcht war. Als einst eine Frau während der Predigt ihren Nachbarn ein Schläfchen machen sah, hielt sie es für genügend, ihm bloß den Namen des Reformators zuzuflüstern.

Im geselligen Umgang war Calvin eher wortkarg als gesprächig; lange Reden liebte er auch bei andern nicht. Fade und offenkundige Schmeichelei war ihm verhaßt. Durch mannigfache Enttäuschungen und üble Erfahrungen war er mißtrauisch gegen die Menschen geworden. Wirklich freundschaftlichen Verkehr hatte er nur mit einigen Geistlichen, wie Beza, Farel, Viret und dem Juristen Colladon, die ihm unbedingt ergeben, aber nicht immer in Genf anwesend waren. Unter ihnen konnte er zuweilen aufatmen, sich zwanglos unterhalten und sich auch wohl mal ein kleines Spiel



gestatten; doch nur ein solches, fügt der ihm befreundete Colladon vorsichtig hinzu, das durch die Gesetze nicht verboten war. Überhaupt traten im Verkehr mit seinen Freunden die edelsten menschlichen Seiten Calvins zutage. Natürlich nahm dieser Mann der Autorität auch ihnen gegenüber eine autoritative Stellung ein und konnte auch von ihrer Seite nur schwer Widerspruch ertragen. Und Theodor von Beza, der einflußreichste Freund, Amtsbruder und Mitarbeiter Calvins, war zugleich der gehorsamste, der bis ins einzelste mit den Lehren seines Meisters übereinstimmte und auf sie einging. Unter Calvins leidenschaftlicher Heftigkeit hatten auch seine Freunde zu leiden; aber er war hier so aufrichtig, daß er sich von alten und treuen Freunden wie Buzer und Farel mitunter die Wahrheit sagen ließ, wenn ihm das auch nicht leicht fiel. Als Buzer ihn einmal wegen seiner Heftigkeit und seines Jähzorns getadelt hatte, antwortet er: „Als mir dein Brief während des Essens gebracht wurde, übernahm mich eine solche Freude, daß ich mich nicht erinnere, einen froheren Augenblick während dieser letzten drei Monate gehabt zu haben. Aber als ich ihn nun über der Mahlzeit schnell durchlief und an jene Stelle kam, fühlte ich mich beim Lesen wie mit Geißeln geschlagen, so daß ich die ganze Nacht ohne Rast und Ruhe mich umherwälzte, und auch jetzt nach drei Tagen kaum bei mir selber bin. Denn es ist ja freilich wahr: gegen keinen andern meiner vielen großen Fehler habe ich mehr zu kämpfen und kämpfe ich mit mehr Mühe und Not, als gegen meine Ungeduld. Gott sei Dank dafür, daß meine Bemühungen nicht ganz ohne Erfolg bleiben. Aber doch habe ich es noch nicht dazu gebracht, das wilde Tier meines Zornes völlig bezähmen zu können."

Über seine Heftigkeit ist Calvin nie Herr geworden. Er klagt, daß er von ihr wie von einem Wirbelwind hingerissen werde, es sei, als könne er nicht anders, und billige Richter würden nicht seinem bösen Willen zuschreiben wozu er so offenkundig wider Willen hingerissen werde. Einen Teil der Schuld trug gewiß auch seine Kränklichkeit, die ihn fast sein ganzes Leben hindurch verfolgte. Er litt an einer Reihe von Körperbeschwerden, die mit den Jahren immer zunahmen. Besonders plagte ihn ein Steinleiden. Gegen Ende der fünfziger Jahre klopften die „Boten des Todes" heftiger an. „Einer der dem Tode nahe ist", nennt er sich in der Vorrede zur letzten Bearbeitung seines Hauptwerkes 1559; „aber je mehr auch die Krankheit drängte", setzt er hinzu, „umsoweniger schonte ich mich, um das Werk noch zu Ende zu bringen." Wenn nicht das Frühjahr ein wenig Linderung bringe, schreibt er um dieselbe Zeit an einen Freund, so sei es mit allen weiteren Arbeiten vorbei. Seine Beine seien schwach, sein Unterleib wie gelähmt, verschiedentlich habe er schon Blutstürze gehabt. So zeige ihm der Zustand seines Körpers, daß es Zeit zum Heimgehen sei.

Dennoch sollte er noch vier Jahre leben. Die gewaltige Energie des Geistes hielt die gebrechliche Leibeshülle noch so lange aufrecht. Unter



Fieber und Schwäche arbeitete er rastlos weiter und kam seinem ganzen, umfassenden, arbeitsvollen Beruf völlig nach. Von einem Abnehmen der Geisteskräfte oder der inneren Regsamkeit war nichts zu verspüren. Im Jahre 1562 nahmen die Leiden so zu — erzählt Beza — daß es offenbar wurde, wie er mit schnellen Schritten einem besseren Leben zueile. Fast unbegreiflich bleibt es, daß er trotzdem noch beinah zwei Jahre lebte. Von Nahrungsaufnahme war kaum noch die Rede. Kein Wunder, daß der kleine, dunkelhaarige, spitzbärtige Mann mit dem südlichen Typus und bräunlichen Inkarnat, der stets sehr hagerer Statur gewesen war, immer mehr abmagerte und zuletzt auch im Gesicht mit der stark hervortretenden Nase so abgezehrt war, daß er nur noch aus Haut, Knochen und Nerven zu bestehen schien. In seinem langen, schwarzen Talar, auf dem sich nie ein Stäubchen sehen lassen durfte, macht er den Eindruck der peinlichsten Ordnung, des personifizierten Ernstes und der willensgewaltigen Vergeistigung bis in seine letzten Lebenstage hinein.

Im Jahre 1564 sollte er — erst 55 jährig — zu seiner Ruhe eingehen. Die ungeheure Geistes- und Willensarbeit, die er geleistet, hatte den schwachen Leib früh aufgerieben. Am Sonntag den 6. Februar hielt er seine letzte Predigt. Nur im engen Kreis der Amtsbrüder sprach er noch einige Mal, aber auch da nur wenige Worte. Seine Leiden ertrug er mit christlichem Mannesmut. Wenn die Schmerzen sehr heftig wurden, blickte er wohl nach oben und seufzte: „Herr, wie lange noch!“ Als seine Freunde ihn baten, jetzt wenigstens das Schreiben und Diktieren zu unterlassen, erwiderte er: „Wollt ihr, daß der Herr mich müßig findet, wenn er kommt?“

Am 10. März verordnete der Rat, daß alle Bürger Genfs für des Reformators Herstellung beten sollten, am 27. schleppte er sich, auf zwei Begleiter gestützt, noch einmal in die Ratssitzung und dankte mit abgezogenem Barett für alle Wohltaten und Güte, die er vom Rat während seiner Krankheit erfahren. „Denn ich fühle — schloß er — daß ich zum letzten Mal die Ehre habe, an dieser Stätte zu erscheinen.“ Mit bewegter Stimme sagte er den Herren Lebewohl, wobei ihm selber und den andern die Tränen in die Augen traten. Am Ostersonntag, den 2. April, ließ er sich noch in einem Sessel zur Kirche tragen und empfing das heilige Abendmahl aus Bezas Hand. Dann stimmte er noch mit zitternder Stimme in den Gesang ein: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren.“ Und die Gemeinde blickte mit tiefer Bewegung auf ihren todkranken und sterbensbereiten Hirten.

Am 24. April setzte der Sterbende sein Testament auf. Die Hauptstelle in demselben lautet: „Ich, Johannes Calvin, Diener des Wortes Gottes an der Kirche zu Genf, habe in meiner großen Schwachheit und dem Gefühle, daß Gott mich bald zu sich nehmen werde, den Entschluß gefaßt, mein Testament und letzten Willen so niederzuschreiben, wie das Folgende aufweist:

Erstlich danke ich Gott, daß er sich nicht nur seines armen Geschöpfes erbarmet und mich aus dem Abgrund der Abgötterei gezogen hat, um mir zur Klarheit seines Evangeliums zu helfen, mich auch weiter der Lehre seines Heils teilhaftig gemacht, deren ich ganz unwürdig war, und mich in all meinen Fehlern und Armseligkeiten mit unaussprechlicher Geduld getragen, während ich verdient hätte, tausendmal verworfen zu werden, — sondern, daß er zu alledem seine Gnade selbst so weit erstreckte, sich meiner und meiner Arbeit bedienen zu wollen, um die Wahrheit des Evangeliums zu verkünden und auszubreiten. Ich bezeuge aus innerster Seele, daß ich in diesem Glauben, den er mir gegeben, leben und sterben will, daß ich keine andere Hoffnung habe, als seine freie Erwählung, auf welcher mein ganzes Heil beruht, und von ganzem Herzen die Gnade erfasse, die mir in Christo Jesu, meinem Heilande, bereitet worden ist, damit alle meine Sünde in dem Verdienste seines Lebens und Todes begraben werde. Auf das demütigste flehe ich ihn an: ich möchte in solcher Weise gereinigt und abgewaschen werden durch das Blut dieses großen Erlösers, welches für uns arme Sünder vergossen worden, daß ich vor seinem Angesicht erscheinen könne und sein Bild an mir trage. Weiter bezeuge ich, daß ich nach dem Maß der Gnade, die mir geworden, sein Wort rein gelehret habe in Predigt, Werken und Schrifterklärungen; ja, daß ich auch in allen Streitigkeiten, die ich mit den Feinden der Wahrheit hatte, nirgends sophistisch oder hinterhältig verfahren bin, sondern rund und geradezu die Sache Gottes durchfocht. Aber ach! Der gute Wille, den ich gehabt, und mein Eifer, wenn man ihn so nennen kann, war etwas so Laues und Kaltes, daß ich in allen Stücken unendlich viel schuldig geblieben bin, und mein gutes Trachten ohne die unendliche Gnade Gottes sich wie Rauch wirkungslos verloren hätte. Ja, die Gaben, die er mir verliehen, hätten mich nur um so strafbarer vor ihm machen müssen, so daß ich wiederholt feierlich vor ihm bekenne, wie ich keinen andern Grund meines Heiles weiß, als daß Gott, welcher der Gott der Barmherzigkeit ist, sich einem so erbärmlichen Sünder als Vater erzeigen will."

Über sein geringes Vermögen verfügte er so, daß sein Bruder Anton den silbernen Becher, dessen Söhne Samuel und Johannes je 40 Taler, die Töchter je 30 Taler erben sollten, dem dritten Sohn Daniel setzte er, um ihn für seinen leichtsinnigen Lebenswandel zu strafen, nur 20 Taler aus. Je 10 Taler vermachte er der Schule und der Herberge für arme Fremdlinge. „Das ist das gesamte Gut, das mir Gott gegeben, wie ich es möglichst genau geschätzt habe nach dem Werte der Bücher, der Möbel, des Geschirrs und des Übrigen. Sollte sich indessen etwas mehr finden, so soll es unter meine Neffen und Nichten verteilt werden, auch den Daniel nicht ausgenommen, wenn Gott ihm die Gnade gibt, sich zu mäßigen und zu bessern."

Am 26. April verfügte sich der Rat, an den Calvin noch eine Ansprache zu halten wünschte, in feierlichem Zuge in sein Haus. Von seinem Bette



aus hielt der Reformator eine längere Anrede an die Herren, worin er ihnen noch einmal für alle Freundlichkeit und Geduld, die sie mit seinen Fehlern gehabt, dankte und sie wegen seiner allzugroßen Heftigkeit um Verzeihung bat. „Was nun die Lehre anbetrifft, die ihr von mir gehöret, so bezeuge ich vor Gott und meinem Herrn, daß ich kein anderes Streben hatte, als das mir anvertraute Wort Gottes in ganzer Reinheit zu verkündigen, und auch gewißlich weiß: ich bin nicht aufs ungewisse hin meinen Weg gegangen. Wäre dem nicht so, so weiß ich wohl, daß jetzt Gottes Zorn meinem Haupte drohen würde, während ich nun im Gegenteil überzeugt bin, daß meine Arbeit und Sorge in der Lehre des Worts ihm nicht mißfallen haben. Ich sage das um so lieber vor Gott und vor euch, als ich nicht zweifle, daß der Arge nach seiner Gewohnheit böse, leichtsinnige Schwärmer erwecken wird, um die reine Lehre zu verfälschen, die ihr von mir vernommen habt."

Zwei Tage darnach versammelte er die gesamte Geistlichkeit des Genfer Gebietes um sein Lager und hielt auch an sie seine letzte Ansprache. Mit berechtigtem Selbstgefühl warf er einen Rückblick auf seine Genfer Tätigkeit und die „wunderlichen Kämpfe", die er habe durchmachen müssen. Besonders lange weilte er bei der stürmischen Kampfperiode, die mit dem Hochverratsprozeß gegen Perrin und Maigret verknüpft war, und in der Calvin ja keine sehr rühmliche Rolle spielte. Aus der Art und Weise, wie er darüber spricht, geht indes hervor, daß er selbst sich völlig unschuldig fühlte und nur immer die kirchlichen Gesichtspunkte hervorkehrte, um die es sich dabei doch nicht in erster Linie gehandelt hatte.

„In meiner Lehre war ich treu und sorgsam; auch bei meinen Schriften hat mir Gott die Gnade gegeben, ernst und gewissenhaft zu Werke zu gehen, so daß ich nicht eine einzige Stelle der Schrift mit Wissen verdrehte oder unrichtig auslegte. Oft hätte ich Feinheit und Scharfsinn zeigen können, wenn ich darauf ausgegangen wäre, aber ich habe durch Gottes Gnade diese Versuchungen je und je unter die Füße getreten und mich der Einfachheit beflissen. Nie habe ich etwas aus Haß oder Rachsucht oder mit der Absicht zu schaden geschrieben, sondern immer nur das getan, was mir durch die Ehre Gottes erfordert schien." Weiter ermahnte er seine Amtsbrüder zum Frieden und zur Einigkeit untereinander und bat sie, keinen Streit, Zank oder Neid unter sich aufkommen zu lassen, vor allen Dingen keine Neuerungen einzuführen. Dann verabschiedete er sich von allen einzeln; einige Tage später (2. Mai) auch von dem alten „Meister Farel", der zu dem Zweck trotz seiner 80 Jahre noch von Neuenburg herübergekommen war.

Die letzte Zeit seines Lebens brachte Calvin fast in beständigem Gebete zu. Freilich war seine Stimme kaum noch zu vernehmen, man hörte nur abgebrochene Seufzer. Oft vernahm man die Worte Davids: „Herr, ich habe den Mund nicht aufgetan, weil du es getan", oder das Wort des Jesajas: „Ich seufze wie eine Taube." Und sein Freund Beza, der viel an seinem

Sterbelager saß, hörte ihn mehrmals sagen: „Du zermalmest mich, o Herr, aber ich habe hinreichend Trost und leide es gern; denn es ist deine Hand!"

Am 19. Mai hielten die Prediger noch einmal ihre Konferenz und ein brüderliches Mahl in seinem Hause. Auf kurze Zeit ließ er sich noch in den Saal hineintragen, sprach das Gebet und aß ein wenig mit den Brüdern. Aber sehr bald mußte sich der todkranke Reformator in sein Zimmer zurückbringen lassen und blieb von nun an beständig auf seinem Lager bis zum 27. Mai, wo nach einem letzten, kurzen Aufflackern des verlöschenden Lebenslichtes um acht Uhr abends die sicheren Zeichen des Todes plötzlich eintraten. Als Beza, von dem Diener benachrichtigt, schnell herbeieilte, sah er, daß sein Meister sanft hinübergeschlummert war. Das Bewußtsein und die Urteilskraft hatte er bis zuletzt behalten.

Groß war die Trauer in der Stadt; eine Menge Menschen strömten noch am Abend ins Sterbezimmer, um ihren toten Lehrer noch einmal zu sehen. Am folgenden Morgen legte man die Leiche in einen einfachen hölzernen Sarg, den man an demselben Nachmittag unter ungeheurem Gefolge, aber sonst ohne Gepränge nach dem Friedhof von Plainpalnis trug. Eine Inschrift wurde nicht auf sein Grab gesetzt, da der Reformator sich dies ausdrücklich verbeten hatte.





Schluß.

Nach Napoleons Wort besteht das Wesen des Genies darin, daß eine große Intelligenz und ein gewaltiger Wille so harmonisch verbunden sind, daß diese beiden Geistesfaktoren einander das Gleichgewicht halten; weder überwuchert der Wille die Intelligenz (Don Quixote), noch die Intelligenz den Willen (Hamlet). An diesem Maßstab gemessen, ist Calvin ein Genius. Er war einer der schärfsten, konsequentesten Denker aller Zeiten, ein ausgesprochen logisch-dialektischer Kopf; aber er war mehr als ein großer Denker: er war zugleich Mann der Tat, dessen gewaltige Entschlußfähigkeit nicht durch des Gedankens Blässe und durch Reflexion angekränkelt, sondern im Gegensatz gestärkt, dirigiert, in die rechte Bahn geleitet wurde. Er regelte sein Leben und Handeln genau nach den Grundsätzen seines Denkens. Die Logik des Denkens stand bei ihm im Dienst der Logik des Willens, des Gewissens, des Gehorsams gegen Gott. Gottes Wille und Gebote, soweit er sie erkannte, waren alleinige Regel und Richtschnur seiner konsequenten, durch nichts zu hemmenden Energie, die um so bewundernswerter ist, als sie nicht bloß natürliche Anlage, sondern Resultat einer großen Selbstzucht, einer steten Arbeit an sich selbst war. Calvin war ein Mann aus einem Guß, ein starker Charakter, wie es ihrer wenige gegeben hat.

Freilich trägt er mehr alttestamentliches als neutestamentliches Gepräge. Das entsprach seinem ganzen Wesen, dem ernsten, düstern, strengen Grundzug seines Charakters, zu dessen Erklärung neben der Anlage namentlich seine wenig glückliche und harmonische Jugend heranzuziehen ist. Im Elternhause scheinen nicht besonders glückliche Familienverhältnisse geherrscht zu haben. Der Vater war streng und ehrgeizig, die Mutter scheint ziemlich früh gestorben zu sein. Schon in früher Jugend kam der Knabe in ein

fremdes, vornehmes Haus und hat mithin wenig warme, sonnige Elternliebe erfahren dürfen. Schon in der Schule machte sich der streng-sittliche, ernste Zug seines Wesens in wenig liebenswürdiger Weise geltend. Er stellte an seine Mitschüler die gleichen strengen Anforderungen wie an sich selbst und klagte sie oft wegen ihrer Übertretungen bei den Lehrern und Erziehern an. Bezeichnenderweise erhielt er dafür von seinen Kameraden den Necknamen Accusativus (Anklagefall). Und etwas von einem Accusativus, einem Ankläger, hat er sein ganzes Leben hindurch behalten. Jede öffentliche Beleidigung seiner Person ließ er alsbald vor Gericht ziehen. Er war darin ähnlich wie Bismarck, der so oft nach dem Staatsanwalt rief. Allerdings tat er das nur deshalb, weil er in sich das Evangelium, oder besser das Gesetz Gottes, das er vertrat, geschändet sah und dies rächen und strafen zu müssen glaubte. Machte der Genfer Reformator doch in merkwürdiger Verkennung der reformatorischen Prinzipien den seltsamen Schluß: wenn die Vertreter des Papsttums die Bekämpfer ihres Aberglaubens mit allen Mitteln, auch mit denen der äußern Gewalt, zu unterdrücken suchen, so müßten das die Evangelischen, die doch die Wahrheit besäßen, den Irrlehrern und Feinden der göttlichen Wahrheit gegenüber erst recht tun. Man könnte oft meinen, als hätte dieser Bibelforscher und Ausleger ersten Ranges die Geschichte von den Donnersöhnen nicht gelesen, die Feuer vom Himmel herab regnen lassen wollten auf die Feinde ihres Meisters und von diesem die zurechtweisende Antwort erhielten: „Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?" Seltsam, daß der Geist Christi, der aus diesem Wort spricht, keine deutlicheren Spuren in des doch sehr ehrlichen, aufrichtigen und willensstarken Genfer Reformators Leben und Wirken hinterlassen hat!

Wie Luther und Bismarck den germanischen, so zeigt Calvin den romanischen Typus in charakteristischer, christlich veredelter Ausprägung. Der Romane ist in der Regel entweder leichtfertig und weltsüchtig, oder wie Calvin von schwerem, strengem Ernst und zur Askese neigend; eine gesunde Harmonie zwischen Geistlichem und Natürlichem weiß er nicht leicht zu finden. Charakteristisch ist, daß Calvin der Sinn für Humor abgeht, den Luther und Bismarck, denen Calvin an weltgeschichtlicher Größe nicht nachsteht, in so hohem Maße besaßen. Die feine, geistvolle, aber oft scharfe, kalte Satire muß den warmen, herzhaften, rotbäckigen Humor ersetzen. Auch merkt man bei dem Genfer Reformator nicht viel von dem, was wir Deutsche „Gemüt" nennen und für das bezeichnenderweise weder die romanische, noch die angelsächsische Nation einen treffenden Ausdruck in ihren Sprachen finden können.

Und damit hängt auch das innige, liebevolle Verhältnis der Deutschen zur Natur, zur lebendigen wie zur leblosen, zusammen. Man hat diesen Zug schon früh an Calvin vermißt, man hat sich gewundert, daß er sich über

die herrliche Natur am Genfer See, in der er die Hälfte seines Lebens zubrachte, niemals geäußert hat, daß er für sie überhaupt kein Auge gehabt zu haben scheint. Hier liegt entschieden ein Manko vor, das bei ihm mit seinem einseitigen Gottesbegriff und der Unterschätzung des Kreatürlichen und Natürlichen zusammenhängt. Wie anders Luther, der ein liebevolles Verständnis für die Blumen auf dem Felde und ein warmes Herz für die Vögel unter dem Himmel hatte. Und gar Bismarck, mit dem wir den Genfer Reformator oben verglichen! Der germanische Recke konnte sich mit wahrer Andacht in die Betrachtung des jungen, zarten Grüns der Bäume im Frühling versenken, konnte die Knospen und Blättchen fast zärtlich streicheln. Und mit welch außerordentlicher Liebe hing er an seinem Walde und den einzelnen Bäumen desselben. Er haderte mit seinem Oberförster um jeden alten Stamm, der abgehauen werden sollte, weil er im Wipfel anfing zu verdorren. „Wie sollte ich nicht Mitleid haben mit solchem Baum! Bin ich doch selbst zapftrocken", meinte der alternde Fürst, und um solchen „anrüchigen Bäumen" die Alterszeichen zu nehmen, schoß er mit seinen Söhnen wohl die dürren Zweige herunter. Diese tiefe germanische Liebe zur Natur und Kreatur wäre Calvin völlig unverständlich gewesen und ihm sicherlich als etwas Ungöttliches, Unchristliches, ja Sündliches erschienen. Daher auch sein starres Entsetzen über manche bezüglichen Aussprüche Servets, die uns gar nicht so schrecklich vorkommen und einen berechtigten Kern in sich tragen.

Freilich hat dies Manko und diese Einseitigkeit Calvins ja auch eine Kehrseite, die gerade für die Größe des Mannes zeugt und uns zeigt, wo die Wurzeln seiner Kraft liegen. Er konzentriert die ganze, gewaltige Summe seines Denkens, Wollens und Tuns auf Gott, als dessen spezieller Herold er sich wußte, und auf sein ihm von Gott aufgetragenes Werk und Amt. Jede Stunde seines Lebens hatte er immer nur diese große S a ch e im Auge, und mit ihr verglichen galt ihm die Persönlichkeit, galten ihm selbst seine Freunde nichts. Solche Männer, mögen sie auch noch so groß sein, haben etwas Erkältendes und Fernendes an sich, es fehlt ihnen an persönlicher Wärme und Herzlichkeit. Die Sache, die Pflicht, die Ausrichtung des Willens Gottes, wie er ihn erkannte, war für Calvin alles, seine Speise, von der seine starke Seele Tag und Nacht lebte, während der schwache Leib fast keiner Nahrung zu bedürfen schien.

Calvins Leben war in Gott gegründet wie nur je das Leben eines Menschen. Er hat seit der Stunde seiner Bekehrung Gott täglich und stündlich vor Augen und im Herzen gehabt. Er lebte im Bewußtsein und Gefühl der beständigen Nähe des erhabenen, ewigen, heiligen, gerechten, starken und eifrigen Gottes. Wenig Menschen haben wohl in einer solchen Demut und Ehrfurcht vor Gott, in so unbedingter Hingabe an ihn gelebt, wenigen ist er eine so überwältigende, alles verdrängende Realität und Autorität gewesen.



Vor der unaussprechlichen Majestät Gottes erblich ihm aller Glanz der Welt, die ganze Kreatur; jede Rücksicht auf Menschen fällt dahin, auch das eigene Empfinden und Leben ist Ihm gegenüber nichts. Seinen Willen zu tun ist die einzige Aufgabe unseres kurzen Erdendaseins. Vor Gott ist das kleine Menschlein ein Wurm, ein Staub, ein Nichts, das gar keinen Selbstzweck hat. Der Mensch ist nur um Gottes willen da, um Seine Majestät und Allmacht und Gerechtigkeit zu verherrlichen.

Calvins Gott trägt in der Hauptsache die Züge des Alten Testaments. Im besten und höchsten Sinn ist der Reformator ein Repräsentant alttestamentlichen Geistes, nicht im Sinne der römischen Kirche, die vielfach unter die Stufe des alten Testaments ins platte, grobe Heidentum und in Fetischismus hinabgesunken ist. Calvin vertritt die höchste und reinste Stufe alttestamentlichen Geistes, zeigt aber dabei natürlich auch neutestamentliche Einschläge; doch legt er auch das Neue Testament in alttestamentlichem Geiste aus. Der Geist strenger alttestamentlicher Gerechtigkeit, der seiner Natur so sehr entsprach, überwiegt bei ihm den Geist neutestamentlicher Liebe und Vergebung. Ja selbst die alttestamentlichen Züge, die offenbar nicht das Zeichen göttlicher Offenbarung, sondern menschlichen Irrtums und Fanatismus an sich tragen, fehlen bei Calvin nicht ganz. In ihm lebt auch etwas von dem Geist der Rachepsalmen (Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an einem Stein), des Propheten Elias, der das große Blutbad unter den Baalspriestern anrichtet, und des eifernden Jehovah, der den Israeliten befiehlt, die Kanaaniter samt Weibern und Kindern, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Ein Entschuldigungsgrund liegt vielleicht darin, daß Calvin in seinem unbedingten, absoluten Autoritätsgefühl streng an die wörtliche Inspiration der Schrift glaubt, das Alte Testament an Offenbarungswert und -charakter dem Neuen Testament gleichstellte und so allerdings auch auf Grund der Schrift zu seinem Gottesbegriff kommen konnte. Calvin war nicht nur von Natur streng, sondern er glaubte auch auf Grund der Offenbarung im Alten Testament streng und hart sein zu müssen.

Er selbst ist zu absoluter Gewißheit seiner ewigen Erwählung durchgedrungen, ohne die furchtbaren terrores conscientiae — die erschütternden Gewissens- und Seelenkämpfe — Luthers um einen gnädigen Gott durchgemacht zu haben. Damit hängt es aufs engste zusammen, daß er nicht zu dem neutestamentlichen Vatergott, zum Gott des Erbarmens und der Liebe durchgedrungen, sondern in dem alttestamentlichen Jehovah, dem heiligen und gerechten Richtergott, den Frieden seiner Seele und die Kraft seines Lebens gefunden hat. Er konnte das nur, weil das Bewußtsein seiner persönlichen Erwählung ihn nie verließ; im andern Fall hätte der furchtbare Gottesbegriff seiner Prädestinationslehre ihn zermalmen müssen.

In seinem Lieblingsdogma von der Prädestination spiegelt sich der ganze Calvin. Weil Gott nach ihm unser Heil durchaus nur so im Auge gehabt hat, daß Seine Verherrlichung der höchste Zweck bleibt, so wäre es weder denkbar noch seiner würdig, daß er diese Verherrlichung in der Menschen Hände ließe und gleichsam in Spannung auf ihren Entschluß und den Ausgang, den sie der Sache geben, wartete. Die Prädestinationslehre kommt Calvin so natürlich und selbstverständlich vor, daß er jeden Vorwurf, sie sei eine spitzfindige und dunkle Spekulation, die den Geist verwirre, mit Entrüstung zurückweist. Sie erzieht — meint er — vielmehr zur Demut, erbaut zum Glauben, erhebt zur Bewunderung der unermeßlichen Güte Gottes und regt uns an, sie zu preisen; denn nichts sei geeigneter, den Glauben zu erbauen, als wenn wir wissen, daß unsere Erwählung, die der Geist Gottes in den Herzen versiegle, in einem ewigen und unwandelbaren Ratschluß Gottes beruhe, so daß sie keinen Stürmen, keinen Versuchungen, keinem Wanken mehr unterworfen sei.

Calvin hat bei Aufstellung der Prädestinationslehre nur an sich und Leute seines Schlages gedacht. Wenn er vermocht hätte, sich nur einigermaßen in anders geartete Naturen hineinzuversenken, so hätte er dies Dogma nie aufgestellt; denn andersgearteten Menschen muß trotz allem, was er für seine Lieblingslehre vorbringt, dies unmenschliche Dogma eher zum Fallstrick werden, in falsche Sicherheit wiegen oder in Verzweiflung treiben, als den Glauben erbauen, den Gnadenstand sichern, vor Anfechtungen schützen und zur Heiligung treiben. Das hat man auch schon im Reformationsjahrhundert klar erkannt und von katholischer wie von evangelischer Seite Calvin mit treffenden Worten entgegengehalten. Statt vieler führen wir nur die Polemik Philipp Nicolais, des Nachfolgers Joachim Westphals in Hamburg, gegen die Prädestinationslehre an. Aus der Sprache, die dieser innig fromme Mann, der freilich ebenfalls eine derbe polemische Klinge schlägt, gegen die „heillosen Calvinisten" führt, erkennt man den Grad der inneren Entfremdung, die damals zwischen Reformierten und Lutheranern bestand und zum Teil durch die Prädestinationslehre verschuldet war.

„Was haben die Calvinisten für einen Gott?" fragt Nicolai und antwortet darauf: „Sie rufen einen Gott an, der viel hunderttausend Menschen und den größesten Haufen aller Adamskinder unverschuldeter und unverdienter Ursach, ohne alle Gnade und Barmherzigkeit zum ewigen Tod, Abgrund der Höllen und ewigen höllischem Feuer ordnet und verstoßet, da sie doch zu solcher schrecklichen und grausamen Verstoßung ihm keine Ursach gegeben haben, noch ihn mit sündlichen Werken jemals dazu gereizet haben. . ." Frage: „Was dünkt dich nun von dem Calvinisten Herrgott?" Antwort: „Aus den Zeugnissen der Widersacher ist genugsam offenbar, daß ihr Gott ein leichtfertiger, arglistiger und blutdürstiger Moloch sein muß,

und daß kein Mörder, kein Dieb, kein Bösewicht, kein Verräter seine verzweifelte Untugend ins Werk setzen, viel weniger ausrichten und ins ewige höllische Feuer sich stürzen könnte, wenn er nicht von dem Calvinisten-Herrgott mit dem heimlichen Streckseil seines innerlichen Willens dahin bewegt und getrieben würde." —

Der strenge Lutheraner Nicolai und der freigeistige Servet sind darin einig, daß sie den Calvinistengott für den leibhaftigen Satan der Schrift erklären, der umhergehe wie ein brüllender Löwe und suche, wen er verschlinge. Schießt diese Kritik und Polemik auch weit übers Ziel hinaus, so offenbart sie doch ein feines und sicheres Gefühl für die unbiblische und unmenschliche Gottesvorstellung, die der absoluten Prädestinationslehre zu Grunde liegt. Selbst die härteren und wahrhaftig nicht sentimentalen Menschen jener Zeit konnten zu einem solchen Gott kein Vertrauen fassen, und so wird es den Menschen aller Zeiten gehen. Die Ausnahmen sind zu zählen. Und das ist ja auch so erklärlich. Denn wer weiß überhaupt, ob er von Ewigkeit her erwählt ist? Das Zeugnis des heiligen Geistes, auf das Calvin sich beruft, wird nur zu oft seinen Dienst versagen, wie Erfahrung und Geschichte lehren. Wenn Calvin selbst nie einen Augenblick an seiner ewigen Erwählung zweifelte, so ist das mindestens ebenso sehr seiner natürlichen Eigenart und Anlage, man könnte sagen einer Idiosynkrasie, als dem übernatürlichen Zeugnis des heiligen Geistes zuzuschreiben.

Selbstverständlich suchte Calvin seine Prädestinationslehre auch mit der Schrift zu begründen, ja er nahm sie als die allein schriftgemäße in Anspruch. Wenn Gegner ihm vorhielten, seine Lehre stütze sich auf schwierige, kaum zu entwirrende Bibelstellen, erklärte Calvin das in seiner scharfen, unduldsamen Weise als ein gottloses Gerede. „Sollen wir denn annehmen", fragt er, „der heilige Geist sei sich hie und da untreu geworden und habe uns in Dunkelheiten geführt? Und wie oft redet Paulus, nicht etwa nur gelegentlich, von der Gnadenwahl? Auch da, wo der Gedanke an sie fernliegt, zieht er sie geflissentlich herbei." Es muß zugegeben werden, daß Paulus an manchen Stellen tatsächlich eine ewige Gnadenwahl zu lehren scheint; aber das ist noch nicht gleichbedeutend mit der Lehre Calvins. Auch läßt sich aus den Briefen Pauli eine andere Reihe Aussprüche zusammenstellen, die nicht zu der Gnadenwahllehre passen. Und andere Bücher der Schrift legen eher gegen, als für Calvin Zeugnis ab. Auf Jesus, dessen Autorität uns doch die höchste ist, kann man sich jedenfalls nicht für die Prädestinationslehre berufen. Überhaupt gibt es in der Schrift eine ganze Reihe von Stellen, die ausdrücklich bezeugen, daß Gott allen Menschen das Heil anbietet, daß er will, daß allen geholfen werde und daß der Mensch einen freien Willen, die Möglichkeit der Annahme oder Ablehnung des Heils und der Gnade Gottes in Christo hat. Ohne Zweifel ist die Auffassung Calvins und die Art, wie er sie durchfocht, einseitig und

im üblen Sinne unduldsam. Er hätte wenigstens anerkennen müssen, daß auch seine Gegner biblischen Grund unter den Füßen haben, und daß seine Lehre sich keineswegs so sonnenklar und eindeutig aus der Schrift ergibt. Die Schrift ist in dieser wie in andern schwierigen Fragen mehrdeutig und weitherzig, und darin liegt eine große göttliche Weisheit, die auf die geistige Verschiedenartigkeit der Kinder Gottes Rücksicht nimmt; denn auch ihr Wissen ist noch Stückwerk und sie werden sich solche schwierigen Fragen der christlichen Erkenntnis je nach der Eigenart, den Lebenserfahrungen, der inneren Entwicklungsstufe auf Grund der Schrift verschieden klar zu machen suchen.

Ein Hauptmotiv, das Calvin bei der Aufstellung seines Lieblingsdogmas leitet, wissen wir freilich als ein im Grunde sehr edles wohl zu würdigen. Man versteht es nur, wenn man sich in die dogmengeschichtliche und psychologische Lage jenes Zeitalters versetzt. Der Reformator wollte jedes Verdienst des sündigen Menschen an seiner Bekehrung, Erlösung und Heiligung, das die römische Kirche so stark betonte, ausschließen. Dieses edle Streben, das Calvin mit dem deutschen Reformator durchaus teilt, ist der erschreckend oberflächlichen Theorie und der noch abstoßenderen Praxis der römischen Kirche damaliger Zeit gegenüber aufs höchste zu billigen. Gerade darin zeigte sich in erster Linie der evangelische Geist der reformatorischen Bewegung. Man kann es da nun verstehen, daß Calvin in das andere Extrem umschlug und dem Menschen jegliche freie Selbstentscheidung bezüglich seiner Hinkehr zu oder Abkehr von Gott abspricht, damit Gott allein alle Ehre habe. Vielleicht war eine solche Einseitigkeit und Übertreibung in jener Periode für manche sogar nötig, vielleicht, sagen wir. Jedenfalls aber ist sie an sich ebenso einseitig und unevangelisch wie die römische.

Luther hat ja auch mit diesem Problem gerungen, ohne in der Theorie mit ihm fertig zu werden. Man lese nur, wie er sich dabei in seiner sonst so tüchtigen und tiefgründigen Schrift de servo arbitrio in Widersprüche verwickelt. In dem heißen Bemühen, Gott allein an allem die Ehre zu lassen und seine Allwirksamkeit nicht einzuschränken, kommt er hier stellenweise den Gedankengängen und Gottesbegriffen Calvins sehr nahe, die logische Konsequenz treibt ihn dazu. Aber dann macht der deutsche Reformator eine kühne Wendung. Er sagt nämlich, er rede an dieser Stelle nur vom absoluten Gotteswillen, soweit er uns nicht in der Schrift offenbar ist. Ganz anders aber verhalte es sich mit dem in der Schrift offenbaren Gotteswillen; denn während Gott nach seinem geheimen absoluten Willen den ewigen Tod der Majorität der Menschheit beschlossen habe, wolle der offenbare Gott der Schrift, daß allen Menschen geholfen werde. Der geheime Gotteswille, sagt Luther, steht im Widerspruch zu dem Willen des geoffenbarten Gottes (pugnat cum voluntate dei revelata).

Man sieht, Luther läßt hier zwei ganz unhaltbare Gegensätze unvermittelt neben einander stehen. Er unterscheidet in fast Ritschlscher Weise Denken und Offenbarung und stellt sie in unlösbare Gegensätze zu einander. Das konnte ein so logischer und konsequenter Denker wie Calvin natürlich nicht mitmachen, sondern ihm ist der absolute, geheime Gotteswille, zu dem sein metaphysisches Denken kommt, auch der offenbare Gotteswille der Schrift. Das sucht er nun mit allen Mitteln der Exegese als unzweifelhaft darzutun. Daß Luther in dem Zwiespalt stecken blieb, macht zwar seiner Logik und Konsequenz wenig Ehre, seinem Herzen aber desto mehr. Er kann eine solche „Lösung", wie sie Calvin mit seiner Prädestinationslehre dargeboten hat, nicht ertragen und rät deshalb, sich nicht an den geheimen Gotteswillen des logischen, metaphysischen Denkens, sondern an den offenbaren Gotteswillen der heiligen Schrift zu halten, der da will, daß allen Menschen geholfen werde und daß alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Luther lenkt als Praktiker und Seelsorger, der von der Erlösungsbedürftigkeit ausgeht und die ganze heilige Schrift nur unter christologischem Gesichtspunkt betrachtet, den Blick immer wieder auf Christus, den offenbaren Gotteswillen in Person, im Glauben an den alle Menschen gerettet werden sollen und können, wenn sie nicht der allwirkenden Gnade Gottes widerstreben. Dies Widerstreben aber ist ihre eigene Schuld.

Auch Luthers Schüler und Epigonen haben diesen Zwiespalt nicht überwunden. Um der Gnade Gottes ja keinen Abbruch zu tun und dem Menschen jedes Verdienst an der Bekehrung und Wiedergeburt abzuschneiden, vergleichen sie ihn mit einem lapis und truncus, einem Stein und einem Stück Holz, ohne zu bedenken, daß der Mensch dadurch seiner Persönlichkeit beraubt und auf eine untermenschliche Stufe hinabgedrückt wird, wo dann überhaupt die ganze Heils- und Gnadenordnung keinen Sinn mehr hat. Und wenn sie ihm dennoch ein Widerstreben gegen den göttlichen Heilswillen zuschreiben, so paßt wieder das vielgebrauchte Bild nicht, denn ein Stein und Stock kann auch nicht widerstreben. Gewiß, man versteht ja, daß die Absicht, jedes Verdienst von seiten des Menschen auszuschalten, die beste war, aber die dogmatische Formulierung ist falsch und unhaltbar.

Das Denken, auch das christliche und theologische Denken, kann und darf solche Widersprüche nicht ertragen. Und braucht es auch nicht. Melanchthon hat hier schon die richtigen Wege gezeigt. Man lasse sich nur nicht durch die Vorwürfe der Ketzerei, des Synergismus usw., die seine Gegner ihm machen, beirren. Ohne recht verstandenen Synergismus geht es nie und nimmer, ohne irgend welche Mitwirkung des Menschen und seines Willens ist eine Bekehrung und Wiedergeburt eine Unmöglichkeit, sie wäre ein rein physisch-metaphysischer Akt, der jedes religiös-ethischen Momentes entbehrte, die Persönlichkeit des Menschen aufhöbe und ihn ins Tier- oder Pflanzenreich degradierte. Der Grundfehler jener calvinistischen

Auffassung ist der Mangel an Respekt vor der Persönlichkeit des Menschen. Man meint Gott zu ehren, indem man den Menschen zu einer Sache erniedrigt. Die Menschheit ist nur die Masse, der Stoff, das Material. Nach dem Vorbild Augustins gilt hier der Einzelne, die Persönlichkeit gar nichts und die Menschenmassen nur, soweit Gott durch sie entweder seine Barmherzigkeit (durch die für die Seligkeit Bestimmten) oder seine „Gerechtigkeit" (durch die massa perditionis, die für das ewige Verderben bestimmte Masse) „verherrlichen" will.

Allein menschenwürdiger und unvergleichlich höher ist die Auffassung, die die Persönlichkeit des Menschen wahrt, daß nämlich der natürliche, sündliche Mensch die Fähigkeit hat, die ihm in Christo entgegengestreckte Gnade seines Gottes zu ergreifen und festzuhalten. Wie sollte dadurch der lebendige, ewige Gott verkleinert werden? Hat nicht er den Menschen als Persönlichkeit erschaffen, und ist nicht auch der Rest des göttlichen Ebenbildes, den wir noch an uns tragen, die sittlich-religiöse Kraft, die der Menschheit noch verblieben sind, allein von Ihm? Wie der Ertrinkende an seiner Rettung „mitwirkt", wenn er die ihm entgegengestreckte Retterhand ergreift, so wirkt auch der sündige Mensch an seiner ewigen Errettung mit, wenn er die Tag und Nacht ausgestreckte Gnadenhand des barmherzigen Gottes mit der ihm noch verbliebenen Kraft ergreift und so gerettet wird. Nur törichter Unverstand und religiöse Oberflächlichkeit kann dem Menschen daraus irgend ein Quentchen „Verdienst" Gott gegenüber machen wollen oder auf die Idee kommen, durch die so verstandene Mitwirkung des Menschen geschehe der allgenugsamen Gnade des allmächtigen Gottes irgendwie Abbruch. Nein, gerade durch diese Mitwirkung tut der sündige Mensch das Größte und Höchste, was er überhaupt tun kann und verherrlicht so in der denkbar höchsten Weise seinen Schöpfer, indem er das verdunkelte göttliche Ebenbild der geistleiblichen Persönlichkeit durch Gottes sündenvergebende und heiligende Gnade und Hilfe, aber auch durch treue, ernste Arbeit und Gebrauch der ihm von Gott verliehenen natürlichen Kräfte und Gaben immer besser und reiner und schöner zu entwickeln sich bemüht. Persönlichkeiten, die er liebt und die ihn wieder lieben, will Gott, nicht aber Menschenmassen, durch die er die Eigenschaften seiner Güte, beziehungsweise seiner Gerechtigkeit verherrlicht, indem er sie vor ihrer Erschaffung entweder zur Seligkeit oder zur Verdammnis bestimmt.

Diese Gedankengänge kommen uns, seien wir nun Lutheraner oder Reformierte, jetzt wohl meist als selbstverständlich vor. Es gibt wohl nur noch wenige, die sich hierin mit Calvin oder den strengen Lutheranern der Konkordienformel solidarisch erklären. Wie die Gegensätze sich abgeschliffen haben, so sind die Fragestellungen andere und der Gottesbegriff in gewisser Hinsicht reiner und weiter und geklärter geworden; vor allem dadurch, daß man gelernt hat, die menschliche Persönlichkeit tiefer und

evangelischer zu fassen. Die beiden großen reformatorischen Konfessionen haben weiter gearbeitet, von einander gelernt und sind einander näher gekommen. Die Schärfe der Gegensätze, wie sie sich in den polemischen Schriften Westphals und Nicolais und anderer widerspiegeln, ist längst überwunden. Und Erdmann Neumeister, der Verfasser des schönen Liedes „Jesus nimmt die Sünder an" († 1756) würde heute nicht mehr dichten:

Wenn Christus sich mit Belial
In Bund und Frieden wird begeben,
Kann Luther auch auf solchen Fall
Als Bruder mit Calvino leben.

Die früher so feindlichen evangelischen Brüder haben sich zu beiderseitigem Segen kennen und verstehen gelernt und kämpfen jetzt Seite an Seite gegen ganz andere gemeinsame Feinde, die beide bedrohen.

Merkwürdigerweise hat Calvins Lehre vom heiligen Abendmahl fast mehr Widerspruch bei den strengen Lutheranern gefunden als seine Prädestinationslehre. Und doch zeigt er in diesem Lehrstück eine wahrhaft evangelische Tiefe und eine Weitherzigkeit, wie sonst selten. Er war sich in diesem Punkt mit Recht bewußt, eine höhere Stufe evangelischer Erkenntnis als Zwingli zu vertreten und es gelang ihm ja auch, in der „Zürcher Übereinkunft" seine Lehre fast in allen evangelischen Schweizerkirchen zur Geltung zu bringen. Sein brennender Wunsch war, daß das gleiche bei den Lutheranern geschehe und dadurch die so dringend nötige Einheit der Evangelischen gegen Rom hergestellt würde. Wie die bezüglichen Verhandlungen geführt wurden, viel Streit und Hader erregten und elendiglich scheiterten, haben wir gesehen. In dieser Frage hat man dem Genfer Reformator und seiner Lehre entschieden Unrecht getan. Die lutherischen Theologen blickten wie hypnotisiert nur immer auf die trennenden Punkte und *wollten* geflissentlich nicht über das Einigende verhandeln. Ganz fälschlich identifizierten sie Calvins Abendmahlslehre mit der Zwinglis. Schreibt doch Calvin in einer Schrift gegen Westphal, daß eher die lutherische Auffassung auf ihn gewirkt habe. „Als ich aus den Finsternissen des Papsttums aufzutauchen begann und bei Luther las, daß von Oekolampad und Zwingli in den Sakramenten nichts als leere Zeichen übrig gelassen worden, gestehe ich, daß ich gegen ihre Bücher eine solche Abneigung fühlte, daß ich lange keins derselben in die Hand nahm." Wenn Luther noch lebte, meint daher Calvin in seinen Schriften gegen die lutherischen Theologen, so würde er sich getrost auf dessen eigenes Urteil berufen, daß er in allem, was das *Wesen* des Sakraments angehe, völlig mit ihm übereinstimme. Wie real Calvin die Mitteilung des Wesens Christi im Abendmahl nimmt, geht z. B. aus folgender Stelle eines Briefes an Peter Martyr hervor: „Die heilige Einheit, in die uns der Herr aufnimmt, ist noch mehr als eine



bloße Gesellschaft und Freundschaft mit ihm, er pfropft uns in seinen Leib ein, damit er uns all das Seine mitteilen könne. Das ist die Gemeinschaft, die das Abendmahl stiftet." — Kein Titelchen bricht er in den Einigungsverhandlungen mit den mehr der Zwingli'schen Auffassung zuneigenden schweizerischen Theologen von dieser realen Abendmahlslehre ab. Trotz seines brennenden Einigungsverlangens betont er Bullinger gegenüber: „Das lassen wir uns nicht nehmen, daß Christus bei seinem Mahle unter uns gegenwärtig ist, ja daß seine Gemeinschaft uns wirklich und wesentlich dargereicht wird mit den äußern Zeichen, so daß wir Teilhaber werden seines Fleisches und Blutes, und er mit allen seinen Gütern Wohnung in uns macht und wir in ihm."

Aber weshalb hielten die strengen Lutheraner Calvin denn für einen Ketzer und Sakramentierer? Weil er erstens die „Ubiquität" leugnet, das heißt, nicht anerkennt, daß der erhöhte Christus auch seiner menschlichen, leiblichen Natur nach räumlich unbeschränkt und allgegenwärtig sei, so daß man ihn im Abendmahl genießen könne. Luther erklärte bekanntlich den biblischen Ausdruck „sitzend zur Rechten Gottes" dahin: die Rechte Gottes (dextra dei) ist überall. Calvin dagegen faßt sie örtlich beschränkt „im Himmel". Er ließ deshalb die Gemeinschaft mit dem erhöhten Herrn, mit seinem Fleisch und Blut, durch die Vermittlung der dritten Person der Trinität, des heiligen Geistes, der von Vater und Sohn ausgeht, zustande kommen. Er nahm eben auch an, daß der erhöhte Herr durch die Vermittlung des heiligen Geistes alle Tage bis an der Welt Ende bei uns ist. Ist das nun eine so furchtbare Ketzerei? Wir halten diese Differenz in der Auffassung für unwesentlich angesichts der unlöslichen Schwierigkeiten, die beide Auffassungen der Natur der erhabenen Sache und des göttlichen Mysteriums nach für das menschlich-christliche Denken und Vorstellen haben und stets haben werden, solange unser Wissen Stückwerk ist. Die Schrift aber hat in ihrer Weisheit hier keine näheren Bestimmungen gegeben, und Calvin kann sich ebensowohl auf sie berufen als seine Gegner.

Die andere Abweichung ist die, daß Calvin annimmt, nur die gläubigen Seelen werden dieser innigsten Gemeinschaft mit dem Herrn beim Abendmahl teilhaftig, während nach streng lutherischer Auffassung auch die Ungläubigen mit Brot und Wein den Leib und das Blut Christi genießen, sich selber zum Gericht. In diesem Punkt stehen wir auf Calvins Seite. Der Glaube ist unbedingt Erfordernis für den Empfang der übersinnlichen Gabe und der mystischen Verbindung mit dem Herrn. Die Ungläubigen empfangen nur die äußeren materiellen Elemente. Man wende dagegen nicht das Wort des Apostels ein: „Wer unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht, damit, daß er nicht unterscheidet den Leib und das Blut des Herrn." Denn dies Wort bleibt auch bei der Cal-

vinischen Auffassung völlig in Geltung; wer als ein Ungläubiger und Unwürdiger zum Altar tritt (wie Paulus es 1. Kor. 11 schildert), der ist eben infolge seines Unglaubens schon gerichtet (Joh. 3, 18).

Die Behauptung, daß auch der Ungläubige Christi Fleisch und Blut genieße, zeigt, daß die Gabe des Sakraments zu äußerlich und grob aufgefaßt wird; man verwechselt da real mit materiell. Es tritt darin noch ein Rest der mittelalterlichen, römischen Auffassung zutage, wie Calvin es in milder Form schon an Luthers Darlegung über das Abendmahl moniert hatte. Der Grund hierzu liegt bei dem Wittenberger Reformator wohl mehr in seiner anschaulichen und volkstümlichen Redeweise, als in mittelalterlicher Befangenheit. Man vergegenwärtige sich nur, wie drastisch und plastisch er vom Teufel denkt und spricht. Auch für Calvin ist ja, wie wir sahen, der persönliche Teufel durchaus eine Realität, aber er meidet solche handgreiflichen Schilderungen; der Satan ist ihm eine rein geistige Person. Bezeichnend ist auch, daß er von dem mittelalterlichen Exorzismus, der Austreibung des Teufels bei der Taufe des Säuglings, nichts wissen will, den die lutherischen Kirchen mit Luther ja noch lange, teilweise bis in die Gegenwart hinein festgehalten haben. Gegenwärtig wird der Exorzismus, wenn überhaupt, wohl nur noch ganz selten angewandt, und auch die Lutheraner glauben ihrem Luthertum mit der Abschaffung desselben nichts vergeben zu haben. Ähnlich ist es mit der Abendmahlslehre. Viele Lutheraner haben die materiellen Bestandteile ausgeschieden und sind dadurch der Calvinischen Auffassung näher gekommen. Viele geben auch offen zu, daß die Calvinische Abendmahlslehre hier eine höhere Form christlicher und theologischer Erkenntnis vertrete, und das nach unserer Meinung mit Recht. So haben sich auch hier die Gegensätze gemildert und Calvins Abendmahlslehre ist weithin durchgedrungen.

Es ist eigentümlich, daß die lutherische Kirche keine so strenge Abendmahlszucht geübt hat wie die reformierte, obgleich ihre scharf zugespitzte Abendmahlslehre sie doch eigentlich noch mehr dazu hätte drängen müssen. Denn wenn die lutherische Kirche lebendig davon überzeugt wäre, daß auch Ungläubige den Leib und das Blut Christi genießen, beides aber durch den unwürdigen Genuß schänden und sich selber das Gericht essen und trinken, so müßte sie doch mit einem ganz anderen Ernst, als es in der Regel der Fall ist, darauf bedacht sein, Unwürdige vom Tisch des Herrn zurückzuweisen. Aber auch ein Christ, der die Wirkung des Sakraments weniger drastisch und stofflich faßt, kann nur wünschen, daß die Kirche die schlaff hängenden Zügel der Kirchenzucht etwas straffer anziehe. Das würde ihr Ansehen in den Augen aller ernsten Christen und charaktervollen Weltmenschen nur heben. In dieser Beziehung könnte die heutige Kirche von Calvin manches lernen. Er konnte es nicht ertragen, daß die Katholiken auf das „lose evangelische Treiben" an vielen Orten als auf eine Wirkung

der neuen Predigt hinwiesen, und daß die evangelische Freiheit oft als Deckel der Bosheit mißbraucht wurde. Deshalb suchte er je länger je mehr durch seine strenge Kirchenzucht den sittlichen Standard und die christliche Heiligung möglichst zu fördern. Leider bediente er sich dabei in seinem Übereifer nicht nur geistiger und geistlicher, sondern auch fleischlicher Waffen und äußerlicher Gewaltmittel. Darum hat seine eiserne Kirchenzucht, so heilsam und erzieherisch sie auch für einen großen Teil des Volkes wirkte, auf der andern Seite auch Heuchler gezüchtet und eine Anzahl ehrlicher Christen, die Calvins ausgeprägte Eigenart nicht ertragen konnten, aus der Kirche gewiesen und ins Elend vertrieben.

Freilich muß noch einmal zur Rechtfertigung und Entschuldigung Calvins angeführt werden, daß jene Zeit überhaupt noch viel strenger, härter und rauher war. Beispiele dafür kann man massenhaft beibringen. Und was die verzehrende Intoleranz Calvins anlangt, so muß man sich auch vergegenwärtigen, daß jene Zeit die Toleranz in unserm heutigen Sinn überhaupt noch nicht übte. Selbst Luther und Philipp von Hessen, die unter den Führern der Reformation wohl mit am weitherzigsten waren, meinten, man müsse den Irrlehrern, z. B. den Anabaptisten, wenigstens das Land verbieten und sie, falls sie dennoch wiederkehrten, mit Ruten stäupen. Der Gedanke der Religions- und Gewissensfreiheit war ihnen noch zu neu und unfaßbar, als daß sie ihn hätten realisieren können. Christliche Ideen verwirklichen sich auch in christlichen Ländern erst in langen Zeiträumen, und die Wandlung des Kulturbewußtseins ist eine Sache von Jahrhunderten. Es bedurfte ja noch weit mehr als eines Jahrhunderts, ehe in evangelischen Landen die unheimliche Macht des mittelalterlichen Hexenwahns gebrochen wurde und die Scheiterhaufen erloschen. Erst der aufkommende Vernunftglaube hat ihnen ein Ende gemacht. Im Reformationsjahrhundert galt der Grundsatz: Cuius regio, eius religio, die Religion oder besser Konfession der Untertanen richtete sich nach dem Bekenntnis des Landesfürsten. Man traute dem beschränkten Untertanenverstand noch nicht genügendes Urteil zur Entscheidung über Religions- und Gewissensfragen zu, sondern wollte diese wichtige Sache der Weisheit der Fürsten und ihrer Ratgeber vorbehalten wissen. Auch wertete man die Persönlichkeit des einzelnen gewöhnlichen Sterblichen sehr gering; sie ging in der großen Masse auf und unter.

Es bedurfte erst der Hilfe der Aufklärung, ja der großen Revolution, um den Ideen der Glaubens- und Gewissensfreiheit im öffentlichen Leben Geltung zu verschaffen. Immerhin ist es sehr beachtenswert, daß die rechtliche Durchsetzung der Glaubensfreiheit nicht zuerst in Frankreich, auch nicht in Deutschland, wo die Kirche in den Fesseln des Staates lag, sondern in den reformierten, calvinisch bestimmten Einzelstaaten Nordamerikas erfolgte, ein Ruhm, der dem Calvinismus nicht

geschmälert werden soll. Freilich hat die religiös-sittliche Persönlichkeit erst nach langen, schweren Kämpfen dies ihr Recht errungen, das doch eigentlich im Prinzip der Reformation lag. Aber immerhin war auch das System Calvins schon ein gewaltiger Fortschritt über die mittelalterliche Kirche hinaus jenem Ziel entgegen. Und diese eigenartige, theokratische Übergangsstufe war wohl nötig, damit sich die evangelische Kirche in romanischen Landen nicht in dogmatischem und sittlichem Individualismus auflöse. Jedenfalls hat die Genfer Kirche Calvins eine hohe Aufgabe in der Geschichte des Protestantismus erfüllt; sie hat ganze Völker erzogen und gebildet, und zwar so, daß sie eine hervorragende, bedeutsame Rolle in der Weltgeschichte gespielt und zur Förderung und Hebung der Kultur im höchsten Sinn beigetragen haben. Und das ist wahrlich ein ewiger Gewinn und ein unsterbliches Verdienst.



Wilhelm Löhe

Ein Lebensbild zum Gedächtnis ::: seines 100. Geburtstages :::

Von Dr. P. Paulsen — Mit Löhes Bild

6½ Bogen gr. 8° steif brosch. Mk. 1.80
Leinwd. gebund. mit Farbschnitt Mk. 2.40

Das Lebensbild des genialen Schöpfers der Anstalten Neuendettelsau, eines der größten Theologen Deutschlands, sonderlich Bayerns, ist mit **feinem Verständnis** und **weiser Beschränkung** auf das Wichtigste, Markanteste entworfen. Gleichwohl tritt die mächtige und eigenartige Persönlichkeit Löhes in ihren Vorzügen wie auch in ihrer theolog. und kirchl. Gebundenheit plastisch hervor. Die Ausstattung des Buches ist **gut** und **geschmackvoll**, das wohlgetroffene Bild Löhes eine dankenswerte Zugabe. Den Kindern unserer Zeit tut es not, an kraftvollen religiösen Persönlichkeiten innerlich zu erstarken. **Löhes Leben** ist eine **gute Lektüre**, denn aus ihm weht uns der Geisteshauch eines religiösen Genius an.

„Westdeutsche Zeitung", Essen.

Löhes gewaltige Persönlichkeit wird allen kirchl. Gesinnten in einer auch den **Laien verständlichen Wärme** geschildert, die nicht allein für den ausgezeichneten Charakter, sondern auch für seine hohen Ziele das Verständnis vermittelt. Für den Gedächtnisgottesdienst findet sich hier **das vorzüglichste Material.**

Literaturbericht für Theologie.

. . . das alles ist in Paulsens Schrift in **schöner Sprache** und **allgemein verständlich geschildert**, so zwar, daß es zum Vergleich mit der eigenen Persönlichkeit zwingt und zur Nacheiferung und Treue anregt. Und das soll jede Biographie, jedes Lebensbild. **Wir können das Werk zur Anschaffung nur bestens empfehlen.**

Reichsbote 1908, 22.

Die vorliegende Lebensschilderung **zeichnet sich** aus durch **vornehme Schlichtheit, Objektivität** und **feines Verständnis** für den herrlichen Gottesmann.

Glauben und Wissen 1908, Nr. 2.



…r'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Eine wichtige Frage für jedermann!

Das Leben nach dem Tode.

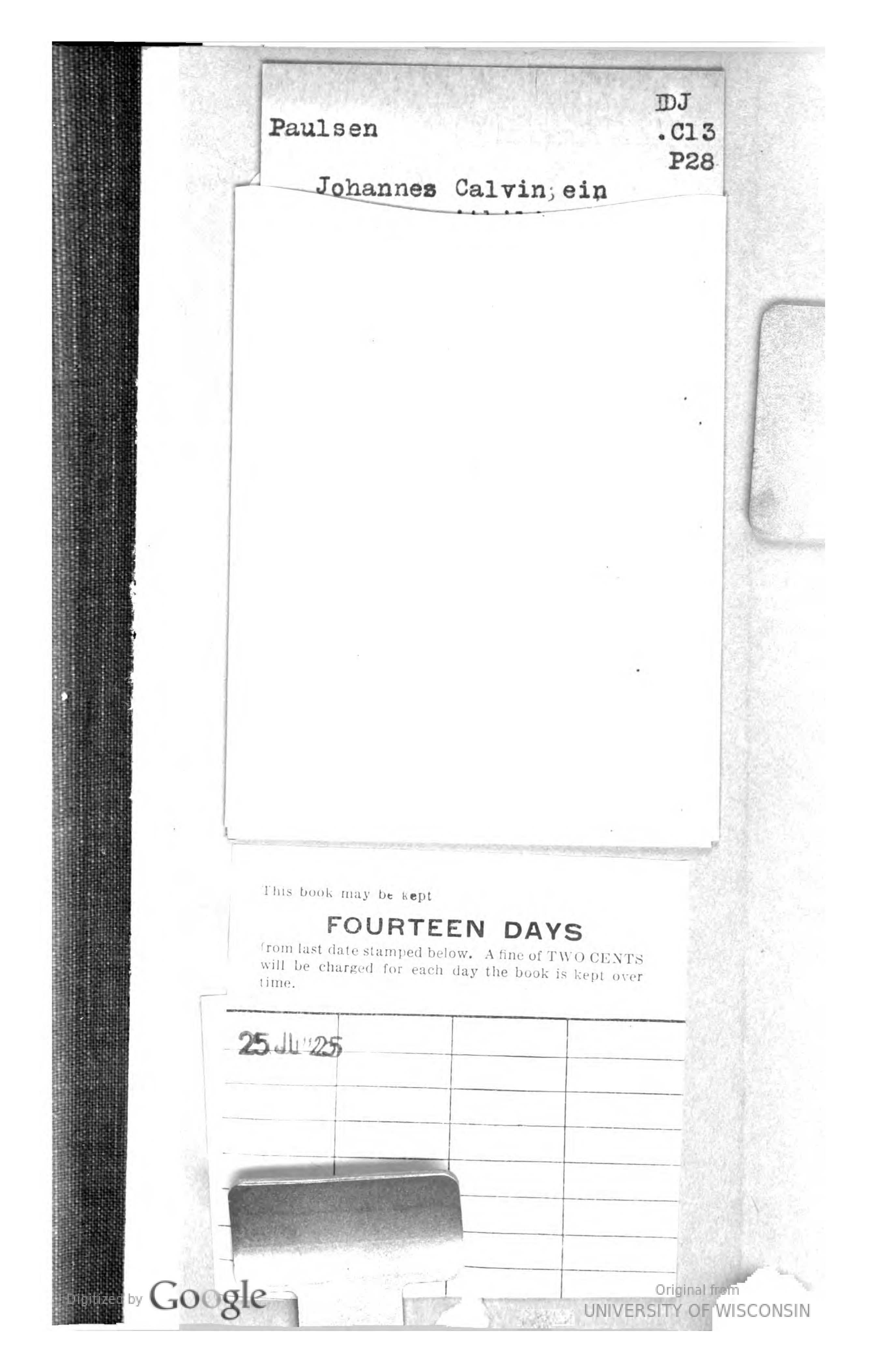
Ein zeitgemäßer Beitrag zur Lehre von den letzten Dingen.

Von Dr. P. Paulsen.

Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage.

Preis Mk. 1.50.

Ein Schriftchen, das in gedrängter Fassung, in edler, allgemein verständlicher Sprache in biblischer Nüchternheit über das Auskunft gibt, was jedem ernsteren Menschen das Wichtigste sein muß, war wirklich ein dringendes Bedürfnis. Hier ist diesem Bedürfnis abgeholfen. Wir können dieses Büchlein nur auf das Angelegentlichste empfehlen. K. Ms.



Paulsen
DJ
.C13
P28
Johannes Calvin; ein
This book may be kept
FOURTEEN DAYS
from last date stamped below. A fine of TWO CENTS will be charged for each day the book is kept over time.
25 JL '25